

Christian Baun

Betriebssysteme kompakt



IT kompakt

Werke der „kompakt-Reihe“ zu wichtigen Konzepten und Technologien der IT-Branche:

- ermöglichen einen raschen Einstieg,
- bieten einen fundierten Überblick,
- sind praxisorientiert, aktuell und immer ihren Preis wert.

Weitere Titel der Reihe siehe: <http://www.springer.com/series/8297>.

Christian Baun

Betriebssysteme kompakt



Springer Vieweg

Christian Baun
Fachbereich Informatik
Fachhochschule Frankfurt am Main
Frankfurt, Deutschland

IT kompakt

ISBN 978-3-662-53142-6

ISBN 978-3-662-53143-3 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-662-53143-3

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer Vieweg

© Springer-Verlag GmbH Deutschland 2017

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer Vieweg ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer-Verlag GmbH Deutschland

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Vorwort zur 1. Auflage

Betriebssysteme sind ein wichtiges Thema der praktischen Informatik und zum geringeren Teil auch der technischen Informatik. Sie sind die Schnittstelle zwischen der Hardware eines Computers und seinen Benutzern und deren Softwareprozessen. Zudem verwalten Betriebssysteme die Hardwarekomponenten eines Computers und die gespeicherten Daten.

Dieses kompakte Werk über das breite Thema Betriebssysteme wurde mit dem Ziel geschrieben, dem Leser einen Überblick über die wichtigsten Aufgabenbereiche und Kernfunktionalitäten von Betriebssystemen zu verschaffen und so das Verständnis dafür zu wecken, wie Betriebssysteme funktionieren, wie sie die wichtigsten Funktionalitäten erbringen und wie sie die wichtigsten Hardwarekomponenten eines Computers nutzen und steuern.

Die Programmbeispiele in diesem Werk wurden alle in der Programmiersprache C geschrieben und unter dem freien Betriebssystem Debian GNU/Linux getestet. Prinzipiell sollten sie unter jedem anderen Unix-(ähnlichen) Betriebssystem laufen. Die Programmbeispiele und eine Errata-Liste sind auf meiner Webseite¹ verfügbar.

Für das Korrekturlesen danke ich Henry Cocos, Samuel Dietz, Maximilian Hoecker, Rosa Maria Spanou, Michael Stapelberg und Torsten Wiens.

An dieser Stelle möchte ich ganz besonders meiner Familie danken, die mich auch bei diesem Werk so viel unterstützt hat.

Frankfurt am Main
Februar 2017

Prof. Dr. Christian Baun

¹ <http://www.christianbaun.de>

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Grundlagen der Informationstechnik	3
2.1	Bit	3
2.2	Repräsentation von Zahlen	4
2.2.1	Dezimalsystem	5
2.2.2	Dualsystem	5
2.2.3	Oktalsystem	6
2.2.4	Hexadezimalsystem	6
2.3	Datei- und Speichergrößen	8
2.4	Informationsdarstellung	9
2.4.1	ASCII-Kodierung	10
2.4.2	Unicode	12
2.4.3	Darstellung von Zeichenketten	12
3	Grundlagen der Betriebssysteme	15
3.1	Einordnung der Betriebssysteme in die Informatik	15
3.2	Positionierung und Kernfunktionalitäten von Betriebssystemen	16
3.3	Entwicklung der Betriebssysteme	19
3.3.1	Zweite Generation von Computern	20
3.3.2	Dritte Generation von Computern	21
3.3.3	Vierte Generation von Computern	22
3.4	Betriebsarten	23
3.4.1	Stapelbetrieb und Dialogbetrieb	23

3.4.2	Einzelprogrammbetrieb und Mehrprogrammbetrieb	25
3.4.3	Einzelbenutzerbetrieb und Mehrbenutzerbetrieb	26
3.5	8/16/32/64 Bit-Betriebssysteme	27
3.6	Echtzeitbetriebssysteme	27
3.6.1	Harte und weiche Echtzeitbetriebssysteme	28
3.6.2	Architekturen von Echtzeitbetriebssystemen	29
3.7	Verteilte Betriebssysteme	30
3.8	Architektur des Betriebssystemkerns	32
3.8.1	Monolithische Kerne	33
3.8.2	Minimale Kerne	34
3.8.3	Hybride Kerne	35
3.9	Schichtenmodell	36
4	Grundlagen der Rechnerarchitektur	39
4.1	Von-Neumann-Architektur	39
4.1.1	Hauptprozessor	40
4.1.2	Von-Neumann-Zyklus	41
4.1.3	Busleitungen	41
4.2	Ein-/Ausgabegeräte	45
4.3	Digitale Datenspeicher	48
4.4	Speicherhierarchie	49
4.4.1	Register	52
4.4.2	Cache	52
4.4.3	Hauptspeicher	55
4.4.4	Festplatten	55
4.4.5	Solid State Drives	58
4.5	RAID	64
4.5.1	RAID 0	67
4.5.2	RAID 1	67
4.5.3	RAID 2	68
4.5.4	RAID 3	69
4.5.5	RAID 4	70
4.5.6	RAID 5	71
4.5.7	RAID 6	72
4.5.8	RAID-Kombinationen	72

5	Speicherverwaltung	75
5.1	Konzepte zur Speicherverwaltung	75
5.1.1	Statische Partitionierung	76
5.1.2	Dynamische Partitionierung	77
5.1.3	Buddy-Speicherverwaltung	80
5.2	Speicheradressierung in der Praxis	84
5.2.1	Real Mode	84
5.2.2	Protected Mode und virtueller Speicher	88
5.2.3	Seitenorientierter Speicher (Paging)	90
5.2.4	Segmentorientierter Speicher (Segmentierung)	98
5.2.5	Aktueller Stand beim virtuellen Speicher	99
5.2.6	Kernelspace und Userspace	101
5.3	Seiteneretzungsstrategien	103
5.3.1	Optimale Strategie	104
5.3.2	Least Recently Used	104
5.3.3	Least Frequently Used	105
5.3.4	First In First Out	106
5.3.5	Clock / Second Chance	107
5.3.6	Random	107
6	Dateisysteme	109
6.1	Technische Grundlagen der Dateisysteme	110
6.2	Blockadressierung bei Linux-Dateisystemen	110
6.2.1	Minix	113
6.2.2	ext2/3	114
6.3	Dateisysteme mit Dateizuordnungstabellen	117
6.3.1	FAT12	122
6.3.2	FAT16	122
6.3.3	FAT32	123
6.3.4	VFAT	123
6.4	Journaling-Dateisysteme	125
6.5	Extent-basierte Adressierung	127
6.5.1	ext4	128
6.5.2	NTFS	129
6.6	Copy-on-Write	131
6.7	Datenzugriffe mit einem Cache beschleunigen	132
6.8	Defragmentierung	133

7	Systemaufrufe	135
7.1	Benutzermodus und Kernelmodus	135
7.2	Systemaufrufe und Bibliotheken	136
7.3	Ablauf eines Systemaufrufs	140
8	Prozessverwaltung	143
8.1	Prozesskontext	143
8.2	Prozesszustände	144
8.3	Struktur eines Prozesses im Speicher	151
8.4	Prozesse erzeugen mit fork	153
8.5	Prozesse ersetzen mit exec	159
8.6	Prozesswechsel und Scheduling von Prozessen	163
8.6.1	Prioritätengesteuertes Scheduling	165
8.6.2	First Come First Served	166
8.6.3	Round Robin	167
8.6.4	Shortest Job First/Shortest Process Next	168
8.6.5	Shortest Remaining Time First	169
8.6.6	Longest Job First	169
8.6.7	Longest Remaining Time First	170
8.6.8	Highest Response Ratio Next	170
8.6.9	Earliest Deadline First	171
8.6.10	Fair-Share-Scheduling	171
8.6.11	Multilevel-Scheduling	172
9	Interprozesskommunikation	175
9.1	Kritische Abschnitte und Wettlaufsituationen	175
9.2	Synchronisation von Prozessen	178
9.2.1	Definition der Ausführungsreihenfolge durch Signalisierung	179
9.2.2	Schutz kritischer Abschnitte durch Sperren	181
9.2.3	Verhungern und Deadlock	183
9.3	Kommunikation von Prozessen	187
9.3.1	Gemeinsamer Speicher (Shared Memory)	188
9.3.2	Nachrichtenwarteschlangen (Message Queue)	195
9.3.3	Kommunikationskanäle (Pipes)	203
9.3.4	Sockets	210
9.4	Kooperation von Prozessen	222

9.4.1	Semaphor	223
9.4.2	Mutex	228
9.4.3	Monitor	228
10	Virtualisierung	231
10.1	Partitionierung	232
10.2	Hardware-Emulation	233
10.3	Anwendungsvirtualisierung	234
10.4	Vollständige Virtualisierung	235
10.5	Paravirtualisierung	237
10.6	Hardware-Virtualisierung	239
10.7	Betriebssystem-Virtualisierung	239
Glossar		243
Literatur		253
Sachverzeichnis		257

Dieses Buch will einen Überblick über das Thema Betriebssysteme und deren Komponenten schaffen, ohne dabei den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Das Ziel ist es, den Leserinnen und Lesern ein grundlegendes Wissen über die Funktionsweise von Betriebssystemen und deren Komponenten zu vermitteln. Technische Vorkenntnisse sind dabei nicht erforderlich.

In den Kapiteln 2 und 3 findet eine Einführung in die Grundlagen der Informationstechnik und der Betriebssysteme statt. Dies ist nötig, um die Thematik Betriebssysteme und den Inhalt dieses Buchs verstehen zu können.

Ein Verständnis der notwendigsten Hardwarekomponenten eines Computers ist elementar, um die Arbeitsweise von Betriebssystemen zu verstehen. Darum beschäftigt sich Kap. 4 mit den Grundlagen der Rechnerarchitektur. Schwerpunkte dieses Kapitels sind die Arbeitsweise des Hauptprozessors, des Speichers und der Bussysteme.

Kap. 5 beschreibt die grundlegenden Konzepte der Speicherverwaltung und die Art und Weise, wie moderne Betriebssysteme den Cache und den Hauptspeicher verwalten.

Eine andere Form der Speicherverwaltung thematisiert Kap. 6. Dieses Kapitel beschreibt die technischen Grundlagen klassischer und moderner Dateisysteme anhand ausgewählter Beispiele.

Die Interaktion der Benutzerprozesse mit den Funktionen des Betriebssystemkerns geschieht via Systemaufrufe. Diese können direkt oder über Bibliotheksfunktionen aufgerufen werden. Eine Beschreibung der Arbeitsweise von und mit Systemaufrufen enthält Kap. 7.

Der Fokus von Kap. 8 liegt auf der Prozessverwaltung. Schwerpunkte sind einerseits die Art und Weise, wie Prozesse im Betriebssystem realisiert werden und nach welchen Kriterien diese den Prozessor zugewiesen bekommen.

Möglichkeiten zum Schutz kritischer Abschnitte und die verschiedenen Aspekte der Interprozesskommunikation beschreibt Kap. 9.

Abschließend findet in Kap. 10 eine Einführung in die aus Sicht der Betriebssysteme relevanten Virtualisierungskonzepte statt.

Um die Funktionsweise von Betriebssystemen zu verstehen, ist ein grundlegendes Verständnis der Informationstechnik (IT) nötig. Bei diesen Grundlagen handelt es sich um die Möglichkeiten der Informationsdarstellung und der Repräsentation von Zahlen, Größenordnungen und die Art und Weise, wie Informationen (speziell Texte) in Rechnern dargestellt werden.

2.1 Bit

Ein *Bit* ist die kleinstmögliche Einheit der Information und jede Information ist an einen Informationsträger gebunden [20]. Ein Informationsträger, der sich in genau einem von zwei Zuständen befinden kann, kann die Datenmenge 1 Bit darstellen. Den Wert eines oder mehrerer Bits nennt man *Zustand*. Ein Bit stellt zwei Zustände dar. Verschiedene Sachverhalte können die Datenmenge 1 Bit darstellen. Beispiele sind:

- Die Stellung eines Schalters mit zwei Zuständen
- Der Schaltzustand eines Transistors
- Das Vorhandensein einer elektrischen Spannung oder Ladung
- Das Vorhandensein einer Magnetisierung
- Der Wert einer Variable mit den logischen Wahrheitswerten.

Tab. 2.1 Die Anzahl der darstellbaren Zustände verdoppelt sich mit jedem zusätzlichen Bit

Bits	Zustände	Bits	Zustände	Bits	Zustände
1	$2^1 = 2$	9	$2^9 = 512$	17	$2^{17} = 131.072$
2	$2^2 = 4$	10	$2^{10} = 1024$	18	$2^{18} = 262.144$
3	$2^3 = 8$	11	$2^{11} = 2048$	19	$2^{19} = 524.288$
4	$2^4 = 16$	12	$2^{12} = 4096$	20	$2^{20} = 1.048.576$
5	$2^5 = 32$	13	$2^{13} = 8192$	21	$2^{21} = 2.097.152$
6	$2^6 = 64$	14	$2^{14} = 16.384$	22	$2^{22} = 4.194.304$
7	$2^7 = 128$	15	$2^{15} = 32.768$	23	$2^{23} = 8.388.608$
8	$2^8 = 256$	16	$2^{16} = 65.536$	24	$2^{24} = 16.777.216$

Benötigt man zur Speicherung einer Information mehr als zwei Zustände, sind Folgen von Bits (*Bitfolgen*) nötig. Mit n Bits kann man 2^n verschiedene Zustände darstellen (siehe Tab. 2.1). Also kann man mit 2 Bits $2^2 = 4$ verschiedene Zustände repräsentieren, nämlich 00, 01, 10 und 11. Mit 3 Bits kann man schon $2^3 = 8$ verschiedene Zustände (000, 001, 010, 011, 100, 101, 110 und 111) repräsentieren. Jedes zusätzliche Bit verdoppelt die Anzahl der möglichen darstellbaren Zustände (Bitfolgen) [20].

2.2 Repräsentation von Zahlen

Zahlen kann man auf unterschiedliche Arten darstellen. Eine Aufgabe der IT ist es, Zahlen aus der *realen Welt* im Rechner abzubilden. Wichtig ist dabei die Unterscheidung zwischen *Wert* und *Darstellung*.

In der Mathematik unterscheidet man Zahlen als Elemente verschiedener Wertemengen (natürliche Zahlen, ganze Zahlen, reelle Zahlen, komplexe Zahlen, usw.). Den Wert einer Zahl nennt man auch *abstrakte Zahl* und der Wert ist unabhängig von der Darstellung (zum Beispiel $0,5 = 1/2$).

Operationen eines Rechners werden aber nicht auf Werten, sondern auf Bitfolgen ausgeführt. Darum ist für die IT besonders die Darstellung der Zahlen interessant. Die Darstellung wird vom verwendeten Stellenwertsystem (Positionssystem) bestimmt. Die für die IT wichtigen Stel-

lenwertssysteme sind das Dezimalsystem, das Dualsystem, das Oktalsystem und das Hexadezimalsystem.

2.2.1 Dezimalsystem

Das Dezimalsystem verwendet als Basis die Zahl 10. Jede Ziffer D an der Stelle i hat den Wert $D \times 10^i$. Ein Beispiel ist:

$$2013 = 2 \times 10^3 + 0 \times 10^2 + 1 \times 10^1 + 3 \times 10^0$$

Rechner-Systeme unterscheiden prinzipiell zwischen zwei elektrischen Zuständen. Darum ist aus Sicht der IT als Basis die Zahl 2 und damit das Dualsystem optimal geeignet.

2.2.2 Dualsystem

Das Dualsystem verwendet als Basis die Zahl 2. Zahlen werden nur mit den Ziffern der Werte Null und Eins dargestellt. Zahldarstellungen im Dualsystem heißen Dualzahlen oder Binärzahlen. Alle positiven natürlichen Zahlen inklusive der Null können durch Folgen von Symbolen aus der Menge $\{1, 0\}$ repräsentiert werden. Das niederwertigste Bit (x_0) heißt *Least Significant Bit* (LSB) und das höchstwertigste Bit (x_{n-1}) ist das *Most Significant Bit* (MSB), wobei n der Anzahl der Bits entspricht.

Da lange Reihen von Nullen und Einsen für Menschen schnell unübersichtlich werden, verwendet man zur Darstellung von Bitfolgen häufig das Oktalsystem oder das Hexadezimalsystem.

Die Umrechnung der Stellenwertsysteme ist einfach möglich. Zur Verdeutlichung ist das Stellenwertsystem der jeweiligen Zahl in den folgenden Beispielen tiefgestellt beigefügt.

Bei der Umwandlung von Dualzahlen in Dezimalzahlen werden die Ziffern mit ihren Stellenwertigkeiten ausmultipliziert und die Ergebnisse addiert.

$$10100100_2 = 2^7 + 2^5 + 2^2 = 164_{10}$$

Die Umwandlung von Dezimalzahlen in Dualzahlen ist unter anderem mit Hilfe des Restwertalgorithmus (siehe Tab. 2.2) möglich. Dabei

Tab. 2.2 Die Dezimalzahl 164_{10} in die Dualzahl 10100100_2 umwandeln

	<i>Quotient</i>	<i>Rest</i>
<i>k</i>	<i>k DIV 2</i>	<i>k MODULO 2</i>
164	82	$0 = x_1$
82	41	$0 = x_2$
41	20	$1 = x_3$
20	10	$0 = x_4$
10	5	$0 = x_5$
5	2	$1 = x_6$
2	1	$0 = x_7$
1	0	$1 = x_8$

wird die Dezimalzahl durch die Basis 2 dividiert und das Ergebnis und der Rest (Wert Null oder Eins) werden notiert. Das Ergebnis der Division wird in der nächsten Runde (Zeile der Tabelle) erneut durch die Basis dividiert, und erneut werden das Ergebnis und der Rest notiert. Der Algorithmus wird so lange weitergeführt, bis das Ergebnis der Division Null ist.

2.2.3 Oktalsystem

Das Oktalsystem verwendet als Basis die Zahl 8 und kann Gruppen von 3 Bits (Oktade) mit einem Zeichen darstellen.

Bei der Umwandlung von Dualzahlen in Oktalzahlen wird die Bitkette vom niederwertigsten Bit beginnend in Oktaden unterteilt. Jede Oktade entspricht einer Stelle der Oktalzahl.

$$164_{10} = 10|100|100_2 = 244_8$$

Die Umwandlung von Oktalzahlen in Dualzahlen erfolgt analog. Eine Stelle im Oktalsystem entspricht drei Stellen im Dualsystem.

2.2.4 Hexadezimalsystem

Das Hexadezimalsystem verwendet als Basis die Zahl 16. Die Darstellung positiver natürlicher Zahlen erfolgt mit den 16 Ziffernsymbolen

Tab. 2.3 Verschiedene Darstellungen positiver natürlicher Zahlen

Dezimale Darstellung	Binäre Darstellung	Oktale Darstellung	Hexadezimale Darstellung
00	0000	00	0
01	0001	01	1
02	0010	02	2
03	0011	03	3
04	0100	04	4
05	0101	05	5
06	0110	06	6
07	0111	07	7
08	1000	10	8
09	1001	11	9
10	1010	12	A
11	1011	13	B
12	1100	14	C
13	1101	15	D
14	1110	16	E
15	1111	17	F

aus der Menge $\{0, 1, \dots, 8, 9, A, B, C, D, E, F\}$. Ein Zeichen kann eine Gruppe von 4 Bits (Tetrade oder Nibble) darstellen.

Bei der Umwandlung von Dualzahlen in Hexadezimalzahlen wird die Bitkette vom niederwertigsten Bit beginnend in Tetraden unterteilt. Jede Tetrade entspricht einer Stelle der Hexadezimalzahl.

$$164_{10} = 1010|0100_2 = A4_{16}$$

Die Umwandlung von Hexadezimalzahlen in Dualzahlen geschieht analog. Eine Stelle im Hexadezimalsystem entspricht vier Stellen im Dualsystem.

Tab. 2.3 enthält eine Übersicht der verschiedenen Darstellungen der ersten 16 positiven natürlichen Zahlen im Dezimalsystem, Dualsystem, Oktalsystem und Hexadezimalsystem.

2.3 Datei- und Speichergrößen

Rechner lesen und schreiben aus Geschwindigkeitsgründen meist nicht einzelne Bits, sondern arbeiten mit Bitfolgen, deren Längen Vielfache von Acht sind. Eine Gruppe von 8 Bits nennt man *Byte*. Den Wert eines Bytes kann man entweder durch 8 Bits oder zwei Hexadezimalziffern darstellen.

Eine Datei ist eine beliebig lange Folge von Bytes und enthält inhaltlich zusammengehörende Daten. Alle Informationen (Zahlen, Texte, Musik, Programme, usw.), mit denen ein Rechner arbeiten soll, müssen als Folge von Bytes repräsentiert werden können und als Datei gespeichert werden [20].

Da sich die Größenordnungen der meisten Dateien im Bereich mehrerer Tausend oder Millionen Bytes befinden, gibt es verschiedene Größeneinheiten zur verkürzten Zahlendarstellung. Für Datenspeicher mit binärer Adressierung ergeben sich Speicherkapazitäten von 2^n Byte, also Zweierpotenzen (siehe Tab. 2.4).

Die Maßeinheiten in Tab. 2.4 haben sich für die Größenangabe von Hauptspeicher und Speichermedien in Betriebssystemen eingebürgert. Die Hersteller von Festplatten, CD/DVDs und USB-Speichermedien bevorzugen zur Berechnung der Kapazität und zur Angabe auf der Verpackung aber lieber Dezimal-Präfixe, also zum Beispiel den Faktor 10^9 anstatt 2^{30} für GB und 10^{12} anstatt 2^{40} für TB. Aus diesem Grund wird zum Beispiel bei einem DVD-Rohling mit einer angegebenen Kapazi-

Tab. 2.4 Datei- und Speichergrößen

Name	Symbol	Bedeutung
Kilobyte	kB	$2^{10} = 1024$ Bytes
Megabyte	MB	$2^{20} = 1.048.576$ Bytes
Gigabyte	GB	$2^{30} = 1.073.741.824$ Bytes
Terabyte	TB	$2^{40} = 1.099.511.627.776$ Bytes
Petabyte	PB	$2^{50} = 1.125.899.906.842.624$ Bytes
Exabyte	EB	$2^{60} = 1.152.921.504.606.846.976$ Bytes
Zettabyte	ZB	$2^{70} = 1.180.591.620.717.411.303.424$ Bytes
Yottabyte	YB	$2^{80} = 1.208.925.819.614.629.174.706.176$ Bytes

tät von 4,7 GB in vielen Anwendungen korrekterweise nur die Kapazität 4,38 GB angezeigt.

$$10^9 = 1.000.000.000, \quad 2^{30} = 1.073.741.824$$

Der Kapazitätsunterschied zwischen Zweierpotenz und Zehnerpotenz ist in diesem Fall ca. 7,37 %.

Bei größeren Speichern ist der Unterschied noch größer. So können von einer Festplatte mit angeblich 1 TB Speicherkapazität tatsächlich nur etwa 930 GB verwendet werden.

$$10^{12} = 1.000.000.000.000, \quad 2^{40} = 1.099.511.627.776$$

Der Kapazitätsunterschied zwischen Zweierpotenz und Zehnerpotenz ist in diesem Fall schon ca. 9,95 % und mit jeder weiteren Maßeinheit (PB, EB, ZB, usw.) wächst der Kapazitätsunterschied zwischen Zweierpotenzen und Zehnerpotenzen weiter.

Die International Electrotechnical Commission (IEC) schlug 1996 vor, die populären Größenfaktoren, die auf den Zweierpotenzen basieren, mit einem kleinen „i“ zu kennzeichnen und die etablierten Bezeichnungen der Maßeinheiten für die Zehnerpotenzen zu reservieren. Dieser Vorschlag konnte sich bislang nicht durchsetzen und die daraus resultierenden alternativen Bezeichnungen Kibibyte (KiB), Mebibyte (MiB), Gibibyte (GiB), Tebibyte (TiB), Pebibyte (PiB), Exbibyte (EiB) und Zebibyte (ZiB) sind außerhalb des akademischen Bereichs nicht besonders populär.

2.4 Informationsdarstellung

Daten sind Folgen von Nullen und Einsen, die beliebige Informationen repräsentieren. Um Texte und Zahlen durch Daten darzustellen, kodiert man die Zeichen des Alphabets (Groß- und Kleinschreibung), Satzzeichen wie Punkt, Komma und Semikolon, sowie einige Spezialzeichen wie zum Beispiel +, %, & und \$ in Bitfolgen. Zudem sind Sonderzeichen wie Leerzeichen (SP), Wagenrücklauf (CR) und Tabulator (TAB) nötig. Die am besten etablierte Kodierung ist der *American Standard Code for Information Interchange (ASCII)*.

2.4.1 ASCII-Kodierung

Die ASCII-Kodierung, häufig auch US-ASCII genannt, ist eine 7-Bit-Zeichenkodierung. Das heißt, dass jedem Zeichen eine Bitfolge aus 7 Bits zugeordnet ist. Es existieren also $2^7 = 128$ verschiedene Bitfolgen und exakt so viele Zeichen definiert die Zeichenkodierung (siehe Tab. 2.5). Von den 128 Zeichen sind 95 Zeichen druckbar und 33 Zeichen nicht druckbar. Die druckbaren Zeichen sind (beginnend mit dem Leerzeichen):

```
!"#$%&'()*+,-./0123456789:;<=>?
@ABCDEFGHIJKLMNOQRSTUVWXYZ[\]^_
`abcdefghijklmnopqrstuvwxyz{|}~
```

Die nicht druckbaren Zeichen 00_{16} bis 20_{16} und $7F_{16}$, zum Beispiel Backspace (BS) und Carriage Return (CR), sind Steuerzeichen, die ursprünglich zur Steuerung eines Fernschreibers verwendet wurden. ASCII ist also nicht nur ein Standard zur Datenablage, sondern auch zur Datenübertragung geeignet. Den Anfang und das Ende einer Datenübertragung markiert man mit Start of Text (STX) bzw. End of Text (ETX). Die Steuerung der Übertragung ist mit nicht druckbaren Zeichen wie Acknowledge (ACK) und negative Acknowledge (NAK) möglich. Mit Bell (BEL) kann ein Sender, zum Beispiel bei einem Fehler, ein Alarmsignal an den Empfänger senden.

Das 8. Bit kann als Paritätsbit zur Fehlererkennung verwendet werden. In diesem Fall hat es den Wert 0, wenn die Anzahl der Einsen an den übrigen sieben Bitpositionen gerade ist und ansonsten den Wert 1.

Durch verbesserte Protokolle zur Datenübertragung benötigt man das 8. Bit bei der Datenübertragung von ASCII-kodierten Texten nicht mehr zur Fehlererkennung. Darum wurde, um zusätzliche Zeichen kodieren zu können, US-ASCII mit zahlreichen Erweiterungen zu einer 8-Bit-Zeichenkodierung erweitert. Wird jedem Zeichen eine Bitfolge aus 8 Bits zugeordnet, sind $2^8 = 256$ verschiedene Bitfolgen verfügbar. Es sind also 128 Zeichen mehr verfügbar, als bei US-ASCII. Da diese 128 zusätzlichen Zeichen nicht ausreichen, um alle international benötigten Sonderzeichen zu kodieren, existieren verschiedene ASCII-Erweiterungen für die verschiedenen Sprachen und Regionen.

Tab. 2.5 Tabelle der ASCII-Zeichenkodierung (US-ASCII)

Dez	Hex	Zeichen	Dez	Hex	Zeichen	Dez	Hex	Zeichen	Dez	Hex	Zeichen
000	00	NUL	032	20	Space	064	40	@	096	60	'
001	01	SOH	033	21	!	065	41	A	097	61	a
002	02	STX	034	22	"	066	42	B	098	62	b
003	03	ETX	035	23	#	067	43	C	099	63	c
004	04	EOT	036	24	\$	068	44	D	100	64	d
005	05	ENQ	037	25	%	069	45	E	101	65	e
006	06	ACK	038	26	&	070	46	F	102	66	f
007	07	BEL	039	27	'	071	47	G	103	67	g
008	08	BS	040	28	(	072	48	H	104	68	h
009	09	TAB	041	29	)	073	49	I	105	69	i
010	0A	LF	042	2A	*	074	4A	J	106	6A	j
011	0B	VT	043	2B	+	075	4B	K	107	6B	k
012	0C	FF	044	2C	,	076	4C	L	108	6C	l
013	0D	CR	045	2D	-	077	4D	M	109	6D	m
014	0E	SO	046	2E	.	078	4E	N	110	6E	n
015	0F	SI	047	2F	/	079	4F	O	111	6F	o
016	10	DLE	048	30	0	080	50	P	112	70	p
017	11	DC1	049	31	1	081	51	Q	113	71	q
018	12	DC2	050	32	2	082	52	R	114	72	r
019	13	DC3	051	33	3	083	53	S	115	73	s
020	14	DC4	052	34	4	084	54	T	116	74	t
021	15	NAK	053	35	5	085	55	U	117	75	u
022	16	SYN	054	36	6	086	56	V	118	76	v
023	17	ETB	055	37	7	087	57	W	119	77	w
024	18	CAN	056	38	8	088	58	X	120	78	x
025	19	EM	057	39	9	089	59	Y	121	79	y
026	1A	SUB	058	3A	:	090	5A	Z	122	7A	z
027	1B	ESC	059	3B	;	091	5B	[	123	7B	{
028	1C	FS	060	3C	<	092	5C	\	124	7C	|
029	1D	GS	061	3D	=	093	5D	]	125	7D	}
030	1E	RS	062	3E	>	094	5E	^	126	7E	~
031	1F	US	063	3F	?	095	5F	_	127	7F	DEL

Die Erweiterungen sind mit dem ursprünglichen US-ASCII kompatibel. Alle im US-ASCII definierten Zeichen werden in den verschiedenen Erweiterungen durch die gleichen Bitfolgen kodiert. Die ersten 128 Zeichen einer ASCII-Erweiterung sind also mit der ursprünglichen ASCII-Tabelle identisch. Die Erweiterungen wie zum Beispiel ISO Latin 9 (ISO 8859-15) enthalten sprachspezifische Zeichen (zum Beispiel Umlaute) und Sonderzeichen (zum Beispiel das Euro-Symbol €), die nicht im lateinischen Grundalphabet enthalten sind.

Ein Nachteil der ASCII-Erweiterungen ist, dass nicht in allen Betriebssystemen alle Erweiterungen verfügbar sind. Wenn zwei Kommunikationspartner nicht die identische Erweiterung verwenden, werden unter anderem die Sonderzeichen im Text falsch angezeigt.

2.4.2 Unicode

Um die Probleme durch unterschiedliche Zeichenkodierungen in Zukunft zu vermeiden, wurde die Mehrbyte-Kodierung Unicode (ISO 10646) entwickelt. Diese wird laufend erweitert und soll in Zukunft alle bekannten Schriftzeichen enthalten.

Es existieren verschiedene Unicode-Standards. Am populärsten ist UTF-8. Die ersten 128 Zeichen werden mit einem Byte codiert und sind mit US-ASCII identisch. Die Kodierungen aller anderen Zeichen verwenden zwischen 2 und 6 Bytes. Aktuell enthält UTF-8 über 100.000 Zeichen.

Bei UTF-8 entspricht jedes mit 0 beginnende Byte einem 7-Bit US-ASCII-Zeichen. Jedes mit 1 beginnende Byte gehört zu einem aus mehreren Bytes kodierten Zeichen. Besteht ein mit UTF-8 kodiertes Zeichen aus $n \geq 2$ Bytes, beginnt das erste Byte mit n Einsen und jedes der $n - 1$ folgenden Bytes mit der Bitfolge 10 (siehe Tab. 2.6).

2.4.3 Darstellung von Zeichenketten

Um einen fortlaufenden Text zu kodieren, werden die einzelnen Zeichen zu einer Zeichenkette (*String*) aneinandergesetzt. Der Text „Betriebsysteme kompakt.“ wird zur nachstehenden Zeichenfolge.

Tab. 2.6 Mehrbyte-Zeichenkodierung mit UTF-8

Codelänge	Bits für die Zeichenkodierung	Format
1 Byte	7 Bits	0xxxxxxx
2 Bytes	11 Bits	110xxxxx 10xxxxxx
3 Bytes	16 Bits	1110xxxx 10xxxxxx 10xxxxxx
4 Bytes	21 Bits	11110xxx 10xxxxxx 10xxxxxx 10xxxxxx
5 Bytes	26 Bits	111110xx 10xxxxxx 10xxxxxx 10xxxxxx 10xxxxxx
6 Bytes	31 Bits	1111110x 10xxxxxx 10xxxxxx 10xxxxxx 10xxxxxx 10xxxxxx

B, e, t, r, i, e, b, s, s, y, s, t,
e, m, e, , k, o, m, p, a, k, t, .

Alle Zeichen (auch das Leerzeichen) werden durch die dezimalen Zeichennummern der ASCII-Tabelle ersetzt.

066 101 116 114 105 101 098 115 115 121 115 116
101 109 101 000 107 111 109 112 097 107 116 046

Alternativ kann man die hexadezimalen Zeichennummern der ASCII-Tabelle angeben.

42 65 74 72 69 65 62 73 73 79 73 74
65 6D 65 00 6B 6F 6D 70 61 6B 74 2E

Konvertiert man die Zeichennummern in Dualzahlen, erhält man die Repräsentation als Bitfolge.

01000010 01100101 01110100 01110010
01101001 01100101 01100010 01110011
01110011 01111001 01110011 01110100
01100101 01101101 01100101 00000000
01101011 01101111 01101101 01110000
01100001 01101011 01110100 00101110

Nach einer Einordnung des Themas Betriebssysteme in die Informatik behandelt dieses Kapitel grundlegende Begriffe und Unterscheidungskriterien der Betriebssysteme. Dazu gehören die unterschiedlichen Betriebsarten Stapelbetrieb und Dialogbetrieb sowie Einzel- und Mehrprogrammbetrieb. Es folgt eine Beschreibung der wichtigsten Eigenschaften von Echtzeitbetriebssystemen sowie von verteilten Betriebssystemen. Im weiteren Verlauf des Kapitels werden die unterschiedlichen Architekturkonzepte von Betriebssystemkernen gegenübergestellt und der prinzipielle Aufbau der Betriebssysteme anhand eines Schichtenmodells dargestellt.

3.1 Einordnung der Betriebssysteme in die Informatik

Die Informatik gliedert sich in die vier Teilgebiete praktische, technische und theoretische Informatik sowie Mathematik. Wie jedes Fachgebiet ist auch die Informatik beeinflusst von anderen Fachgebieten. Eine ein Studium der Informatik oder eine vergleichbare Ausbildung berücksichtigen daher auch immer mindestens ein Nebenfach, um den persönlichen Neigungen und dem Arbeitsmarkt gerecht zu werden. Nebenfächer¹ sind häufig E-Technik, BWL/VWL oder Medizin, seltener Geographie oder Sprachwissenschaften.

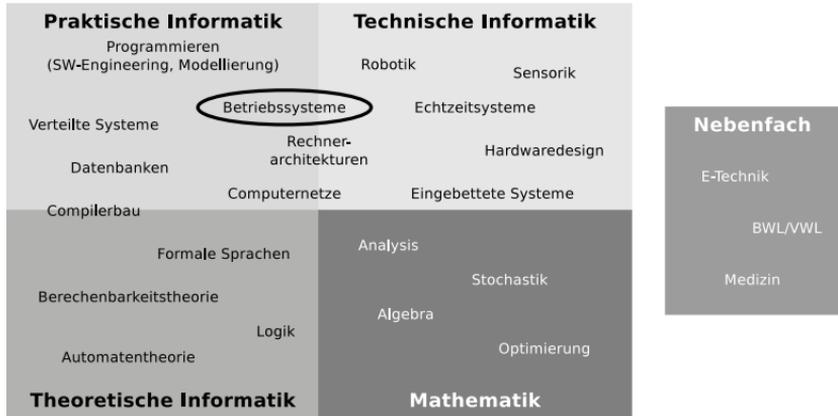


Abb. 3.1 Einordnung der Betriebssysteme in die Informatik

Bei Betriebssystemen handelt es sich ausschließlich um Software. Darum umfasst das Thema Betriebssysteme primär Inhalte aus der praktischen Informatik. Da eine der Hauptaufgaben von Betriebssystemen die Steuerung der jeweiligen Computer ist, gehören zum Thema Betriebssysteme auch immer Inhalte der technischen Informatik.

Abb. 3.1 zeigt eine Übersicht über die Teilgebiete der Informatik und dazugehöriger Themen.

3.2 Positionierung und Kernfunktionalitäten von Betriebssystemen

Auf jedem² Computer ist direkt über der Hardware-Ebene ein Betriebssystem (siehe Abb. 3.2) installiert und mit Hilfe des Betriebssystemkerns

¹ Die an dieser Stelle präsentierte Auflistung der Nebenfächer hat keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Das gleiche gilt für die in Abb. 3.1 gezeigten Themen der Informatik.

² Eine Ausnahme vom Grundsatz, dass direkt über der Hardware-Ebene ein Betriebssystem läuft, ist das Virtualisierungskonzept Paravirtualisierung (siehe Abschn. 10.5). Dort läuft direkt auf der Hardware ein Hypervisor, der die Hardwareressourcen unter den Gastsystemen verteilt.

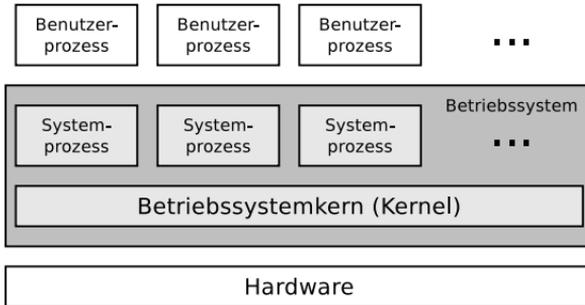


Abb. 3.2 Positionierung des Betriebssystems

(englisch: *Kernel*) und verschiedener Systemprozesse³ die grundlegenden Kernfunktionalitäten anbietet. Aus hierarchischer Sicht über dem Betriebssystem befinden sich die Benutzerprozesse, die die Aufträge der Benutzer abarbeiten.

Eine Übersicht über die Kernfunktionalitäten (Aufgabenbereiche) der Betriebssysteme zeigt Abb. 3.3. Diese sind die Verwaltung der...

- Hardwarekomponenten eines Computers.
- Daten in den unterschiedlichen Datenspeichern (Cache, Hauptspeicher, Auslagerungsspeicher und Speicherlaufwerke) des Computers.
- Prozesse und die Bereitstellung von Funktionalitäten zur Interprozesskommunikation.
- Unterschiedlichen Benutzer und Benutzergruppen.

Konsequenterweise sind die allermeisten in diesem Abschnitt beschriebenen und in Abb. 3.3 gezeigten Kernfunktionalitäten der Betriebssysteme auch die Themen, die dieses Werk vermitteln will. Grundlegendes Wissen zu den Hardwarekomponenten, die durch die Betriebssysteme verwaltet werden, vermittelt Kap. 4. Die verschiedenen Formen der Speicherverwaltung sind die Inhalte der Kap. 5 und 6. Die Verwaltung

³ Systemprozesse sind Prozesse, die Dienstleistungen für das Betriebssystem erbringen.

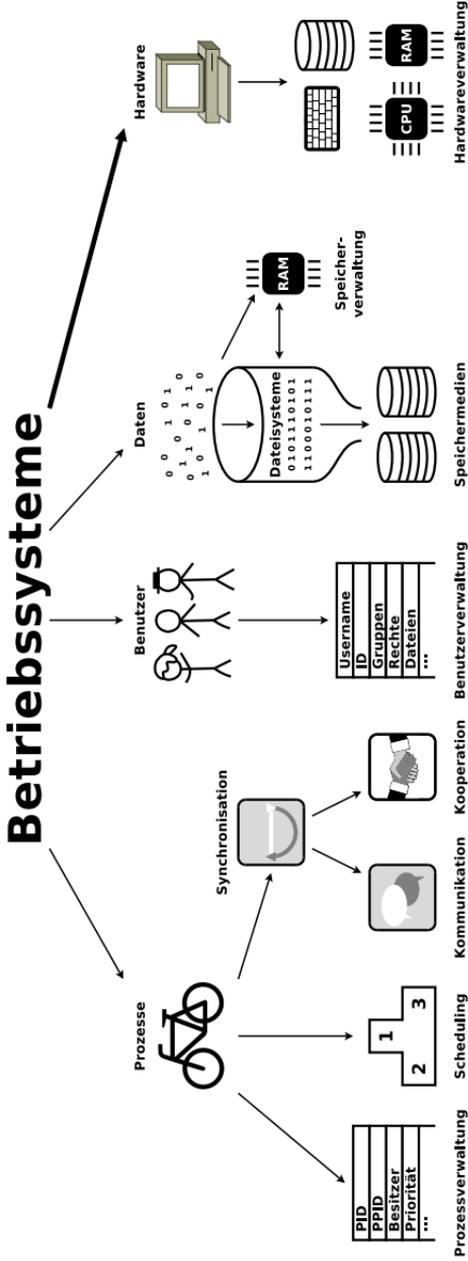


Abb. 3.3 Kernfunktionalitäten von Betriebssystemen

Tab. 3.1 Generationen von Computersystemen

Generation	Zeitraum	Technologischer Fortschritt
0	bis 1940	(Elektro-)mechanische Rechenmaschinen
1	1940–1955	Elektronenröhren, Relais, Steckfelder
2	1955–1965	Transistoren, Stapelverarbeitung
3	1965–1980	Integrierte Schaltungen, Dialogbetrieb
4	1980–2000	Hochintegrierte Schaltungen, PCs/Workstations
5	2000 bis ?	Verteilte Systeme, Mobile Systeme

der Prozesse und die unterschiedlichen Formen der Interprozesskommunikation vermitteln die Kap. 7, 8 und 9.

3.3 Entwicklung der Betriebssysteme

Die Auffistung der Generationen von Computersystemen, deren zeitliche Grenzen unschärfer sind, als es Tab. 3.1 vermuten lässt, macht deutlich, warum es erst ab den 1950er Jahren erste Entwicklungen im Bereich Betriebssysteme gab.

Die erste Generation von Computersystemen entstand während des zweiten Weltkriegs. Konrad Zuse konstruierte 1941 in Deutschland mit der Z3 den ersten funktionsfähigen Computer⁴ der Welt. Andere frühe Computer der ersten Generation entstanden im weiteren Verlauf der 1940er Jahre in den USA (z. B. Atanasoff-Berry-Computer, Mark I, ENIAC) sowie in England (Colossus). Computer dieser Generation waren Maschinen mit teilweise mehr als 10.000 Röhren oder Relais, die im Vergleich zu modernen Computern langsam und fehleranfällig arbeiteten. Computer dieser Generation wurden aus den genannten Gründen nicht für universelle Zwecke, sondern nur für spezielle Aufgaben wie zum Beispiel Flugbahnberechnungen oder zur Kryptoanalyse verwendet. Betriebssysteme und auch Programmiersprachen waren zu jener

⁴ Zu den Anforderungen an einen Computer, also an eine universelle, elektronische Rechenmaschine gehören: Gespeicherte Programme, bedingte Sprünge und die Trennung von Speicher und Prozessor.

Zeit noch unbekannt⁵ und die Programme wurden von den Benutzer (Programmierern) über Steckfelder gesteckt, also direkt in der Hardware implementiert.

3.3.1 Zweite Generation von Computern

Ab Anfang der 1950er Jahre lösten Lochkarten⁶ (siehe Abb. 3.4) die Steckfelder ab und durch die Einführung der Transistoren ab Mitte der 1950er Jahre wurden die Computersysteme zuverlässiger. Auf Computern dieser zweiten Generation wurden Programme in den Programmiersprachen Fortran oder COBOL von Programmierern auf Formblätter aufgeschrieben, von Eingebern bzw. Codierern in Lochkarten gestanzt und



Abb. 3.4 Beispiel einer Lochkarte

⁵ In den 1940er Jahren entwickelte Konrad Zuse zusätzlich zu seinen Computern die Programmiersprache *Plankalkül*. Da die Sprache praktisch nicht eingesetzt wurde (Compiler dafür wurden erst Jahrzehnte später entwickelt), hat sie primär historische Bedeutung.

⁶ Jede Lochkarte stellt üblicherweise eine Zeile Programmtext mit 80 Zeichen oder entsprechend viele binäre Daten dar. Da die Zeilenlänge von E-Mails und Textdateien heute noch typischerweise 80 Zeichen beträgt, geht auf die Lochkarte zurück. 12 Lochpositionen stehen für die Kodierung jedes Zeichens zur Verfügung. Ziffern kodiert man mit einem einzelnen Loch in der entsprechenden Zeile. Buchstaben und Sonderzeichen kodiert man, indem mehrere Löcher in die Spalte gestanzt werden.

anschließend einem Operator übergeben. Der Operator koordinierte die Reihenfolge der Programme, bestückte den Computer mit den Lochkarten, sorgte dafür, dass der Compiler von einem Magnetband geladen wurde und übergab die Programmausgabe als Ausdruck an den Auftraggeber. Diese Form der Softwareentwicklung und Programmausführung war bedingt durch die zahlreichen Zwischenschritte und den beim Benutzer- und Prozesswechsel entstehenden Leerlauf ineffizient.

Eine Möglichkeit zur effizienteren Programmausführung war das Sammeln und Einlesen der Programme auf Magnetbänder. Betriebssysteme, die in dieser zweiten Generation verwendet wurden, ermöglichten ausschließlich *Stapelverarbeitung* (siehe Abschn. 3.4.1) und *Einzelprogrammbetrieb* (siehe Abschn. 3.4.2).

3.3.2 Dritte Generation von Computern

Ab den frühen 1960er Jahren ermöglichten integrierte Schaltungen leistungsfähigere, kleinere und auch in der Herstellung billigere Computer. Die Betriebssysteme zur Stapelverarbeitung wurden in den 1960er Jahren dahingehend erweitert, dass sie mehrere Aufträge gleichzeitig abarbeiten konnten. Diese Fähigkeit heißt *Mehrprogrammbetrieb* (siehe Abschn. 3.4.2) und erforderte erstmals eine einfache *Speicherverwaltung* (siehe Kap. 5).

Eine Aufgabe der Speicherverwaltung ist der sogenannte *Speicherschutz* (siehe Kap. 5.2.2). Dabei wird der Arbeitsspeicher aufgeteilt, um laufende Programme voneinander zu trennen. Dadurch beeinträchtigen Programmierfehler oder der Absturz einzelner Programme nicht die Stabilität anderer Programme oder des Gesamtsystems.

Weitere wichtige Funktionalitäten von Betriebssystemen, die für die dritte Generation von Computersystemen entwickelt wurden, sind:

- *Dateisysteme* (siehe Kap. 6), die quasi-gleichzeitige Dateizugriffe erlauben und die Art und Weise der Datenspeicherung auf den Laufwerken organisieren.
- *Swapping* (siehe Kap. 7), also das Ein- und Auslagern von Daten in den/vom Arbeitsspeicher vom/in den Auslagerungsspeicher (meist auf Festplatten oder SSDs).

- *Scheduling* (siehe Abschn. 8.6), also die automatische Erstellung eines Ablaufplanes (englisch: *Schedule*), der Benutzern bzw. Prozessen zeitlich begrenzte Ressourcen zuteilt

Während der 1970er Jahre wurden die Computer dahingehend ausgebaut, dass mehrere Benutzer gleichzeitig über Dialogstationen (*Terminals*) an einem Großrechner arbeiten konnten. Diese Form der Arbeit heißt *Dialogbetrieb* (siehe Abschn. 3.4.1).

Die Entwicklung des Mikroprozessors Ende der 1970er Jahre führte in den frühen 1980er Jahren zur Entwicklung der Heimcomputer (z. B. Apple II) und des IBM Personal Computers (PC). Weitere bekannte Vertreter der dritten Generation sind CDC 6600, IBM System/360, DEC PDP-8 und CRAY 1.

Einige Betriebssysteme aus der dritten Generation von Computersystemen sind IBM OS/360, Multics (der Vorgänger von Unix), Unics (später Unix) aus den Bell Laboratories, DEC VMS für DEC VAX-Rechner und Version 6/7 Unix.

3.3.3 Vierte Generation von Computern

Die zunehmende Leistungsfähigkeit der Prozessoren und zunehmende Speicherkapazität bei sinkenden Anschaffungskosten führten ab den frühen 1980er Jahren zu einer Etablierung der Personal Computer und Workstations im privaten, universitären und unternehmerischen Umfeld. Eine zunehmend wichtige Aufgabe von Betriebssystemen dieser Generation ist die Bereitstellung intuitiver Benutzeroberflächen für die Benutzer, die immer weniger von der zu Grunde liegenden Hardware wissen wollen.

Einige Betriebssysteme der vierten Generation sind Disk Operating Systeme wie QDOS (*Quick and Dirty Operating System*), MS-DOS, IBM PC-DOS, Apple DOS und Atari DOS. Weitere Beispiele sind Desktop-Betriebssysteme wie AmigaOS, Atari TOS, Windows und Mac OS sowie Unix-ähnliche Systeme wie Microsoft Xenix, SGI IRIX, SunOS, IBM AIX, NeXTSTEP, das GNU-Projekt und Linux.

3.4 Betriebsarten

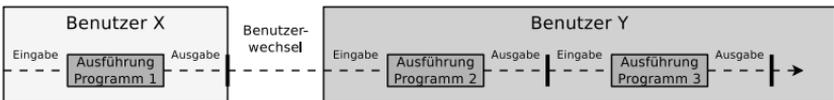
Die Betriebssysteme lassen sich anhand der Betriebsarten Stapelbetrieb und Dialogbetrieb, Einzelprogrammbetrieb und Mehrprogrammbetrieb sowie Einzelbenutzerbetrieb und Mehrprogrammbetrieb klassifizieren.

3.4.1 Stapelbetrieb und Dialogbetrieb

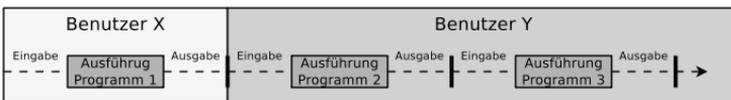
Stapelverarbeitung (englisch: *Batch Processing*) heißt auch *Stapelbetrieb* oder *Batchbetrieb*. Bei dieser Betriebsart muss jedes Programm mit allen Eingabedaten vollständig vorliegen, bevor die Abarbeitung beginnen kann. Auch heutige Systeme ermöglichen Stapelverarbeitung, zum Beispiel in Form von Batch-Dateien oder Shell-Skripten. Speziell zur Ausführung von Routineaufgaben ist diese Form des Stapelbetriebs auch bei modernen Computersystemen ein nützliches Werkzeug. Üblicherweise ist Stapelbetrieb interaktionslos. Nach dem Start eines Programms wird dieses bis zum Ende oder Auftreten eines Fehlers ohne Interaktion mit dem Benutzer abgearbeitet. Ein Ziel des Stapelbetriebs ist die maximale Prozessorausnutzung.

Abb. 3.5 zeigt die Beschleunigung durch Automatisierung, die Stapelbetrieb ermöglicht. Durch den Stapelbetrieb geht keine Rechenleistung durch Benutzerwechsel verloren.

Einbenutzerbetrieb mit Einzelprogrammbetrieb ohne Stapelbetrieb



Stapelbetrieb (Batchbetrieb)



Zeit

Abb. 3.5 Vergleich von Einzelbenutzerbetrieb mit Einzelprogrammbetrieb ohne Stapelbetrieb und mit Stapelbetrieb [62]

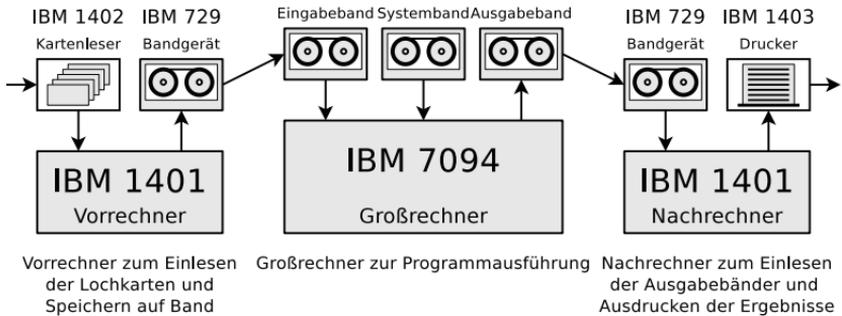


Abb. 3.6 Beispiel für ein System zur Datenverarbeitung mit Stapelbetrieb und optimaler Ausnutzung der Rechenleistung [54]

dargestellten Variante des Stapelbetriebs der Hauptprozessor noch nicht optimal ausgenutzt, denn dieser liegt während der Ein-/Ausgabe brach.

Das in Abb. 3.6 dargestellte System ist ein Beispiel für ein komplexes System zur Datenverarbeitung aus den 1960er Jahren mit Stapelbetrieb und optimaler Ausnutzung der Rechenleistung. In diesem Szenario unterstützten ein Vorrechner und ein Nachrechner den eigentlichen Großrechner (Hauptrechner). Der Vorrechner schreibt die gesammelten Programme der Benutzer auf Magnetband. Der Nachrechner liest die gesammelten Ausgaben der Programme vom Magnetband und druckt diese aus. Von Band kann schneller eingelesen werden als von Lochkarten, und auf Band kann schneller geschrieben werden als auf Papier. Vorrechner und Nachrechner befreien den Großrechner somit von langsamer Ein-/Ausgabearbeit. Die Entlastung des Hauptprozessors durch zusätzliche Hardware für Ein-/Ausgabeoperationen ist unter dem Begriff *Spooling* bekannt. Durch *Spooling* geschieht die Ein-/Ausgabe nebenläufig zur Bearbeitung der übrigen Aufträge.

Auch moderne Computersysteme haben neben dem Hauptprozessor spezielle, DMA-fähige (*Direct Memory Access*) Ein-/Ausgabeprozessoren. Diese schreiben Daten direkt in den Hauptspeicher und holen von dort die Ergebnisse. Zudem existieren sogenannte *Spoolingprozesse* zum Drucken.

Bei der Betriebsart *Dialogbetrieb* (englisch: *Time Sharing*), die auch *Zeiteilbetrieb* heißt, arbeiten mehrere Benutzer an einem Computer-

system gleichzeitig und konkurrierend, indem sie sich die verfügbare Rechenzeit des Hauptprozessors teilen. Eine Herausforderung hierbei ist die faire Verteilung der Rechenzeit. Dieses geschieht mit Hilfe von *Zeitscheiben* (englisch: *Time Slices*). Die Verteilung der Zeitscheiben an die Programme kann nach unterschiedlichen Scheduling-Verfahren (siehe Abschn. 8.6) erfolgen.

Obwohl die Benutzer gleichzeitig über Terminals an einem Computer interaktiv arbeiten, sind deren Programme durch den Mehrprogrammbetrieb (siehe Abschn. 8.6) unabhängig voneinander.

3.4.2 Einzelprogrammbetrieb und Mehrprogrammbetrieb

Beim *Einzelprogrammbetrieb* (englisch: *Singletasking*)⁷ läuft zu jedem Zeitpunkt nur ein einziges Programm.

Die quasi-parallele Programm- bzw. Prozessausführung heißt *Mehrprogrammbetrieb* (englisch: *Multitasking*). Mehrere Programme können gleichzeitig (bei mehreren Prozessoren bzw. Rechenkernen) oder zeitlich verschachtelt (quasi-parallel) ausgeführt werden. Die Prozesse werden in kurzen Abständen abwechselnd aktiviert. Dadurch entsteht der Eindruck der Gleichzeitigkeit. Ein Nachteil des Mehrprogrammbetriebs ist das Umschalten von Prozessen, welches einen Verwaltungsaufwand (Overhead) verursacht.

Mehrprogrammbetrieb ist trotz des Verwaltungsaufwand sinnvoll, denn Prozesse müssen häufig auf äußere Ereignisse warten. Gründe sind zum Beispiel Benutzereingaben, Eingabe/Ausgabe-Operationen von Peripheriegeräten oder das Warten auf eine Nachricht eines anderen Programms. Durch Mehrprogrammbetrieb können Prozesse, die auf ankommende E-Mails, erfolgreiche Datenbankoperationen, geschriebene Daten auf der Festplatte oder ähnliches warten, in den Hintergrund geschickt werden und andere Prozesse kommen früher zum Einsatz.

Der Verwaltungsaufwand, der bei der quasiparallelen Abarbeitung von Programmen durch die Programmwechsel entsteht, ist im Vergleich zum Geschwindigkeitszuwachs zu vernachlässigen.

⁷ Der Begriff *Task* ist gleichzusetzen mit *Prozess* oder aus Anwendersicht *Aufgabe* bzw. *Auftrag*.

3.4.3 Einzelbenutzerbetrieb und Mehrbenutzerbetrieb

Beim *Einzelbenutzerbetrieb* (englisch: *Single-User Mode*) steht der Computer immer nur einem einzigen Benutzer zur Verfügung. Es existieren Single-User-Betriebssysteme mit Single- und mit Multitasking-Funktionalität. Beispiele für Betriebssysteme, die ausschließlich Einzelbenutzerbetrieb bieten, sind MS-DOS, Microsoft Windows 3x/95/98 und OS/2.

Beim *Mehrbenutzerbetrieb* (englisch: *Multi-User Mode*) können mehrere Benutzer gleichzeitig mit dem Computer arbeiten. Die Benutzer teilen sich hierbei die Systemleistung. Die Systemressourcen müssen mit Hilfe geeigneter Scheduling-Methoden (siehe Abschn. 8.6) möglichst gerecht verteilt werden. Die verschiedenen Benutzer müssen (durch Passwörter) identifiziert und Zugriffe auf Daten und Prozesse anderer Benutzer durch das Betriebssystem verhindert werden. Beispiele für Betriebssysteme, die Mehrprogrammbetrieb ermöglichen, sind Linux und andere Unix-ähnliche Systeme, Mac OS X, sowie die Server-Versionen der Microsoft Windows NT-Familie. Dazu gehören auch die Versionen *Terminal Server* und *MultiPoint Server*.

Tab. 3.2 enthält eine Einordnung bekannter Betriebssysteme in die Betriebsarten Einzelprogrammbetrieb und Mehrprogrammbetrieb sowie Einzelbenutzerbetrieb und Mehrprogrammbetrieb.

Eine Besonderheit sind die sogenannten *halben Multi-User-Betriebssysteme*. Zu dieser Kategorie gehören beispielsweise die Desktop/Workstation-Versionen von Microsoft Windows NT/2000/XP/Vista/7/8/10. Bei diesen Betriebssystemen können verschiedene Benutzer nur nacheinander am System arbeiten, aber die Daten der verschiedenen Benutzer sind voreinander geschützt. Mit inoffiziellen Erweiterungen ist es auch möglich die Desktop/Workstation-Versionen dahingehend zu erweitern,

Tab. 3.2 Einordnung bekannter Betriebssysteme in die verschiedenen Betriebsarten

	Single-User	Multi-User
Singletasking	MS-DOS, Palm OS	unmöglich
	OS/2, Windows 3x/95/98,	Linux/UNIX, Mac OS X,
Multitasking	BeOS, Mac OS 8x/9x,	Server-Versionen der
	AmigaOS, Risc OS	Windows NT-Familie

dass mehrere Benutzer sich gleichzeitig via Remote Desktop Protocol (RDP) am System anmelden können.

3.5 8/16/32/64 Bit-Betriebssysteme

Jedes Betriebssystem arbeitet intern mit Speicheradressen einer bestimmten Länge. Moderne Betriebssysteme werden üblicherweise als 64 Bit-Betriebssysteme angeboten. Zahlreiche Linux-Distributionen sowie Microsoft Windows werden speziell für ältere Hardware zusätzlich noch als 32 Bit-Betriebssysteme angeboten. Ein Betriebssystem kann nur so viele Speichereinheiten ansprechen, wie der Adressraum zulässt. Die Größe des Adressraums hängt Hardwareseitig vom Adressbus (siehe Abschn. 4.1.3) ab. Darum kann ein 64 Bit-Betriebssystem mehr Speicher ansprechen als ein 32 Bit-Betriebssystem.

8 Bit-Betriebssysteme können 2^8 Speichereinheiten adressieren. Beispiele für solche Betriebssysteme sind GEOS, Atari DOS oder Contiki [13].

16 Bit-Betriebssysteme können 2^{16} Speichereinheiten adressieren. Beispiele für solche Betriebssysteme sind MS-DOS, Windows 3x und OS/2 1x.

32 Bit-Betriebssysteme können 2^{32} Speichereinheiten adressieren. Beispiele für solche Betriebssysteme sind Windows 95/98/NT/Vista/7/8/10, OS/2 2/3/4, eComStation, BeOS, Linux und Mac OS X bis einschließlich 10.7.

64 Bit-Betriebssysteme können 2^{64} Speichereinheiten adressieren. Beispiele für solche Betriebssysteme sind Windows 7/8/10 (64 Bit), Linux (64 Bit) und Mac OS X (64 Bit).

3.6 Echtzeitbetriebssysteme

Echtzeitbetriebssysteme sind Betriebssysteme die Mehrprogrammbetrieb mit zusätzlichen Echtzeit-Funktionen für die Einhaltung von Zeitbedingungen bieten. Wesentliche Qualitätskriterien von Echtzeitbetriebssystemen sind die Reaktionszeit und die Einhaltung von Zeitschranken (englisch: *Deadlines*).

Die existierenden Echtzeitbetriebssysteme können in die beiden Gruppen *harte Echtzeitbetriebssysteme* und *weiche Echtzeitbetriebssysteme* unterschieden werden.

3.6.1 Harte und weiche Echtzeitbetriebssysteme

Harte Echtzeitbetriebssysteme müssen Zeitschranken unbedingt einhalten. Verzögerungen können unter keinen Umständen akzeptiert werden, denn sie können zu katastrophalen Folgen und hohen Kosten führen. Die Ergebnisse einer Prozessausführung sind unter Umständen nutzlos, wenn die Bearbeitung des Prozesses zu spät erfolgt. Einige Einsatzbeispiele für harte Echtzeitbetriebssysteme, bei denen die Notwendigkeit der Einhaltung von Zeitschranken eindeutig ist, sind Schweißroboter, Systeme in der Reaktorsteuerung, Antiblockiersysteme bei Fahrzeugen, Systeme zur Flugzeugsteuerung und Überwachungssysteme auf der Intensivstation. Beispiele für harte Echtzeitbetriebssysteme sind QNX4, VxWorks, LynxOS und die Linux-Erweiterung RTLinux [68]. Dabei handelt es sich um einen Echtzeit-Mikrokern, der das komplette Linux-Betriebssystem als einen Prozess neben den Echtzeitprozessen betreibt.

Bei weichen Echtzeitbetriebssystemen sind gewisse Toleranzen bei der Einhaltung von Zeitschranken erlaubt. Verzögerungen führen zu akzeptablen Kosten. Einige Einsatzbeispiele für weiche Echtzeitbetriebssysteme sind Telefonanlagen, Parkschein- oder Fahrkartenautomaten oder Multimedia-Anwendungen wie Audio/Video on Demand.

Weiches Echtzeitverhalten können alle aktuellen Desktop-Betriebssysteme wie zum Beispiel Microsoft Windows, Apple Mac OS X oder Linux für Prozesse mit hoher Priorität garantieren. Wegen des unberechenbaren Zeitverhaltens durch Swapping (siehe Abschn. 5.2.2), Unterbrechungen (englisch: *Interrupts*) durch Hardwarekomponenten, etc. kann von diesen Betriebssystemen aber kein hartes Echtzeitverhalten garantiert werden.

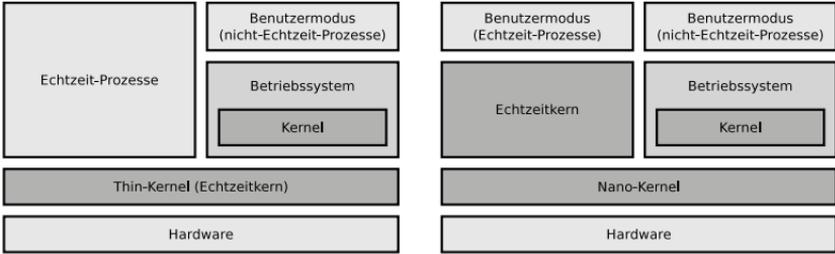


Abb. 3.7 Architekturen von Echtzeitbetriebssystemen mit Thin-Kernel und Nano-Kernel

3.6.2 Architekturen von Echtzeitbetriebssystemen

Neben der Unterscheidung anhand der Einhaltung von Zeitschranken, können Echtzeitbetriebssysteme auch anhand ihrer Architektur in verschiedene Gruppe eingeteilt werden.

Bei Echtzeitbetriebssystemen mit der Architektur *Thin-Kernel* läuft der Betriebssystemkern selbst als Prozess mit niedrigster Priorität. Der Echtzeitkern übernimmt das Scheduling. Die Echtzeit-Prozesse werden mit der höchsten Priorität ausgeführt. Der Zweck dieses Vorgehens ist es, die Reaktionszeit zu minimieren.

Verfügt ein Echtzeitbetriebssystem über einen sogenannten *Nano-Kernel*, bedeutet das, dass neben dem Echtzeitkern weitere Betriebssystemkerne laufen können (siehe Abb. 3.7).

Die Fachbegriffe *Pico-Kernel*, *Femto-Kernel* und *Atto-Kernel* sind Beispiele für Marketingbegriffe der Hersteller von Echtzeitsystemen, um die geringe Größe ihrer Echtzeitkerne hervorzuheben. Die Größe des Betriebssystemkerns wird allgemein als Qualitätskriterium angesehen, da die Reduktion des Echtzeitkerns auf die wichtigsten Funktionalitäten die Wahrscheinlichkeit von Fehlern minimieren soll.

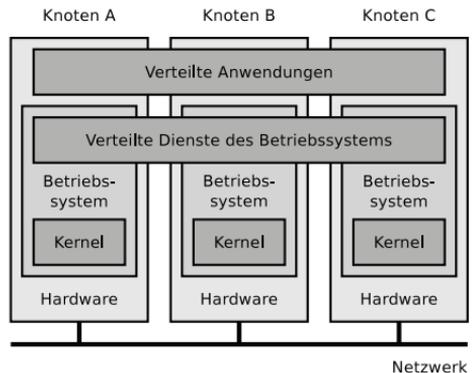
3.7 Verteilte Betriebssysteme

Ein *verteiltes Betriebssystem* ist ein verteiltes System, das die Prozesse auf mehreren unabhängigen Computern steuert. Die einzelnen Knoten bleiben den Benutzern und deren Prozessen verborgen (siehe Abb. 3.8). Das System erscheint als ein einzelner großer Computer. Dieses Prinzip ist im Bereich der verteilten Systeme auch unter dem Fachbegriff des *Single System Image* [9] bekannt.

Einige Beispiele für verteilte Betriebssysteme sind:

- *Amoeba*. Dieses Betriebssystem wurde von Mitte der 1980er Jahre bis Mitte der 1990er Jahre unter der Leitung von Andrew S. Tanenbaum an der Freien Universität Amsterdam entwickelt [56]. Besonders hervorzuheben ist, dass die Programmiersprache Python ursprünglich für Amoeba entwickelt wurde [59].
- *Inferno* wurde ursprünglich in den Bell Laboratories entwickelt und basiert auf dem Unix-Betriebssystem Plan 9. Im Gegensatz zu anderen verteilten Betriebssystemen ersetzt Inferno nicht das Betriebssystem, sondern setzt auf einem bereits existierenden Host-Betriebssystem auf. Dabei kann es sich um Microsoft Windows, Linux oder verschiedene Unix-Betriebssysteme handeln. Die aktuelle Version (Inferno 4th edition) unterstützt zahlreiche Hardwarearchitekturen und wurde 2005 als freie Software veröffentlicht. Anwendungen werden in der Sprache Limbo programmiert. Diese produziert genau wie

Abb. 3.8 Architektur verteilter Betriebssysteme



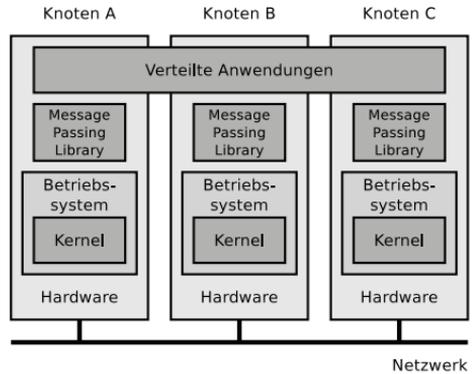
Java einen Bytecode, den eine virtuelle Maschine ausführt. Das Betriebssystem hat nur minimale Anforderungen an die Hardware. So benötigt das Betriebssystem nur 1 MB Arbeitsspeicher [16].

- *Rainbow* von der Universität Ulm. Dieses ab Mitte der 2000er Jahre entwickelte verteilte Betriebssystem realisiert das Konzept eines gemeinsamen Speichers mit einem für alle verbundenen Computer einheitlichen Adressraum, in dem Datenobjekte abgelegt werden. Für Anwendungen ist es transparent, auf welchem Computer im Cluster sich Objekte physisch befinden. Anwendungen können über einheitliche Adressen von jedem Computer auf gewünschte Objekte zugreifen. Sollte sich das Objekt physisch im Speicher eines entfernten Computers befinden, sorgt *Rainbow* automatisch und transparent für eine Übertragung und lokale Bereitstellung auf dem bearbeitenden Computer [58].
- *Sprite*, das von Mitte der 1980er Jahre bis Mitte der 1990er Jahre an der University of California in Berkeley entwickelt wurde. Dieses Betriebssystem verbindet Workstations in einer Art und Weise, dass sie für die Benutzer wie ein einzelnes System mit Dialogbetrieb (siehe Abschn. 3.4.1) erscheinen [46]. Interessant ist auch, dass `pmake`, eine parallele Version des Werkzeugs `make`, ursprünglich für *Sprite* entwickelt wurde.

Das Konzept der verteilten Betriebssysteme konnte sich nicht durchsetzen. Die existierenden verteilten Betriebssysteme kamen nicht über das Stadium von Forschungsprojekten hinaus. Ein Grund war, dass das Ersetzen der etablierten Betriebssysteme nicht sinnvoll erschien. Positiv anzumerken sind die zahlreichen Werkzeuge und Technologien, die quasi als Nebenprodukte entstanden sind – wie Adressräume, die sich über mehrere unabhängige Computer verteilen, die Programmiersprache Python oder das Werkzeug `pmake`, die heute in der Informatik einen festen Platz haben.

Um Anwendungen für Verbände von Computern zu entwickeln, existieren Bibliotheken wie zum Beispiel das Message Passing Interface (MPI) [19], OpenSHMEM [11] oder Unified Parallel C (UPC) [14]. MPI stellt ein von der Hardware unabhängiges Message Passing, also Kommunikation basierend auf dem Versand von Nachrichten, bereit (siehe Abb. 3.9). Die beiden Lösungen OpenSHMEM und UPC er-

Abb. 3.9 Moderne Architektur verteilter Systeme



möglichen den Aufbau eines partitionierten globalen Adressraums über unabhängige Computer. Der Einsatz solcher Bibliotheken ist eine leichtgewichtige Lösung als die Entwicklung und Installation vollständig neuer Betriebssysteme.

3.8 Architektur des Betriebssystemkerns

Der *Betriebssystemkern* (englisch: *Kernel*) enthält die grundlegenden Funktionen des Betriebssystems. Er ist die Schnittstelle zur Hardware des Computers.

Die grundlegenden Funktionalitäten sind bei allen Betriebssystemen gleich. Zu diesen gehört die Bereitstellung von Systemaufrufen, Funktionen zur Benutzerverwaltung und Prozessverwaltung inklusive Festlegung der Ausführungsreihenfolge (englisch: *Scheduling*) und Interprozesskommunikation, ein Prozessumschalter (englisch: *Dispatcher*), die nötigen Gerätetreiber, Funktionen zur Speicherverwaltung und Dateisysteme zur Verwaltung von Dateien auf Speicherlaufwerken.

Jedes vollständige Betriebssystem muss die genannten Funktionalitäten erbringen. Die Entwickler der Betriebssysteme haben gewisse Freiheiten bei der Positionierung der entsprechenden Funktionen. Diese können entweder vom Betriebssystemkern selbst oder von Prozessen, die in diesem Kontext auch *Dienst* oder *Server* heißen, außerhalb des Kerns

erbracht werden. Dementsprechend werden die drei Architekturen *monolithischer Kern*, *minimaler Kern* und *hybrider Kern* unterschieden.

Eine konkrete Auswirkungen der Positionierung ist, dass Funktionen, die sich im Betriebssystemkerns befinden, vollen Hardwarezugriff haben. Sie laufen im Adressraum des Kerns, dem sogenannten *Kernelmodus* (siehe Abschn. 7.1). Wird eine Funktion hingegen außerhalb des Adressraums des Kerns ausgeführt, kann diese nur auf ihren virtuellen Speicher, den sogenannten *Benutzermodus*, zugreifen.

3.8.1 Monolithische Kerne

Ein monolithischer Betriebssystemkern enthält alle Funktionen zur Erbringung der Funktionalitäten eines Betriebssystems (siehe Abb. 3.10).

Ein Vorteil dieses Architekturprinzips ist, dass im Vergleich zu allen anderen Architekturen weniger Prozesswechsel nötig sind. Dadurch ist die Ausführungsgeschwindigkeit eines Betriebssystems mit einem monolithischen Kern besser als mit einem minimalen oder einem hybriden Kern. Zudem haben Betriebssysteme mit einem monolithischen Kern häufig eine durch jahrelange Entwicklungstätigkeit gewachsene Stabilität. Dadurch sind Betriebssysteme mit einem minimalen Kern in der Praxis nicht zwangsläufig stabiler als monolithische Kerne.

Nachteilig ist, dass abgestürzte Komponenten des Kerns nicht separat neu gestartet werden können und eventuell das gesamte Betriebssystem zum Absturz bringen. Zudem ist der Entwicklungsaufwand für Erweiterungen am Kern höher, da dieser bei jedem Kompilieren komplett neu übersetzt werden muss. Eine Möglichkeit, die genannten Nachteile abzumildern, ist die Verwendung von sogenannten Modulen wie beim Linux-Betriebssystemkern.

Bei Linux können bestimmte Funktionen wie beispielsweise Hardware- und Dateisystem-Treiber in Module ausgelagert werden. Diese werden jedoch im Kernelmodus und nicht im Benutzermodus ausgeführt. Darum ist der Linux-Kern ein monolithischer Kern. Weitere Beispiele für Betriebssysteme mit monolithischem Kern sind verschiedene Varianten der Berkeley Software Distribution (BSD), MS-DOS, FreeDOS, Windows 95/98/ME, Mac OS (bis Version 8.6) und OS/2.

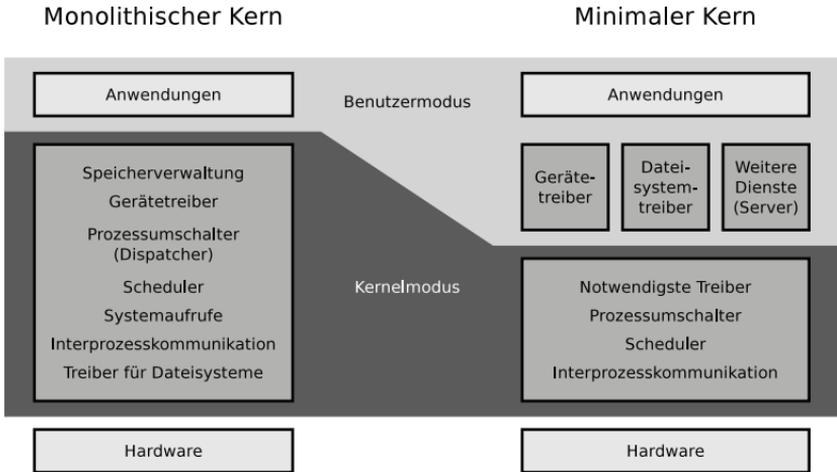


Abb. 3.10 Architektur monolithischer und minimaler Kerne

3.8.2 Minimale Kerne

In minimalen Betriebssystemkernen, die auch *Mikrokern* oder *Mikrokernel* heißen, befinden sich üblicherweise nur die nötigsten Funktionen zur Speicher- und Prozessverwaltung sowie zur Synchronisation und Interprozesskommunikation. Gerätetreiber, Treiber für Dateisysteme und alle weiteren Funktionalitäten laufen als sogenannte *Dienste* bzw. *Server* außerhalb des Kerns im Benutzermodus (siehe Abb. 3.10).

Die Vorteile dieses Architekturprinzips sind, dass aus dem Kern ausgelagerte Funktionalitäten leichter austauschbar sind. Theoretisch bietet ein minimaler Kern eine bessere Stabilität und Sicherheit, weil weniger Funktionen im Kernelmodus laufen.

Nachteilig ist, dass das Architekturprinzip der minimalen Kerne im Vergleich zu allen anderen Architekturen die geringste Ausführungsgeschwindigkeit bietet, weil es gleichzeitig die größte Anzahl an benötigten Prozesswechslern aufweist. Zudem ist die Entwicklung eines neuen Betriebssystemkerns eine komplexe und zeitintensive Entwicklung, die große finanzielle Ressourcen oder großen Enthusiasmus freiwilliger Entwickler benötigt. Aus Sicht der Benutzer oder Kunden eines Betriebs-

systems ist die Architektur des Betriebssystemkerns auch kaum ein entscheidendes Kriterium, da die Architektur keine Auswirkung auf den Funktionsumfang hat.

Ein Beispiel, das die Komplexität der Entwicklung eines neuen minimalen Kerns veranschaulicht, ist der Kernel GNU Hurd, der seit den frühen 1990er Jahren für das Betriebssystem GNU entwickelt wird. Letztlich war es auch das Fehlen eines funktionierenden Hurd-Kerns und die Probleme bei dessen Entwicklung, die 1991 einen finnischen Studenten der Informatik mit dem Namen Linus Torvalds dazu motivierten, die Entwicklung an einem eigenen (der Einfachheit halber monolithischen) Betriebssystemkern und damit am Betriebssystem Linux zu starten.

Beispiele für Betriebssysteme mit einem minimalen Kern sind AmigaOS, MorphOS, Tru64, das Echtzeitbetriebssystem QNX Neutrino, Symbian, Minix, GNU HURD und das verteilte Betriebssystem Amoeba.

3.8.3 Hybride Kerne

Ein Kompromiss zwischen monolithischen Kernen und minimalen Kernen sind die hybriden Kerne, die auch *Makrokern* heißen. Diese enthalten aus Geschwindigkeitsgründen Komponenten, die bei minimalen Kernen außerhalb des Kerns liegen. Es ist nicht spezifiziert, welche Komponenten bei Systemen mit hybriden Kernen zusätzlich in den Kernel einkompiliert sind.

Vorteile hybrider Kerne sind, dass sie theoretisch eine höhere Geschwindigkeit als minimale Kerne ermöglichen und dass sie im Vergleich zu monolithischen Kernen eine höhere Stabilität bieten.

Die Vor- und Nachteile hybrider Kerne zeigt das Beispiel von Windows NT 4. Bei diesem Betriebssystem aus dem Jahr 1996 enthält der Betriebssystemkern das Grafiksystem [41]. Ein positiver Effekt war eine verbesserte Leistung bei der Grafikausgabe. Nachteilig war allerdings, dass fehlerhafte Grafiktreiber zu häufigen Abstürzen führen. Da der Marktanteil von NT 4 geringer war als der von Windows 95/98, lag der Fokus der Hersteller von Grafikkarten auch nicht in der Verbesserung der Grafiktreiber für NT 4.

Beispiele für Betriebssysteme mit hybriden Kernen sind Windows seit NT 3.1, ReactOS, Apple Mac OS X, BeOS, ZETA, Haiku, Plan 9 und DragonFly BSD.

3.9 Schichtenmodell

In der Literatur (z. B. bei [54] und bei [62]) ist es ein etabliertes Verfahren, die Komponenten von Betriebssystemen mit Schichtenmodellen zu visualisieren. Dabei werden die Betriebssysteme mit ineinander liegenden Schichten logisch strukturiert. Die Schichten umschließen sich gegenseitig und enthalten von innen nach außen immer abstraktere Funktionen (siehe Abb. 3.11).

Das Minimum für eine sinnvolle Darstellung sind drei Schichten. Die innerste Schicht enthält diejenigen Teile des Betriebssystems, die unabhängig von der Hardware sind. Betriebssysteme können nur durch Anpassungen in der innersten Schicht an unterschiedliche Computerarchitekturen angepasst werden. Die mittlere Schicht enthält grundlegende Ein-/Ausgabe-Dienste für Geräte und Daten. Dabei handelt es sich um Bibliotheken und Schnittstellen [62]. Die äußerste Schicht enthält die Anwendungsprogramme und die Benutzerschnittstelle. Meist stellt man Betriebssysteme wie in Abb. 3.12 mit mehr als drei logischen Schichten dar.

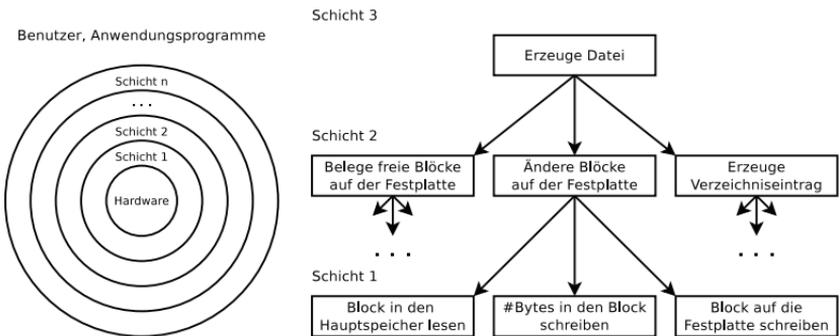


Abb. 3.11 Die Schichten enthalten von innen nach außen immer abstraktere Funktionen [62]

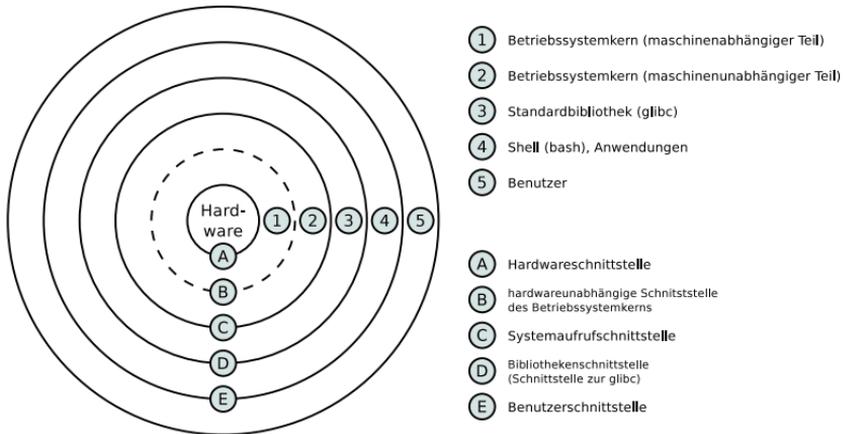


Abb. 3.12 Visuelle Darstellung der Komponenten von Linux und allgemein Unix-ähnlichen Betriebssystemen mit einem Schichtenmodell

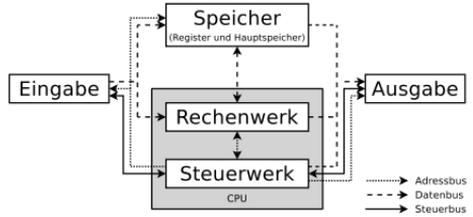
Jede Schicht kommuniziert mit benachbarten Schichten über wohldefinierte Schnittstellen, kann Funktionen der nächst inneren Schicht aufrufen und stellt Funktionen der nächst äußeren Schicht zur Verfügung. Alle Funktionen (die sogenannten *Dienste*), die eine Schicht anbietet, und die Regeln, die dabei einzuhalten sind, heißen zusammen *Protokoll*. In der Praxis wird die Einschränkung, dass Kommunikation nur mit benachbarten Schichten möglich ist, nicht immer durchgehalten. Bei Linux beispielsweise können Anwendungen (Prozesse) der Benutzer (Schicht 4 in Abb. 3.12) die Bibliotheksfunktionen der Standardbibliothek glibc (Schnittstelle D) oder direkt die Systemaufrufe (Schnittstelle C) des Betriebssystemkerns nutzen.

Eine berechnete Frage ist: Warum ist es sinnvoll, dass ein kompaktes Werk wie dieses zum Thema Betriebssysteme auch eine Beschreibung der Arbeitsweise des Hauptprozessors, des Speichers und der Bussysteme enthält? Immerhin gehören die Betriebssysteme und deren Werkzeuge zum Themenkomplex Software. Die Antwort auf die oben genannte Frage ergibt sich aus dem Grund der Verwendung und der Funktionalität. Betriebssysteme erleichtern den Benutzern und deren Prozessen die Nutzung der Hardware und ein Verständnis der notwendigen Hardwarekomponenten eines Computers ist elementar, um die Arbeitsweise der Betriebssysteme zu verstehen.

4.1 Von-Neumann-Architektur

Die in den 1940er Jahren von John von Neumann entwickelte *Von-Neumann-Architektur* beschreibt den Aufbau eines Universalrechners, der nicht an ein festes Programm gebunden ist und über Ein-/Ausgabegeräte verfügt. In einem Computer, dessen Aufbau und Arbeitsweise den Regeln der Von-Neumann-Architektur entspricht, werden Daten und Programme binär kodiert und liegen im gleichen Speicher. Wesentliche Ideen der Von-Neumann-Architektur wurden bereits 1937 von Konrad Zuse in der Zuse Z1 realisiert. So arbeitete die Z1 bereits intern mit binären

Abb. 4.1 Komponenten des Hauptprozessors in der Von-Neumann-Architektur



Zahlen, konnte mit Fließkommazahlen umgehen und las das laufende Programm während der Abarbeitung von einem Speichermedium (Lochstreifen) ein.

4.1.1 Hauptprozessor

Die meisten Komponenten eines Computers sind passiv und werden durch den *Hauptprozessor*, englisch *Central Processing Unit* (CPU) gesteuert. Bei der Programmausführung setzt der Prozessor (siehe Abb. 4.1) die Maschineninstruktionen des aktuell laufenden Programms Schritt für Schritt um. Programme sind Folgen von Maschineninstruktionen, die in aufeinander folgenden Speicheradressen abgelegt sind. Ein Prozessor besteht aus den beiden Komponenten *Rechenwerk* und *Steuerwerk*. Zudem sind *Speicher* und *Ein-/Ausgabegeräte* nötig.

Das Steuerwerk, das auch *Befehlswerk* (englisch: Control Unit) und seltener *Leitwerk* genannt wird, interpretiert Befehle, koordiniert die anderen Komponenten des Prozessors und steuert die Ein-/Ausgabegeräte sowie den Steuerbus.

Das Rechenwerk, dessen englische Bezeichnung *Arithmetic Logic Unit* (ALU) ist, realisiert die Manipulation der Daten und Adressen, indem es die logischen (NOT, AND, OR, XOR, . . .) und mathematischen (ADD, SUB, . . .) Operationen ausführt.

Der Speicher besteht aus *Registern* zur kurzfristigen Speicherung von Operanden und Adressen sowie *Hauptspeicher*, der gemäß der Von-Neumann-Architektur zur Speicherung der Programme und Daten verwendet wird.

4.1.2 Von-Neumann-Zyklus

Den *Von-Neumann-Zyklus* (englisch: *Fetch-Decode-Execute Cycle*) wiederholt der Prozessor vom Systemstart bis zu dem Zeitpunkt, an dem der Computer gestoppt wird. Jede Phase des Zyklus kann mehrere Takte in Anspruch nehmen. Die Phasen sind:

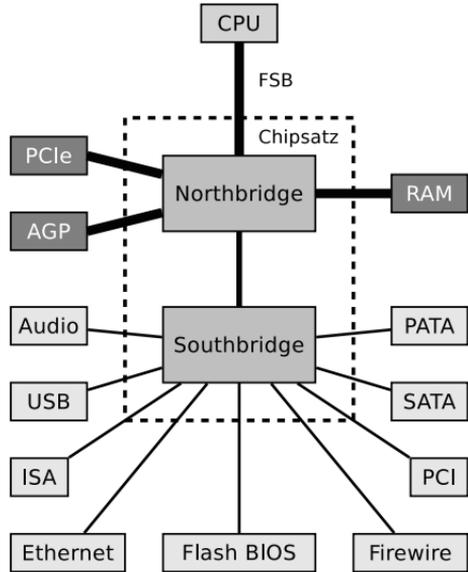
1. **FETCH:** Den abzuarbeitenden Befehl aus dem Speicher in das Befehlsregister (*Instruction Register*) kopieren.
2. **DECODE:** Das Steuerwerk löst den Befehl in Schaltinstruktionen für das Rechenwerk auf.
3. **FETCH OPERANDS:** Eventuell verfügbare Parameter (Operanden) für den Befehl aus dem Speicher holen.
4. **EXECUTE:** Das Rechenwerk führt den Befehl aus.
5. **UPDATE PROGRAM COUNTER:** Der Befehlszähler (*Program Counter*) wird auf den nächsten Befehl gesetzt.
6. **WRITE BACK:** Das Ergebnis des Befehls wird in einem Register oder im Hauptspeicher gespeichert oder zu einem Ausgabegerät gesendet.

Auch moderne Prozessoren und Rechnersysteme arbeiten nach dem Prinzip des Von-Neumann-Zyklus und realisieren einen Von-Neumann-Rechner. Eine deutliche Abweichung moderner Computer vom Konzept des Von-Neumann-Rechner ist aber der Bus. Ein einzelner Bus, der die Eingabe-/Ausgabe-Geräte direkt mit dem Hauptprozessor verbindet, ist heute nicht mehr möglich.

4.1.3 Busleitungen

Der bidirektional arbeitende *Datenbus* überträgt Daten zwischen Hauptprozessor, Arbeitsspeicher und Peripherie. Die Anzahl der Datenbusleitungen legt fest, wie viele Bytes pro Takt übertragen werden können. Üblicherweise ist die Anzahl der Datenbusleitungen identisch mit der Größe der Arbeitsregister im Rechenwerk des Prozessors. Die Datenbusbreite moderner Prozessoren ist 64 Bits. Der Prozessor kann somit

Abb. 4.2 Anbindung der Komponenten an den Prozessor über Northbridge und Southbridge



64 Datenbits innerhalb eines Taktes zum und vom Arbeitsspeicher weg übertragen.

Speicheradressen und Peripherie-Geräte werden über den *Adressbus* angesprochen (adressiert). Die Anzahl der Busleitungen legt die maximale Anzahl der adressierbaren Speicheradressen fest. Sind 32 Busleitungen vorhanden, sind 32 Bits lange Speicheradressen möglich. Insgesamt kann ein solcher Prozessor 2^{32} Bits = 4 GB Speicher adressieren. Tab. 4.1 enthält eine Übersicht über die Adressbus- und Datenbusbreiten einiger Prozessoren.

Der *Steuerbus* überträgt die Kommandos (z. B. Lese- und Schreibweisungen) vom Prozessor und Statusmeldungen von den Peripheriegeräten. Der Steuerbus enthält auch Leitungen, über die E/A-Geräte dem Prozessor Unterbrechungsanforderungen (Interrupts) signalisieren. Typischerweise ist der Steuerbus höchstens 10 Leitungen breit.

In modernen Computern ist der *Chipsatz* das verbindende Element. Dieser besteht aus *Northbridge* und *Southbridge* (siehe Abb. 4.2). Die Northbridge liegt dicht am Prozessor, um Daten schnell zu dieser bzw. von ihr weg übertragen zu können. Konkret gehört zum Aufgabenbereich

Tab. 4.1 Adressbus- und Datenbusbreite einiger Prozessoren

Prozessor (CPU)	Adressbus	maximal adressierbarer Speicher	Datenbus
4004, 4040	4 Bits	$2^4 = 16$ Bytes	4 Bits
8008, 8080	8 Bits	$2^8 = 256$ Bytes	8 Bits
8085	16 Bits	$2^{16} = 65$ kB	8 Bits
8088	20 Bits	$2^{20} = 1$ MB	8 Bits
8086 (XT)	20 Bits	$2^{20} = 1$ MB	16 Bits
80286 (AT)	24 Bits	$2^{24} = 16$ MB	16 Bits
80386SX	32 Bits	$2^{32} = 4$ GB	16 Bits
80386DX, 80486SX/DX/DX2/DX4	32 Bits	$2^{32} = 4$ GB	32 Bits
Pentium I/MMX/II/III/IV/D/M, Celeron	32 Bits	$2^{32} = 4$ GB	64 Bits
Pentium Core Solo/Duo, Core 2 Duo, Core 2 Extreme	32 Bits	$2^{32} = 4$ GB	64 Bits
Pentium Pro, Pentium Dual-Core, Core 2 Quad, Core i7	36 Bits	$2^{36} = 64$ GB	64 Bits
Itanium	44 Bits	$2^{44} = 16$ TB	64 Bits
AMD Phenom-II, Itanium 2, AMD64	48 Bits	$2^{48} = 256$ TB	64 Bits

Tab. 4.2 Generationen von Computersystemen

	Rechner-interne Busse	Rechner-externe Busse
Parallele Busse	PATA (IDE), PCI, ISA, SCSI	PCMCIA, SCSI
Serielle Busse	SATA, PCI-Express	Ethernet, FireWire, USB, eSATA

der Northbridge die Anbindung des Hauptspeichers und der Grafikkarte(n) an den Prozessor. Die Southbridge ist für die Anbindung langsamerer Komponenten zuständig.

Der Bus zwischen Prozessor und Chipsatz, der den Adressbus, Datenbus und Steuerbus enthält, heißt in modernen Computersystemen *Front-Side-Bus* (FSB).

Anders als im Konzept der Von-Neumann-Architektur sind E/A-Geräte nicht direkt mit dem Prozessor verbunden. Moderne Computer enthalten verschiedene serielle und parallele Bussysteme, die für die jeweilige Anwendungszwecke ausgelegt sind. Immer häufiger werden Punkt-zu-Punkt-Verbindungen eingesetzt. E/A-Controller arbeiten als Vermittler zwischen den Geräten und dem Prozessor. Einige ausgewählte Bussysteme enthält Tab. 4.2.

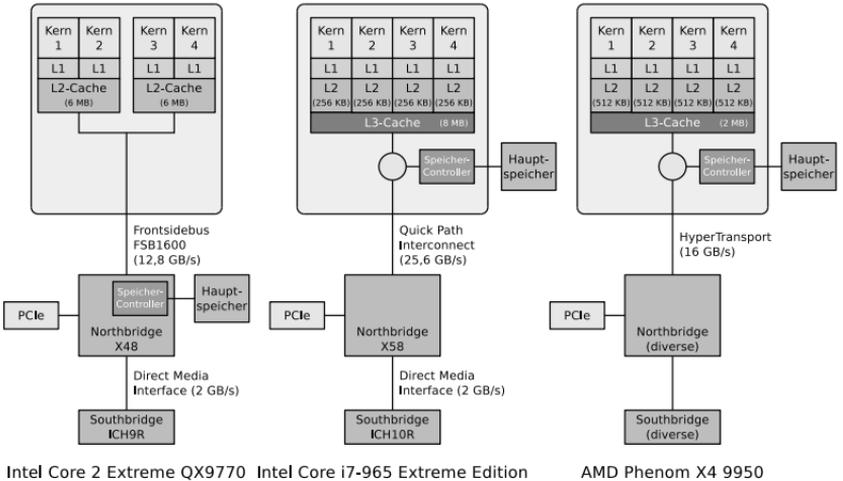
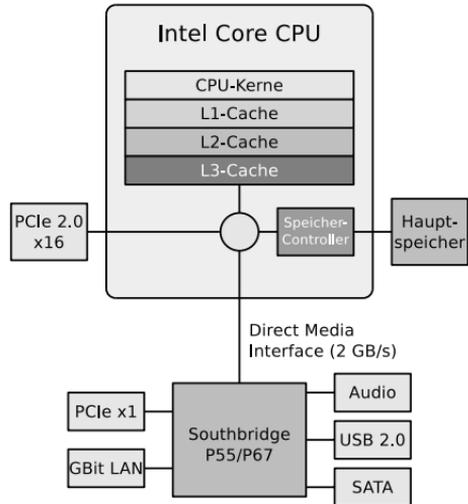


Abb. 4.3 Zunehmende Verlagerung des Speichercontrollers von der Northbridge in den Prozessor

Abb. 4.4 Vollständige Verlagerung der Northbridge in den Hauptprozessor



Aus Geschwindigkeits- und Kostengründen werden zunehmend Teile des Chipsatzes wie beispielsweise der Speichercontroller in den Hauptprozessor verlagert. Abb. 4.3 zeigt diese Entwicklung exemplarisch anhand einiger Prozessoren aus dem Jahr 2008. Zwei der drei in der Abbildung gezeigten Prozessoren enthalten bereits den Speichercontroller, der bei vorhergehenden Prozessor-Generationen noch ein Teil der Northbridge war. Durch diese Verlagerung enthält die Northbridge nur noch den Controller für PCI-Express (PCIe).

Bei einigen modernen Computersystemen ist die Funktionalität der Northbridge bereits komplett in den Prozessor verlagert. Ein Vorteil dieser veränderten Architektur sind die geringeren Kosten für das Gesamtsystem. Exemplarisch für diese Entwicklung zeigt Abb. 4.4 die Verteilung der Funktionalitäten bei den Chipsatzgenerationen Intel P55 und P67 aus den Jahren 2009 und 2011.

4.2 Ein-/Ausgabegeräte

Geräte an Computersystemen werden bezüglich der kleinsten Übertragungseinheit in *zeichenorientierte* und *blockorientierte Geräte* unterschieden.

Zeichenorientierte Geräte kommunizieren bei Ankunft bzw. Anforderung jedes einzelnen Zeichens immer mit dem Prozessor. Beispiele für solche Geräte sind Maus, Tastatur, Drucker, Terminal und Magnetband. Bei blockorientierten Geräten findet Datenübertragung erst dann statt, wenn ein vollständiger Block (z. B. 1-4 kB) vorliegt. Beispiele für solche Geräte sind Festplatte, SSD, CD-/DVD-Laufwerk und Disketten-Laufwerk. Die meisten blockorientierten Geräte unterstützen Direct Memory Access, um Daten ohne Beteiligung des Prozessors in den Hauptspeicher zu übertragen.

Soll zum Beispiel ein Datensatz von einer Festplatte gelesen werden, sind folgende Schritte nötig:

1. Der Prozessor bekommt von einem Prozess die Anforderung, einen Datensatz von einer Festplatte zu lesen.
2. Der Prozessor schickt dem Controller mit Hilfe des Treibers einen I/O-Befehl.
3. Der Controller lokalisiert den Datensatz auf der Festplatte.
4. Der Prozess erhält die angeforderten Daten.

Es gibt drei Konzepte, wie Prozesse im Computer Daten einlesen können:

- *Busy Waiting* (geschäftiges bzw. aktives Warten). Der Gerätetreiber sendet die Anfrage an das Gerät und wartet in einer *Endlosschleife*, bis der Controller anzeigt, dass die Daten bereit stehen. Stehen die Daten bereit, werden sie in den Speicher geschrieben und die Ausführung des Prozesses geht weiter. Ein Vorteil dieses Konzepts ist es, dass keine zusätzliche Hardware nötig ist. Ein Nachteil ist, dass es die gleichzeitige Abarbeitung mehrerer Prozesse verlangsamt, weil der Prozessor regelmäßig prüfen muss, ob die Daten bereit stehen. Ein Beispiel für eine Realisierung von Busy Waiting ist das Zugriffprotokoll *Programmed Input/Output* (PIO). Dabei greift der Prozessor mit Lese- und Schreibbefehlen auf die Speicherbereiche der Geräte zu und kopiert so Daten zwischen den Geräten und dem Hauptspeicher (siehe Abb. 4.5). Eingesetzt wurde PIO unter anderem bei PATA-Festplatten im PIO-Modus, bei der seriellen Schnittstelle und bei der parallelen Schnittstelle, sowie bei der PS/2-Schnittstelle für Maus und Tastatur.

- *Interrupt-gesteuert.* Der Treiber initialisiert die E/A-Aufgabe und wartet auf einen Interrupt, also auf eine Unterbrechung durch den Controller. Das bedeutet, dass der Treiber quasi *schläft*. Der Prozessor ist während des Wartens auf den Interrupt nicht blockiert und das Betriebssystem kann den Prozessor einem anderen Prozess zuweisen. Kommt es zum Interrupt, wird der Treiber dadurch *geweckt* und bekommt den Prozessor zugewiesen. Im nächsten Schritt holt der Prozessor (auf Anweisung des Gerätetreibers) die Daten vom Controller und legt diese in den Hauptspeicher. Anschließend weist das Betriebssystem den Prozessor dem unterbrochenen Prozess zu, der seine Abarbeitung fortsetzen kann.

Die Vorteile dieses Konzepts sind, dass der Prozessor nicht blockiert wird und dass die gleichzeitige Abarbeitung mehrerer Prozesse nicht verlangsamt wird. Nachteilig ist, dass zusätzliche Hardware in Form eines *Interrupt-Controllers* und entsprechender *Interrupt-Leitungen* im Steuerbus für das Senden der *Interrupts* nötig sind.

- *Direct Memory Access (DMA).* Bei diesem Konzept werden Daten über einen *DMA-Controller* direkt zwischen Arbeitsspeicher und E/A-Gerät übertragen (siehe Abb. 4.5). Nach der Datenübertragung löst der DMA-Controller einen Interrupt aus. Typische

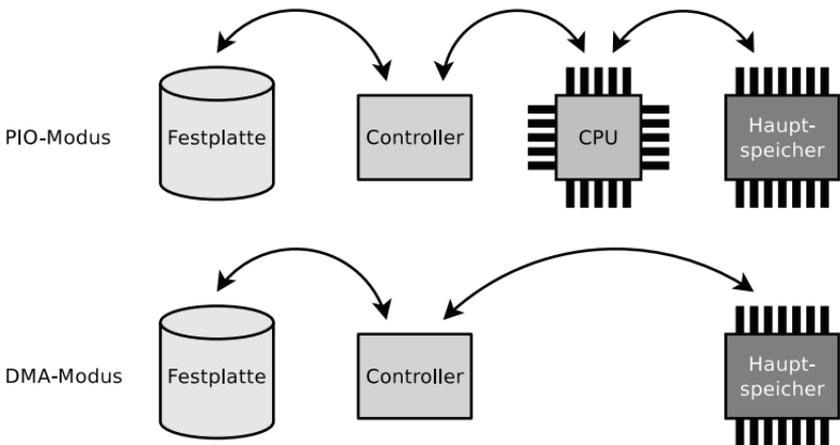


Abb. 4.5 Vereinfachte Darstellung der Arbeitsweise des DMA-Modus und des PIO-Modus

E/A-Geräte, bei denen DMA zum Datenaustausch verwendet wird, sind SSD-Laufwerke, Festplatten, Soundkarten, Netzwerkkarten und TV/DVB-Karten.

Ein Beispiel für ein Protokoll, das festlegt, wie Daten zwischen DMA-Controller und Arbeitsspeicher übertragen werden, ist *Ultra-DMA* (UDMA). Dabei handelt es sich um den Nachfolger des PIO-Modus. Ein Vorteil von DMA gegenüber den übrigen Konzepten ist, dass der Prozessor vollständig entlastet und die gleichzeitige Abarbeitung mehrerer Prozesse nicht verlangsamt wird. Die Notwendigkeit zusätzlicher Hardware in Form eines DMA-Controllers ist kein Nachteil, da es seit Ende der 1980er Jahre üblich ist, dass ein DMA-Controller im Chipsatz integriert ist.

4.3 Digitale Datenspeicher

Die Von-Neumann-Architektur unterscheidet anders als beispielsweise die sogenannte Harvard-Architektur¹ nicht in Speicher für Programme und Speicher für sonstige Daten. Das Betriebssystem kann den gesamten mit dem Computer verbundenen Hauptspeicher für alle Zwecke verwenden. Dennoch enthalten moderne Computersysteme unterschiedliche Speicher. Diese sind durch Busse entweder direkt mit dem Prozessor oder über Controller mit diesem verbunden.

Tab. 4.3 enthält eine Übersicht über ausgewählte Datenspeicher und deren Eigenschaften. Die Datenspeicher unterscheiden sich unter anderem in der Art und Weise, wie Lese- und Schreibzugriffe ausgeführt werden (elektronisch, magnetisch, mechanisch, optisch oder magnet-optisch) und in der Zugriffsart (wahlfrei oder sequentiell). *Wahlfreier Zugriff* heißt, dass das Medium nicht – wie z. B. bei Bandlaufwerken – von Beginn an sequentiell durchsucht werden muss, um eine bestimmte Stelle (Datei) zu finden. Die Köpfe von Magnetplatten oder der Laser

¹ Bei der Harvard-Architektur ist der Befehlsspeicher für die Programme logisch und physisch vom Datenspeicher getrennt. Beispiele für Implementierungen dieses Architekturkonzepts sind der Mark I von 1944 sowie die 8-Bit-Mikrocontroller AVR von Atmel, die unter anderem auf den Arduino Einplatinencomputern verwendet werden.

eines CD/DVD-Laufwerks können in einer bekannten maximalen Zeit zu jedem Punkt des Mediums springen.

Zudem gibt Tab. 4.3 an, welche Datenspeicher bewegliche Teile enthalten und ob sie Daten persistent speichern. Bewegliche Teile reduzieren die Lebensdauer, erhöhen den Energieverbrauch und die Abwärme. Ein persistenter bzw. nichtflüchtiger Datenspeicher hält die Daten auch ohne Stromzufuhr für einen längeren Zeitraum. Im Gegensatz dazu sind die in einem flüchtigen Speicher abgelegten Daten beim Wegfall der Stromzufuhr verloren. Das aus dem Alltag bekannteste Beispiel für einen flüchtigen Speicher ist der Hauptspeicher.

4.4 Speicherhierarchie

Die unterschiedlichen Speicher bilden eine Hierarchie, die in der Literatur (zum Beispiel bei [25, 26, 55]) häufig als Pyramide dargestellt ist (siehe Abb. 4.6). Darum ist auch der Begriff *Speicherpyramide* passend. Der Grund für die Speicherhierarchie ist das Preis/Leistungsverhältnis. Je schneller ein Speicher ist, desto teurer und knapper ist er. Die in Abb. 4.6 gezeigte Unterscheidung in *Primärspeicher*, *Sekundärspeicher*

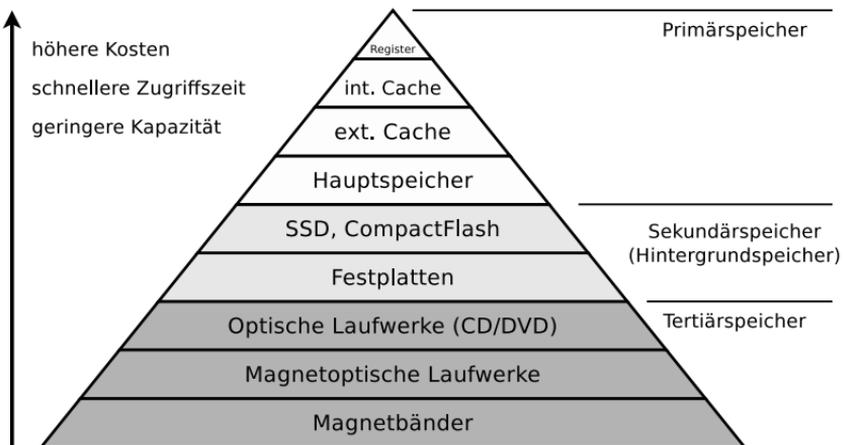


Abb. 4.6 Prinzip der Speicherhierarchie

Tab. 4.3 Einige Datenspeicher und deren Eigenschaften

Speicher	Speicherung		Lesevorgang	Zugriffsart	Bewegliche Teile	Persistent (nichtflüchtig)
Lochstreifen		mechanisch		sequentiell	ja	ja
Lochkarte		mechanisch		sequentiell	ja	ja
Magnetband		magnetisch		sequentiell	ja	ja
Magnetkarte / Magnetstreifen		magnetisch		sequentiell	ja	ja
Trommelspeicher (Drum Memory)		magnetisch		wahlfrei	ja	ja
Kernspeicher		magnetisch		wahlfrei	nein	ja
Magnetblasenspeicher (Bubble Memory)		magnetisch		wahlfrei	nein	ja
Hauptspeicher (DRAM)		elektronisch		wahlfrei	nein	nein
Compact Cassette (Datasette)		magnetisch		sequentiell	ja	ja
Diskette (Floppy Disk)		magnetisch		wahlfrei	ja	ja
Festplatte (Hard Disk)		magnetisch		wahlfrei	ja	ja
Magneto Optical Disc (MO-Disk)		magnet-optisch	optisch	wahlfrei	ja	ja
CD-ROM/DVD-ROM		mechanisch	optisch	wahlfrei	ja	ja
CD-R/CD-RW/DVD-R/DVD-RW			optisch	wahlfrei	ja	ja
MiniDisc		magnet-optisch	optisch	wahlfrei	ja	ja
Flashspeicher (USB-Stick, SSD, CF-Karte)		elektronisch		wahlfrei	nein	ja

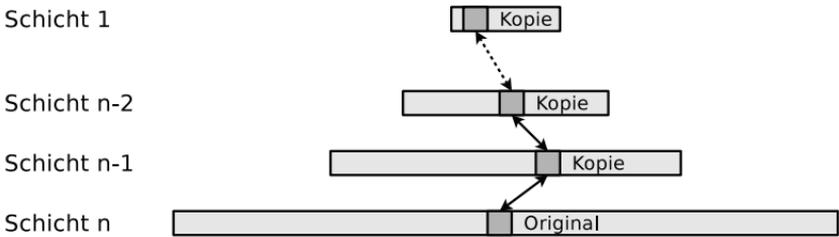


Abb. 4.7 Arbeitsweise der Speicherhierarchie

cher und Tertiär-speicher hängt mit der Anbindung des Speichers an den Prozessor und den Computer zusammen. Auf Primär-speicher greift der Prozessor direkt zu [26]. Der Sekundär-speicher wird über einen Controller angesprochen. Auch beim Tertiär-speicher ist für den Zugriff ein Controller nötig. Zudem ist er im Gegensatz zum Primär-speicher und Sekundär-speicher nicht permanent mit dem Computer verbunden. Seine Hauptaufgabe ist die Archivierung.

Tertiär-speicher wird zudem noch unterschieden in *Nearlinespeicher* und *Offlinespeicher*. *Nearlinespeicher* werden automatisch und ohne menschliches Zutun dem System bereitgestellt. Typische Beispiele für *Nearlinespeicher* sind Band-Bibliotheken (englisch: *Tape-Library*), bei denen automatisch die Speicherbänder den Laufwerken zugeführt werden. Bei *Offlinespeicher* werden die Medien in Schränken oder Lagerräumen aufbewahrt und müssen von Hand in das System integriert werden. Beispiele für *Offlinespeicher* sind CD/DVD-Medien sowie Wechselseitplatten.

Beim ersten Zugriff auf ein Datenelement wird eine Kopie erzeugt, die entlang der Speicherhierarchie nach oben wandert (siehe Abb. 4.7). Wird das Datenelement verändert, müssen die Änderungen irgendwann nach unten durchgereicht (zurückgeschrieben) werden. Beim Zurückschreiben müssen die Kopien des Datenblocks auf allen Ebenen aktualisiert werden, um Inkonsistenzen zu vermeiden, denn Änderungen können nicht direkt auf die unterste Ebene (zum Original) durchgereicht werden.

4.4.1 Register

Die *Register* enthalten die Daten, auf die der Prozessor sofort zugreifen kann. Sie sind genauso schnell getaktet wie der Prozessor selbst. Einige für den Betrieb eines Computersystems relevanten Register sind:

- Die *Adressregister* dienen zur Speicherung der Speicheradressen von Operanden und Befehlen. Beispiele für Adressregister sind das *Basisadressregister*, das auch *Segmentregister* genannt wird, und das *Indexregister* für den Offset (siehe Abschn. 5.2.1).
- Die *Datenregister*, die auch *Akkumulatoren* heißen, speichern Operanden für die ALU und deren Resultate. Beispiele sind die 32 Bit-Register *EAX*, *ECX*, *EDX* und *EBX* und die entsprechenden 64 Bit-Register *RAX*, *RBX*, *RCX* und *RDX* (siehe Abschn. 7.3).
- Der *Befehlszähler*, der auch *Program Counter* oder *Instruction Pointer* heißt, enthält die Speicheradresse des nächsten Befehls (siehe Abschn. 4.1.2).
- Das *Befehlsregister*, das auch *Instruction Register* heißt, speichert den aktuellen Befehl (siehe Abschn. 4.1.2).
- Das *Stapelregister*, das auch *Stack Pointer* heißt, enthält die Speicheradresse am Ende des Stacks (siehe Abschn. 8.1).

4.4.2 Cache

Der Pufferspeicher (englisch: *Cache*) enthält Kopien von Teilen des Arbeitsspeichers, um den Zugriff auf diese Daten zu beschleunigen.

Er ist üblicherweise in mehrere Ebenen unterteilt. Der *First Level Cache* (L1-Cache) ist direkt in den Prozessor integriert. Der *Second Level Cache* (L2-Cache) ist mit einer geringeren Geschwindigkeit getaktet und befand sich ursprünglich außerhalb des Prozessors. Seit den Jahren 1999/2000 integrieren die Hersteller zunehmend den L2-Cache in die Prozessoren. Das führte zur Etablierung einer weiteren Cache-Ebene, nämlich des *Third Level Cache* (L3-Cache) als Prozessor-externen Cache.

Bei modernen Prozessoren (z. B. Intel Core-i-Serie und AMD Phenom II) ist auch der L3-Cache in den Prozessor integriert (siehe Abb. 4.3).

Bei Mehrkernprozessoren mit integriertem L3-Cache teilen sich die Kerne den L3-Cache, während jeder Kern einen eigenen L1-Cache und L2-Cache hat.

Typische Kapazitäten der Cache-Ebenen sind:

- L1-Cache: 4 kB bis 256 kB
- L2-Cache: 256 kB bis 4 MB
- L3-Cache: 1 MB bis 16 MB

Cache-Schreibstrategien

Beim Schreiben auf den Cache werden die beidem Schreibstrategien *Write-Through* und *Write-Back* unterschieden.

Bei *Write-Through* werden Änderungen sofort an tiefere Speicherebenen weitergegeben. Ein Vorteil dieser Strategie ist, dass die Konsistenz der Daten gesichert ist. Ein Nachteil ist allerdings die geringere Geschwindigkeit. Das Prinzip zeigt auf vereinfachte Weise Abb. 4.8. Ein Softwareprozess, der eine Schreibsanweisung abarbeiten möchte, schreibt in Schritt 1 die Daten in den Cache und übergibt dem Controller die Schreibsanweisung. In Schritt 2 weist der Controller das Schreiben der Daten auf dem Datenspeicher an. Nachdem die Daten erfolgreich

Abb. 4.8 Cache-Schreibstrategie *Write-Through*

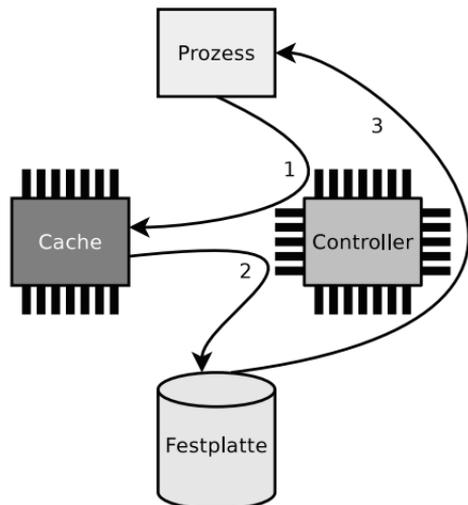
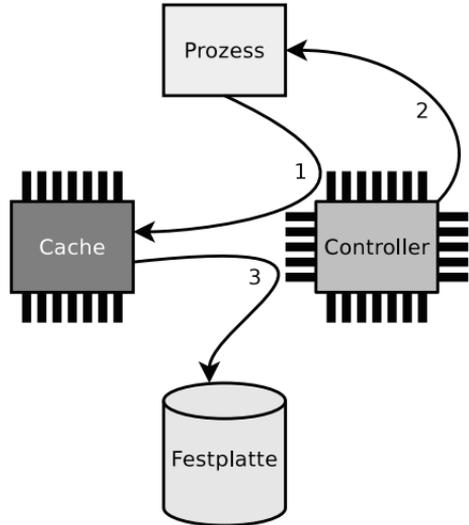


Abb. 4.9 Cache-Schreibstrategie Write-Back



geschrieben wurde, meldet der Controller in Schritt 3 das erfolgreiche Schreiben der Daten an den Prozess.

Bei Write-Back werden Änderungen erst dann weitergegeben, wenn die betreffende Seite aus dem Cache verdrängt wird. Das Prinzip zeigt Abb. 4.9. Ein Softwareprozess, der eine Schreibenweisung abarbeiten möchte, schreibt in Schritt 1 die Daten in den Cache und übergibt dem Controller die Schreibenweisung. In Schritt 2 meldet der Controller bereits das erfolgreiche Schreiben der Daten an den Prozess. Das Schreiben der Daten auf dem Datenspeicher in Schritt 3 erfolgt somit asynchron zur Schreibenweisung im Softwareprozess. Der Vorteil der höheren Geschwindigkeit bei Write-Back wird mit der potentiellen Gefahr von Datenverlust erkaufte. Änderungen an Daten im Cache gehen beim Systemausfall verloren. Für jede Seite im Cache wird ein *Dirty-Bit*² im Cache gespeichert, das angibt, ob die Seite geändert wurde.

² Das Konzept des Dirty-Bit, das anzeigt ob Daten verändert wurden, gibt es auch beim virtuellen Speicher in den Seitentabellen (siehe Abschn. 5.2.3) und den Segmenttabellen (siehe Abschn. 5.2.4).

4.4.3 Hauptspeicher

Der *Hauptspeicher*, der auch *Arbeitsspeicher* oder *Random Access Memory* (RAM) heißt, ist wie der Name es beschreibt, ein Speicher mit wahlfreiem Zugriff. Eine weitere Besonderheit des Hauptspeichers ist, dass er ein flüchtiger Speicher ist. Seine Kapazität auf modernen Computersystemen ist üblicherweise mehrere Gigabyte.

Alle Anfragen des Hauptprozessors, die nicht vom Cache beantwortet werden können, werden im nächsten Schritt an den Hauptspeicher gestellt.

4.4.4 Festplatten

Festplatten pro Bit etwa um Faktor 100 preisgünstiger als Hauptspeicher und bieten etwa Faktor 100 mehr Kapazität. Ein Nachteil dieses Datenspeichers ist jedoch, dass Zugriffe auf Festplatten im Vergleich zum Hauptspeicher um ca. Faktor 1000 langsamer sind. Der Grund für die geringere *Zugriffsgeschwindigkeit* ist, dass Festplatten mechanische Geräte sind. Sie enthalten eine oder mehrere Scheiben, die mit 4200, 5400, 7200, 10800 oder 15000 Umdrehungen pro Minute rotieren. Für jede Seite jeder Magnetplatte existiert ein Schwungarm mit einem *Schreib-/Lesekopf*. Dieser magnetisiert Bereiche der Scheibenoberfläche und schreibt bzw. liest so die Daten. Zwischen Magnetplatte und Kopf befindet sich ein Luftpolster von ungefähr 20 Nanometern.

Üblicherweise verfügen Festplatten über einen Cache mit einer Kapazität von typischerweise 16–32 MB, der die Schreib- und Lesezugriffe puffert.

Die Oberflächen der Magnetplatten werden in kreisförmigen *Spuren* (englisch: *Tracks*) von den Köpfen magnetisiert. Alle Spuren auf allen Platten bei einer Position des Schwungarms bilden einen *Zylinder* (englisch: *Cylinder*). Die Spuren sind in logische Einheiten (Kreissegmente) unterteilt, die *Blöcke* oder *Sektoren* heißen. Typischerweise enthält ein Sektor bis zu 512 Bytes oder 4 kB Nutzdaten. Sektoren sind die kleinsten adressierbaren Einheiten auf Festplatten. Müssen Daten geändert werden, muss der ganze Sektor gelesen und neu geschrieben werden.

Softwareseitig sprechen die Betriebssysteme nicht Sektoren, sondern sogenannte *Cluster* (siehe Abschn. 6.1) als kleinste Zuordnungseinheit an. Cluster sind Verbünde von Sektoren mit fester Größe (typischerweise 4 oder 8 kB).

Adressierung der Daten auf Festplatten

Festplatten mit Größen bis 8 GB verwenden die sogenannte Zylinder-Kopf-Sektor-Adressierung (*Cylinder-Head-Sector-Addressing* – CHS). Diese Form der Adressierung unterliegt mehreren Einschränkungen. Die Schnittstelle *Parallel ATA* (PATA) verwendet 28 Bits für CHS-Adressierung und davon...

- 16 Bits für die Zylinder (maximal 65.536)
- 4 Bits für die Köpfe (maximal 16)
- 8 Bits für die Sektoren/Spur (maximal 255, da ab 1 gezählt wird)

Das BIOS³ verwendet 24 Bits für CHS-Adressierung und davon...

- 10 Bits für die Zylinder (maximal 1024)
- 8 Bits für die Köpfe (maximal 256)
- 6 Bits für die Sektoren/Spur (maximal 63, da ab 1 gezählt wird)

Bei den Grenzen ist der jeweils niedrigere Wert entscheidend. Darum können BIOS-Versionen, die vor 1995 erschienen sind, üblicherweise maximal 504 MB adressieren. Der Wert berechnet sich aus der Multiplikation der Zylinder, Köpfe und Sektoren pro Spur. Jeder Sektor speichert 512 Bytes Nutzdaten.

$$1024 \text{ Zylinder} \cdot 16 \text{ Köpfe} \cdot 63 \text{ Sektoren/Spur} \cdot 512 \text{ Bytes/Sektor} \\ = 528.482.304 \text{ Bytes}$$

$$528.482.304 \text{ Bytes} / 1024 / 1024 = 504 \text{ MB}$$

³ Das *Basic Input/Output System* (BIOS) ist die Firmware von Computersystemen mit x86-kompatiblen Prozessoren. Es wird direkt nach dessen Einschalten des Computers ausgeführt und leitet unter anderem den Start des Betriebssystems ein. Auf modernen Computern mit 64 Bit-Prozessoren wird heute in der Regel der Nachfolger des BIOS, das *Unified Extensible Firmware Interface* (UEFI) verwendet.

Da es bei Festplatten im Format 2,5" oder 3,5" aus ökonomischen Gründen nicht sinnvoll ist, 8 Scheiben mit 16 Köpfen einzubauen, verwendeten BIOS-Versionen ab Mitte der 1990er Jahre das sogenannte *Erweiterte CHS* (Extended CHS). Dabei werden nicht die physischen, sondern logische Köpfe adressiert. Durch eine Erhöhung der Anzahl der Köpfe auf maximal 255 und eine Verringerung der Zylinder um den gleichen Faktor sind Kapazitäten bis 7,844 GB möglich.

$$\begin{aligned} 1024 \text{ Zylinder} \cdot 255 \text{ Köpfe} \cdot 63 \text{ Sektoren/Spur} \cdot 512 \text{ Bytes/Sektor} \\ = 8.422.686.720 \text{ Bytes} \\ 8.422.686.720 \text{ Bytes}/1024/1024/1024 = 7,844 \text{ MB} \end{aligned}$$

Festplatten mit einer Kapazität von mehr als 7,844 GB verwenden logische Blockadressierung (*Logical Block Addressing* – LBA). Bei dieser Form der Adressierung werden alle Sektoren von 1 beginnend durchnummeriert. Da die nutzbare Fläche pro Spur nach außen hin zunimmt, enthalten die Spuren nach außen hin immer mehr Sektoren. Im Gegensatz dazu sind bei CHS-Adressierung alle Spuren in gleich viele Sektoren unterteilt. Daraus ergibt sich ein großer Nachteil der CHS-Adressierung gegenüber der LBA-Adressierung. CHS-Adressierung verschwendet Speicherkapazität, da die Datendichte mit jeder weiteren Spur nach außen hin immer weiter abnimmt.

Aus Kompatibilitätsgründen können bei allen Festplatten > 7,844 GB die ersten 7,844 GB via CHS-Adressierung adressiert werden.

Zugriffszeit bei Festplatten

Die Zugriffszeit ist ein wichtiges Kriterium für die Geschwindigkeit von konventionellen Festplatten. Zwei Faktoren sind für die Zugriffszeit einer Festplatte verantwortlich:

- Die *Suchzeit* (englisch: *Average Seek Time*) ist die Zeit, die der Schwungarm braucht, um eine Spur zu erreichen. Bei modernen Festplatten liegt diese Zeit zwischen 5 und 15 ms.
- Die *Zugriffsverzögerung durch Umdrehung* (englisch: *Average Rotational Latency Time*) ist die Verzögerung durch die Drehgeschwindigkeit, bis der Schreib-/Lesekopf den gewünschten Block erreicht. Diese Zeitspanne hängt ausschließlich von der Drehgeschwindigkeit

der Scheiben ab. Sie liegt bei modernen Festplatten zwischen 2 und 7,1 ms und wird mit der folgenden Formel berechnet:

$$\text{Zugriffsverzögerung durch Umdrehung [ms]} = \frac{30.000}{\text{Umdrehungen [1/s]}}$$

4.4.5 Solid State Drives

Solid State Drives (SSD) enthalten ausschließlich Flash-Speicher und damit im Gegensatz zu Festplatten keine beweglichen Teile. Daraus ergeben sich verschiedene Vorteile gegenüber Festplattenspeicher. Beispiele sind die kürzere Zugriffszeit, der geringere Energieverbrauch, das geringere Gewicht und eine höhere mechanische Robustheit. Zudem gibt es keine Geräuschentwicklung. Da die Position der Daten im Halbleiter für die Zugriffsgeschwindigkeit irrelevant ist, ist das Defragmentieren (siehe Abschn. 6.8) von SSDs im Hinblick auf die Zugriffsgeschwindigkeit sinnlos. Zudem würden die Schreibzugriffe beim Defragmentieren die Lebenszeit der Speicherzellen unnötig reduzieren.

Nachteile von SSDs gegenüber Festplattenspeicher sind der höhere Preis⁴ im Vergleich zu Festplatten gleicher Kapazität sowie die Tatsache, dass ein sicheres Löschen bzw. Überschreiben von Daten schwierig ist, da alle Schreibzugriffe vom internen Controller des Laufwerks auf die vorhandenen Speicherzellen anhand eines *Wear Leveling*-Algorithmus⁵ verteilt werden. Ein weiterer Nachteil ist die bereits erwähnte, eingeschränkte Anzahl an Schreib-/Löschzyklen.

⁴ Dieser Nachteil wird sich in den kommenden Jahren zunehmend abschwächen, da die Herstellungskosten von Halbleiterspeicher kontinuierlich sinken.

⁵ Da die Flash-Speicherzellen nur eine eingeschränkte Lebensdauer haben, verwenden die eingebauten Controller der Laufwerke *Wear Leveling*-Algorithmen, die die Schreibzugriffe auf die verfügbaren Speicherzellen gleichmäßig verteilen. Moderne Betriebssysteme enthalten zudem Dateisysteme, die speziell für Flash-Speicher ausgelegt sind, und darum Schreibzugriffe minimieren. Beispiele für solche Dateisysteme sind Journaling Flash File System (JFFS), JFFS2, Yet Another Flash File System (YAFFS) und LogFS. JFFS enthält einen eigenen *Wear Leveling*-Algorithmus. Das ist bei eingebetteten Systemen sinnvoll, wo Flash-Speicher direkt ohne einen Controller mit eigenem *Wear Leveling* angeschlossen ist.

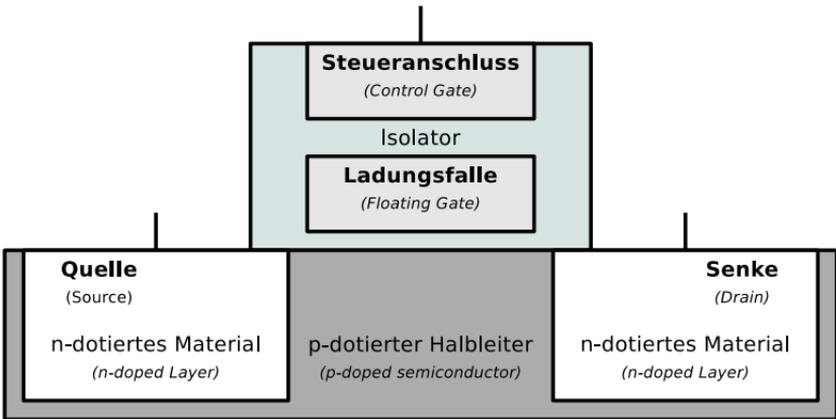


Abb. 4.10 Schematische Darstellung einer Flash-Speicherzelle

In Flash-Speicher werden Daten als elektrische Ladungen gespeichert. Im Gegensatz zum Hauptspeicher ist jedoch kein Strom nötig, um die Daten im Speicher zu halten. Jede Flash-Speicherzelle (siehe Abb. 4.10) ist ein Floating-Gate-Transistor mit den drei Anschlüssen (Elektroden):

- *Tor* (englisch: *Gate*)
- *Senke* (englisch: *Drain*)
- *Quelle* (englisch: *Source*)

Das Gate ist die Steuerelektrode. Es besteht aus dem Steueranschluss (englisch: *Control-Gate*) und der Ladungsfalle (englisch: *Floating-Gate*), die die Daten in Form von Elektronen speichert. Die Ladungsfalle ist von einem Isolator umgeben und speichert Ladung wie ein Kondensator. Die in ihr gespeicherte Ladung bleibt im Idealfall über Jahre stabil. Ein positiv dotierter (p) Halbleiter trennt die beiden negativ dotierten (n) Elektroden Drain und Source. Wie beim npn-Transistor ohne Basisstrom leitet der npn-Übergang nicht.

Daten aus Flash-Speicherzellen auslesen

Ab einer bestimmten positiven Spannung, dem sogenannten Schwellwert (englisch: *Threshold*), an Gate entsteht im p-Bereich ein n-leitender Kanal. Durch diesen kann elektrischer Strom zwischen Source und Drain fließen.

Sind Elektronen in der Ladungsfalle, verändert das den Threshold. Es ist eine höhere positive Spannung am Gate nötig, damit Strom zwischen Source und Drain fließen kann. So wird der gespeicherte Wert der Flash-Speicherzelle ausgelesen.

Daten in Flash-Speicherzellen schreiben

Schreibzugriffe auf Flash-Speicherzellen werden durch den *Fowler-Nordheim-Tunneleffekt* realisiert. Dieser lässt Elektronen durch eine isolierende Oxidschicht passieren. Wird eine ausreichend große positive Spannung am Control-Gate angelegt, können Elektronen zwischen Source und Drain fließen.

Ist die positive Spannung am Control-Gate groß genug (6 bis 20 V), werden einige Elektronen durch den Isolator in das Floating-Gate getunnelt. Das ist der sogenannte Fowler-Nordheim-Tunnel. Das Verfahren, das auch in Abb. 4.11 dargestellt ist, heißt auch *Channel Hot Electron Injection*.

Daten in Flash-Speicherzellen löschen

Um eine Flash-Speicherzelle zu löschen, wird eine hohe negative Spannung (-6 bis -20 V) am Control-Gate angelegt. Die Elektronen werden dadurch in umgekehrter Richtung aus dem Floating-Gate herausgetunnelt (siehe Abb. 4.12). Die isolierende Schicht, die das Floating-Gate umgibt, leidet allerdings bei jedem Löschvorgang, und ab einem gewissen Punkt ist die isolierende Schicht nicht mehr ausreichend, um die Ladung im Floating-Gate zu halten. Aus diesem Grund überlebt Flash-Speicher nur eine eingeschränkte Anzahl Schreib-/Löschzyklen. Die exakte Anzahl möglicher Schreib-/Löschzyklen hängt unter anderem davon ab, wie viele Bits eine Speicherzelle gleichzeitig speichern kann.

Arbeitsweise von Flash-Speicher

Die Speicherzellen sind in Gruppen zu *Seiten* und *Blöcken* angeordnet. Je nach dem Aufbau eines Flash-Speichers enthält ein Block immer eine

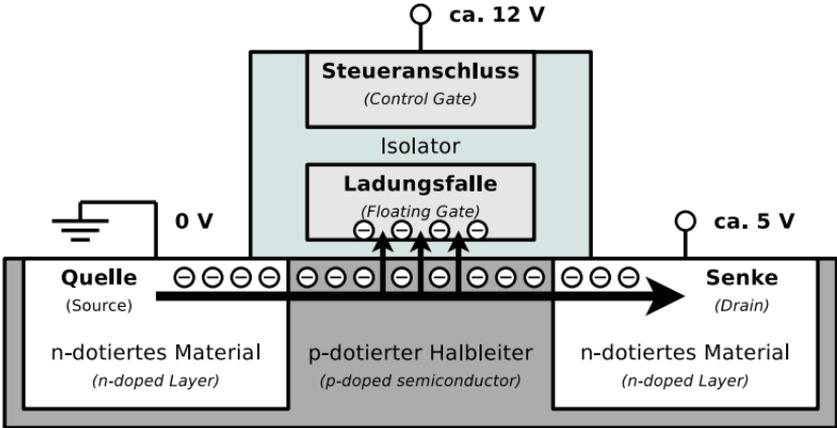


Abb. 4.11 Elektronen in die Ladungsfalle einer Flash-Speicherzelle tunneln

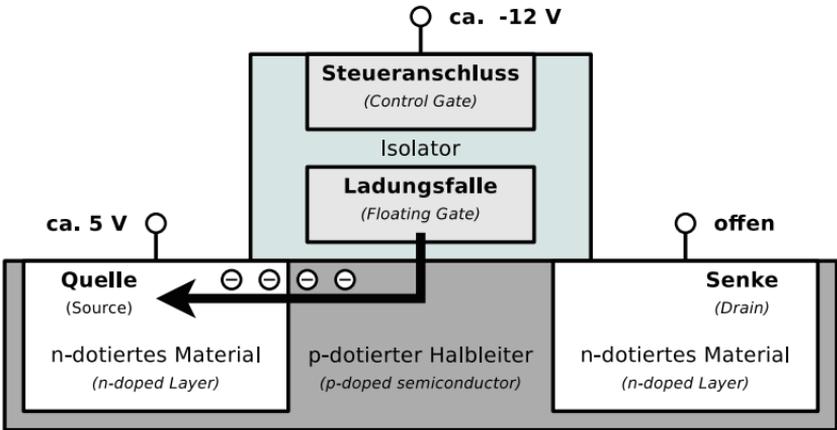


Abb. 4.12 Elektronen aus der Ladungsfalle einer Flash-Speicherzelle heraustunneln

festen Anzahl an Seiten. Schreib- und Löschoptionen können nur für komplette Seiten oder Blöcke durchgeführt werden. Aus diesem Grund sind Schreib- und Löschoptionen bei Flash-Speicher aufwendiger als Leseoptionen. Sollen Daten in einer Seite verändert werden, muss der gesamte Block gelöscht werden. Dafür wird der Block in einen Puffer-

speicher kopiert, in dem die Daten verändert werden. Anschließend wird der Block im Flash-Speicher gelöscht und der veränderte Block vom Pufferspeicher in den Flash-Speicher geschrieben.

Es existieren zwei Arten von Flash-Speicher: *NOR-Speicher* und *NAND-Speicher*. Das jeweilige Schaltzeichen bezeichnet die interne Verbindung der Speicherzellen und beeinflusst die Kapazität und Zugriffsgeschwindigkeit des Speichers.

NOR-Speicher

Bei NOR-Speicher ist jede Speicherzelle über eine eigene Datenleitung angeschlossen. Diese Bauweise ermöglicht den wahlfreien Lese- und Schreibzugriff auf den Speicher. Der resultierende Vorteil ist die bessere Zugriffszeit von NOR-Speicher gegenüber NAND-Speicher. Nachteilig sind der komplexere und somit kostspieligere Aufbau, der höhere Stromverbrauch im Vergleich zu NAND-Speicher und die üblicherweise geringe Kapazität (kleiner als 32 MB).

NOR-Speicher enthält keine Seiten. Die Speicherzellen sind direkt zu Blöcken zusammengefasst. Typische Blockgrößen sind 64, 128 oder 256 kB. Bei Löschooperationen ist kein wahlfreier Zugriff möglich, sondern es muss immer ein vollständiger Block gelöscht werden.

Typische Einsatzbereiche von NOR-Speicher sind industrielle Anwendungen sowie Bausteine zur Speicherung der Firmware eines Computers.

NAND-Speicher

Bei NAND-Speicher sind die Speicherzellen zu Seiten zusammengefasst, die üblicherweise 512 bis 8192 Bytes groß sind. Jede Seite ist über eine eigene Datenleitung angeschlossen. Mehrere Seiten umfassen einen Block. Typische Blockgrößen sind 32, 64, 128 oder 256 Seiten.

Ein Vorteil von NAND-Speicher gegenüber NOR-Speicher ist die geringere Anzahl von Datenleitungen, die daraus resultierende Platzersparnis und die preisgünstigere Herstellung. Ein Nachteil ist, dass kein wahlfreier Zugriff möglich ist, was die Zugriffszeit negativ beeinflusst. Lese- und Schreibzugriffe sind nur für ganze Seiten möglich. Löschooperationen sind nur für ganze Blöcke möglich.

Typische Einsatzbereiche von NAND-Speicher sind SSD-Laufwerke, USB-Sticks und Speicherkarten.

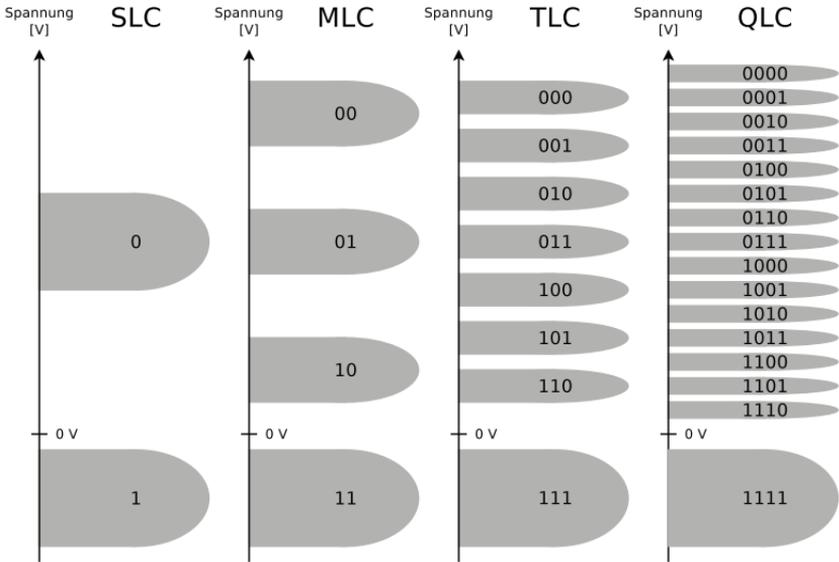


Abb. 4.13 Die unterschiedlichen Ausprägungen von NAND-Speicher unterscheiden verschieden viele Ladungsniveaus

NAND-Speicher existiert in den Ausprägungen *Single-Level Cell* (SLC), *Multi-Level Cell* (MLC), *Triple-Level Cell* (TLC) und *Quad-Level Cell* (QLC). Je nachdem, zu welcher Gruppe ein Speicher gehört, können seine einzelnen Speicherzellen 1, 2, 3 oder 4 Bits speichern (siehe Abb. 4.13).

Während bei einer SLC-Speicherzelle nur zwei Ladungsniveaus (Zustände) unterschieden werden müssen, damit die Funktionalität gegeben ist, müssen bei einer MLC-Speicherzelle vier Ladungsniveaus, bei einer TLC-Speicherzelle acht Ladungsniveaus und bei einer QLC-Speicherzelle 16 Ladungsniveaus unterschieden werden. Dies bedeutet, dass es nicht mehr genügt, wie bei SLC zu überprüfen, ob bei einer bestimmten positiven Spannung am Gate ein elektrischer Strom zwischen Source und Drain fließen kann. Es muss auch überprüft werden, wie viel Spannung am Gate dafür nötig ist, weil es mehrere unterschiedliche Ladungsniveaus in der Ladungsfalle geben kann.

Vergleicht man SLC-, MLC-, TLC- und QLC-Speicher gleicher Kapazität miteinander, dann ist der SLC-Speicher am teuersten, bietet aber dafür die höchste Schreibgeschwindigkeit und tendenziell die höchste Lebensdauer, weil er mehr Schreib-/Löschzyklen übersteht, als die übrigen Ausprägungen von NAND-Speicher.

4.5 RAID

Die folgende Auflistung einiger ausgewählter Hardwarekomponenten zeigt, dass in den letzten Jahrzehnten die Geschwindigkeit der Prozessoren schneller angewachsen ist als die Zugriffsgeschwindigkeiten der Festplatten.

- **Festplatten**

1973: IBM 3340, 30 MB Kapazität, 30 ms Zugriffszeit

1989: Maxtor LXT100S, 96 MB Kapazität, 29 ms Zugriffszeit

1998: IBM DHEA-36481, 6 GB Kapazität, 16 ms Zugriffszeit

2006: Maxtor STM320820A, 320 GB Kapazität, 14 ms Zugriffszeit

2011: Western Digital WD30EZRSDL, 3 TB Kapazität, 8 ms Zugriffszeit

- **Prozessoren**

1971: Intel 4004, 740 kHz Taktfrequenz

1989: Intel 486DX, 25 Mhz Taktfrequenz

1997: AMD K6-2 550 Mhz Taktfrequenz

2007: AMD Opteron Santa Rosa F3, 2,8 GHz Taktfrequenz

2010: Intel Core i7 980X Extreme (6 Cores), 3,33 Ghz Taktfrequenz

Dieser Abstand vergrößert sich in Zukunft weiter. Da Festplatten aus beweglichen Teilen bestehen, lässt sich ihre Geschwindigkeit nicht beliebig verbessern. Die physikalischen, materiellen und wirtschaftlichen Grenzen müssen akzeptiert werden. SSDs bieten höhere Lese- und Schreibgeschwindigkeiten als Festplatten, aber auch bei ihnen gibt es Beschränkungen bzgl. Geschwindigkeit und Kapazität. Eine Möglichkeit, diese Beschränkungen zu umgehen und gleichzeitig die Datensicherheit zu erhöhen, ist das gleichzeitige Verwenden mehrerer Laufwerke (Fest-

Tab. 4.4 Übersicht über die gebräuchlichsten RAID-Level

RAID-Level	n (Anzahl Laufwerke)	Netto-kapazität ^a	Ausfallsicherheit ^b	Maximaler Datendurchsatz	
				(Lesen) ^c	(Schreiben) ^c
0	≥ 2	n	0 (keine)	$n \cdot X$	$n \cdot X$
1	≥ 2	1	$n - 1$ Laufwerke	$n \cdot X$	X
2	≥ 3	$n - \lceil \log_2 n \rceil$	1 Laufwerk	variabel	variabel
3	≥ 3	$n - 1$	1 Laufwerk	$(n - 1) \cdot X$	$(n - 1) \cdot X$
4	≥ 3	$n - 1$	1 Laufwerk	$(n - 1) \cdot X$	$(n - 1) \cdot X$
5	≥ 3	$n - 1$	1 Laufwerk	$(n - 1) \cdot X$	$(n - 1) \cdot X$
6	≥ 4	$n - 2$	2 Laufwerke	$(n - 2) \cdot X$	$(n - 2) \cdot X$

^a Sind die Laufwerke unterschiedlich groß, bietet ein Verbund mit RAID 1 höchstens die Kapazität des kleinsten Laufwerks.

^b Gibt an, wie viele Laufwerke ausfallen dürfen, ohne dass es zum Datenverlust kommt.

^c X ist die Leistung eines einzelnen Laufwerks beim Lesen bzw. Schreiben. Die maximale theoretisch mögliche Leistung wird häufig vom Controller bzw. der Rechenleistung des Hauptprozessors eingeschränkt.

platten oder SSDs) in einem sogenannten *RAID (Redundant Array of Independent Disks)*.

Ein RAID-Verbund besteht zwar aus mehreren Laufwerken, doch die Benutzer und deren Prozesse nehmen den Verbund als ein einziges großes Laufwerk wahr. Das sogenannte *RAID-Level* spezifiziert die Art und Weise der Verteilung der Daten über die Laufwerke eines RAID-Systems. Eine Übersicht mit den Eckdaten der RAID-Level 0 bis 6 enthält Tab. 4.4. Die in der Praxis gebräuchlichsten RAID-Level sind RAID 0, RAID 1 und RAID 5.

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, einen RAID-Verbund technisch zu realisieren. Die leistungsfähigste Variante ist das *Hardware-RAID*. Dabei kommt ein RAID-Controller zum Einsatz. Solche Controller sind meist Steckkarten für PCI-Express (PCIe), die Schnittstellen zum Anschluss von internen und eventuell auch externen Laufwerken bieten. Zudem verfügen Hardware-RAID-Controller über einen leistungsfähigen Prozessor, der die je nach verwendetem RAID-Level benötigten Paritätsinformationen berechnet und den Zustand der angeschlossenen RAID-Verbünde überwacht. Die Vorteile einen Hardware-RAID gegenüber alternativen Implementierungsvarianten sind die Betriebssystemunabhän-

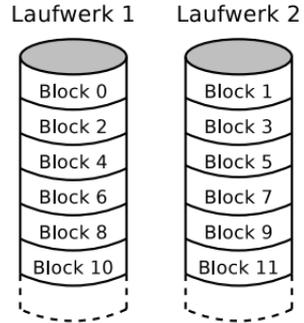
gigkeit⁶ und dass der Betrieb der RAID-Verbünde den Hauptprozessor nicht belastet. Nachteilig ist der vergleichsweise hohe Preis von einigen hundert Euro.

Eine weitere Möglichkeit zur Realisierung eines RAID-Verbunds ist das sogenannte *Host-RAID*. Dabei erbringt entweder ein preiswerter RAID-Controller ohne eigenen Prozessor oder der Chipsatz des Computers die RAID-Funktionalität. Mit solch einer Lösung ist meist nur der Aufbau eines RAID 0 oder RAID 1 empfehlenswert, denn das Berechnen von Paritätsinformationen muss der Hauptprozessor erledigen. Dies wirkt sich negativ auf die Gesamtleistung des Computers aus. Ein weiterer Nachteil ist, dass man sich in ein potentiell problematisches Abhängigkeitsverhältnis von einer Hardware begibt, die im Fehlerfall eventuell nur schwer wieder zu beschaffen ist. Dass ein Host-RAID auch auf einem neueren Mainboard oder mit einem anderen Host-RAID-Controller funktioniert, ist keineswegs garantiert. Die Vorteile von Host-RAID sind der geringe Anschaffungspreis und ebenso wie bei Hardware-RAID die Betriebssystemunabhängigkeit.

Als dritte Möglichkeit existiert das sogenannte *Software-RAID*. Moderne Betriebssysteme wie Linux, Windows und Mac OS X ermöglichen das softwaremäßige Zusammenschließen von Laufwerken zu einem RAID auch ohne einen entsprechenden Controller. Unter Linux existiert hierfür das Kommando `mdadm`. Bei Software-RAID entstehen keine Kosten für zusätzliche Hardware. Nachteilig ist die Betriebssystemabhängigkeit, denn ein Software-RAID-Verbund funktioniert nur innerhalb der Betriebssystemfamilie, in der er erzeugt wurde. Genau wie beim Host-RAID ist beim Software-RAID nur der Aufbau eines RAID 0 oder RAID 1 empfehlenswert, denn das Berechnen von Paritätsinformationen muss der Hauptprozessor erledigen.

⁶ Der RAID-Controller arbeitet für das Betriebssystem transparent. Er konfiguriert und verwaltet den RAID-Verbund. Das Betriebssystem sieht den RAID-Verbund als ein einzelnes großes Laufwerk.

Abb. 4.14 Schematische Darstellung der Datenverteilung bei einem RAID 0



4.5.1 RAID 0

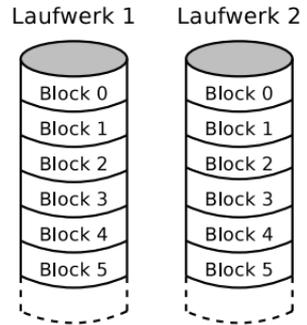
Dieses RAID-Level realisiert das sogenannte *Striping*. Es verbessert die mögliche Datentransferrate, bietet aber keine Redundanz. In einem RAID 0 werden die verbundenen Laufwerke in Blöcke gleicher Größe unterteilt. Bei ausreichend großen Ein-/Ausgabeaufträgen größer 4 oder 8 kB), können die Zugriffe parallel auf mehreren oder allen Laufwerken durchgeführt werden (siehe Abb. 4.14).

Fällt allerdings ein Laufwerk aus, können die Daten nicht mehr vollständig rekonstruiert werden. RAID 0 eignet sich darum nur für solche Anwendungsbereiche, wo die Sicherheit der Daten bedeutungslos ist oder eine geeignete Form der Datensicherung existiert.

4.5.2 RAID 1

Der Fokus dieses RAID-Levels liegt auf der Sicherheit. Es realisiert eine *Spiegelung* der Daten (englisch: *Mirroring*). Dabei enthalten alle Laufwerke im Verbund die identischen Daten (siehe Abb. 4.15). Sind die Laufwerke unterschiedlich groß, bietet der Verbund mit RAID 1 höchstens die Kapazität des kleinsten Laufwerks. Der Ausfall eines Laufwerks führt nicht zu Datenverlust, weil die übrigen Laufwerke die identischen Daten vorhalten. Zum Totalverlust aller Daten kommt es nur beim Ausfall aller Laufwerke.

Abb. 4.15 Schematische Darstellung der Datenverteilung bei einem RAID 1



Eine Verbesserung der Schreibgeschwindigkeit ist mit RAID 1 nicht möglich. Die Lesegeschwindigkeit kann allerdings durch eine intelligente Verteilung der Zugriffe auf die angeschlossenen Laufwerke gesteigert werden.

Da jede Datenänderung auf allen Laufwerken geschrieben wird, finden fehlerhafte Dateioperationen sowie Angriffe durch Viren oder andere Schadsoftware auf allen Laufwerken statt. Aus diesem Grund sollte weder ein RAID 1, noch ein anderes RAID-Level die regelmäßige Sicherung wichtiger Daten ersetzen.

4.5.3 RAID 2

Dieses RAID-Level realisiert Bit-Level Striping mit *Hamming-Code-Fehlerkorrektur*. Das bedeutet, dass die Daten bitweise auf die Laufwerke verteilt werden. Alle Bits, deren Positionsnummer Potenzen von zwei sind (1, 2, 4, 8, 16, usw.), sind die Prüfbits. Die Verteilung der Nutzdaten und der Prüfbits über mehrere Laufwerke (siehe Abb. 4.16) verbessert den Datendurchsatz beim Lesen und Schreiben.

Der primäre Anwendungsbereich von RAID 2 waren Großrechner. Wegen der großen Anzahl benötigter Laufwerke war RAID 2 zu keiner Zeit nennenswert populär. Sinnvoll war dieses RAID-Level zu einer Zeit, als die Laufwerke noch keine interne Hamming-Code-Fehlerkorrektur enthielten. Da moderne Festplatten und SSDs bereits via Hamming-Code-Fehlerkorrektur einzelne Bitfehler erkennen und korrigieren,

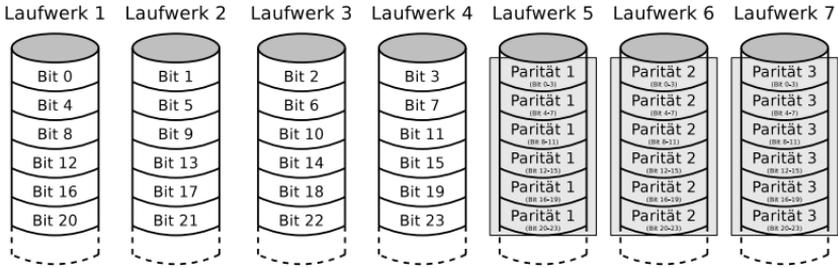


Abb. 4.16 Schematische Darstellung der Datenverteilung bei einem RAID 2

ist RAID 2 nicht länger sinnvoll und wird in der Praxis nicht mehr verwendet.

4.5.4 RAID 3

Byte-Level Striping mit Paritätsinformationen realisiert RAID-Level 3. Die Paritätsinformationen werden auf einem Paritätslaufwerk gespeichert (siehe Abb. 4.17). Jede Schreiboperation auf dem RAID führt auch zu Schreiboperationen auf dem Paritätslaufwerk, was einen Engpass (*Flaschenhals*) darstellt. Zudem fällt das Paritätslaufwerk statistisch häufiger aus, weil es im Gegensatz zu den Datenlaufwerken bei jedem

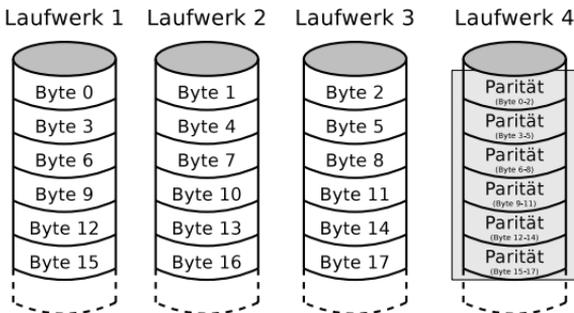


Abb. 4.17 Schematische Darstellung der Datenverteilung bei einem RAID 3

Tab. 4.5 Berechnung der Paritätsinformationen bei RAID 3

Bits auf den Datenlaufwerken		Summe		Summe ist ...		Paritätslaufwerk
0 + 0 + 0	⇒	0	⇒	gerade	⇒	Summen-Bit 0
1 + 0 + 0	⇒	1	⇒	ungerade	⇒	Summen-Bit 1
1 + 1 + 0	⇒	2	⇒	gerade	⇒	Summen-Bit 0
1 + 1 + 1	⇒	3	⇒	ungerade	⇒	Summen-Bit 1
1 + 0 + 1	⇒	2	⇒	gerade	⇒	Summen-Bit 0
0 + 1 + 1	⇒	2	⇒	gerade	⇒	Summen-Bit 0
0 + 1 + 0	⇒	1	⇒	ungerade	⇒	Summen-Bit 1
0 + 0 + 1	⇒	1	⇒	ungerade	⇒	Summen-Bit 1

Schreibzugriff auf den RAID-Verbund auch einen Schreibzugriff auf das Paritätslaufwerk kommt. Aus diesen Gründen wurde RAID 3 in der Praxis meist von RAID 5 verdrängt.

Tab. 4.5 zeigt die Berechnung der Paritätsinformationen anhand des in Abb. 4.17 gezeigten Szenarios mit drei Datenlaufwerken und einem Paritätslaufwerk.

4.5.5 RAID 4

Block-Level Striping mit Paritätsinformationen realisiert RAID 4. Genau wie bei RAID 3 werden auch hier die Paritätsinformationen auf einem Paritätslaufwerk gespeichert (siehe Abb. 4.18). Der Unterschied zu RAID 3 ist, dass nicht einzelne Bits oder Bytes, sondern als Blöcke (englisch: *Chunks*) gleicher Größe geschrieben werden. Ansonsten gelten die für RAID 3 genannten Nachteile auch für RAID 4.

Genau wie RAID 3 wird auch RAID 4 in der Praxis selten eingesetzt, weil RAID 5 nicht die bereits beschriebenen Nachteile aufweist.

Ein RAID 4 mit nur einem Datenlaufwerk weist auf den ersten Blick Ähnlichkeit mit einem RAID 1 auf, da in diesem Fall auf dem Datenlaufwerk und auf dem Paritätslaufwerk die gleichen Daten gespeichert sind. Allerdings bietet ein solcher RAID 4-Verbund keine verbesserte Lesegeschwindigkeit. Zudem wird die Schreibgeschwindigkeit durch das bei jedem Schreibzugriff nötige Einlesen und Neuberechnen der Paritätsin-

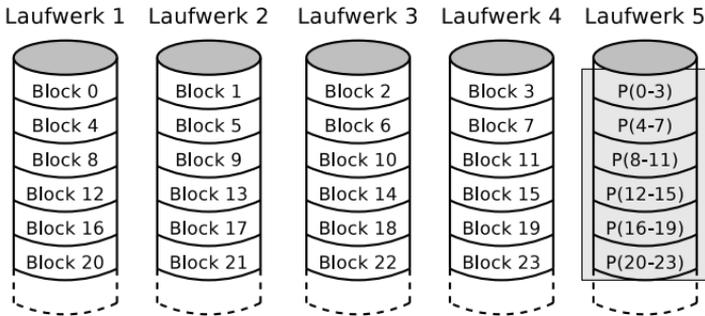


Abb. 4.18 Schematische Darstellung der Datenverteilung bei einem RAID 4

formationen verringert. Dieser Aufwand zum Einlesen und Berechnen existiert bei der Spiegelung mit RAID 1 nicht.

Anwendungsbeispiele für RAID 4 sind die NAS-Server FAS2020, FAS2050, FAS3040, FAS3140, FAS6080 der Firma NetApp.

4.5.6 RAID 5

Block-Level Striping mit verteilten Paritätsinformationen realisiert RAID-Level 5. Dabei werden die Nutzdaten und Paritätsinformationen auf alle Laufwerke verteilt (siehe Abb. 4.19). Die Vorteile dieses Vorgehens sind neben einem verbesserten Datendurchsatz beim Lesen und Schreiben auch eine Verbesserung der Datensicherheit, ohne dass ein einzelnes Paritätslaufwerk einen Flaschenhals verursacht.

Genau wie bei RAID 4 werden die Nutzdaten nicht als einzelne Bits oder Bytes, sondern als Blöcke (englisch: *Chunks*) gleicher Größe geschrieben. Typischerweise sind die Blöcke 512 Bytes und 8 kB groß. Je nach konkreter Anwendung kann es sinnvoll sein, größere Blöcke zu verwenden, zum Beispiel bei Datenbanken oder Email-Servern.

Die Berechnung der Paritätsinformationen erfolgt, indem die Blöcke einer Zeile (siehe Abb. 4.19) mit XOR verknüpft werden. Die folgende Berechnung erzeugt zum Beispiel die Paritätsinformationen der Blöcke

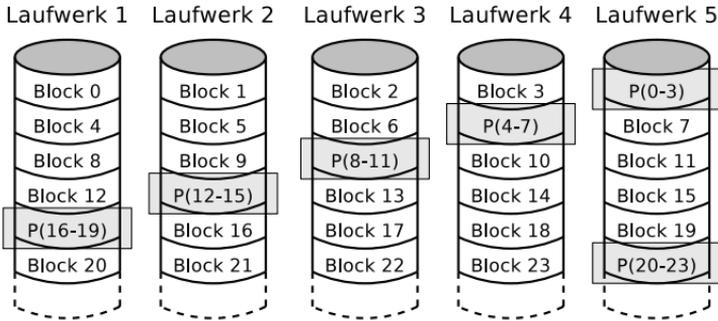


Abb. 4.19 Schematische Darstellung der Datenverteilung bei einem RAID 5

16 bis 19:

$$\begin{aligned} \text{Parität}(16-19) &= \text{Block}(16) \text{ XOR } \text{Block}(17) \text{ XOR } \text{Block}(18) \\ &\quad \text{XOR } \text{Block}(19) \end{aligned}$$

4.5.7 RAID 6

Block-Level Striping mit doppelt verteilten Paritätsinformationen realisiert RAID 6. Dieses RAID-Level funktioniert im Prinzip genau so wie RAID 5, verkraftet aber den gleichzeitigen Ausfall von bis zu zwei Laufwerken, weil die Paritätsinformationen doppelt vorgehalten werden (siehe Abb. 4.20). Die verbesserte Datensicherheit gegenüber RAID 5 wird durch einen niedrigeren Datendurchsatz beim Schreiben erkauft, da der Schreibaufwand für die Paritätsinformationen höher ist.

4.5.8 RAID-Kombinationen

Zusätzlich zu den bekannten RAID-Leveln existieren verschiedene RAID-Kombinationen. Dabei werden mindestens zwei RAID-Verbünde mit eventuell sogar unterschiedlichen RAID-Leveln zu einem größeren Verbund zusammengefasst. Ein Beispiel für eine solche Kombination ist RAID 10 (siehe Abb. 4.21), bei dem mindestens zwei RAID 1 zu einem

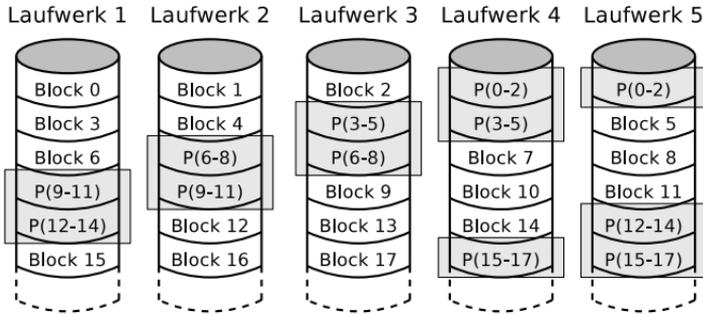


Abb. 4.20 Schematische Darstellung der Datenverteilung bei einem RAID 6

großen RAID 0 verbunden sind. Einige weitere Beispiele für mögliche Kombinationen sind:

- RAID 00: Mehrere RAID 0 werden zu einem RAID 0 verbunden
- RAID 01: Mehrere RAID 0 werden zu einem RAID 1 verbunden
- RAID 05: Mehrere RAID 0 werden zu einem RAID 5 verbunden
- RAID 15: Mehrere RAID 1 werden zu einem RAID 5 verbunden

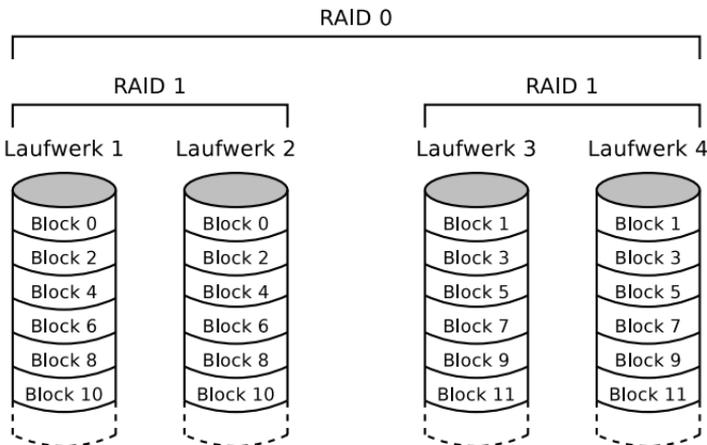


Abb. 4.21 Schematische Darstellung der Datenverteilung bei einem RAID 10-Verbund

- RAID 50: Mehrere RAID 5 werden zu einem RAID 0 verbunden
- RAID 51: Mehrere RAID 5 werden zu einem RAID 1 verbunden

Je nach Kombination und den verwendeten RAID-Leveln ist es auf diese Weise möglich, die Ausfallsicherheit und Geschwindigkeit noch weiter zu steigern. Gleichzeitig steigt damit aber auch die Anzahl der benötigten Laufwerke.

In Abschn. 4.3 wurde bislang geklärt, dass der Speicher die Daten und auszuführenden Programme aufnimmt und im Computersystem eine Hierarchie bildet (siehe auch Abschn. 4.4 zur Speicherpyramide). Dieses Kapitel beschreibt verschiedene mögliche Konzepte der Speicheradressierung und Speicherverwaltung durch ein Betriebssystem. Konkret weist das Betriebssystem den Programmen bei der Prozesserschaffung (siehe Abschn. 8.4) und während der Prozessausführung auf deren Anforderung hin Teile des Speichers zu. Zudem gibt das Betriebssystem Teile des zugewiesenen Speichers frei, wenn diese von Prozessen nicht länger benötigt werden.

5.1 Konzepte zur Speicherverwaltung

Für die Verwaltung des Speichers gibt es verschiedene Konzepte. Dieser Abschnitt beschreibt die Funktionsweise sowie Vor- und Nachteile der drei Konzepte *statische* und *dynamische Partitionierung* sowie *Buddy-Speicherverwaltung*.

An dieser Stelle soll vorweggenommen werden, dass statische und dynamische Partitionierung im Gegensatz zur Buddy-Speicherverwaltung in der Praxis in modernen Betriebssystemen nicht mehr verbreitet sind. Dennoch ist eine Auseinandersetzung mit der statischen und dyna-

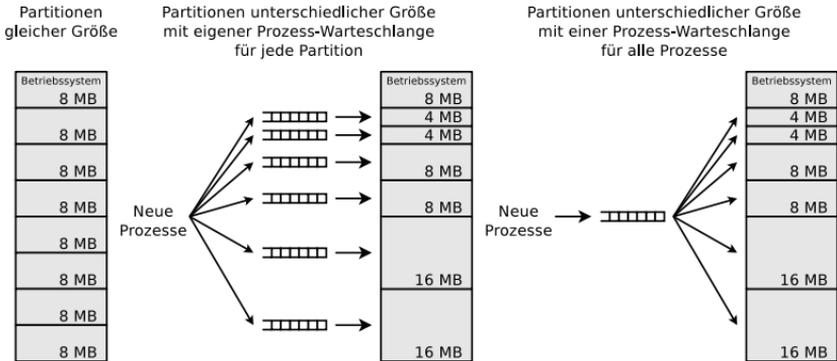


Abb. 5.1 Verschiedene Möglichkeiten der Speicherverwaltung mit statischer Partitionierung

mischen Partitionierung sinnvoll, um die Speicherverwaltung moderner Betriebssysteme in der Praxis (siehe Abschn. 5.2) zu verstehen.

5.1.1 Statische Partitionierung

Bei diesem Konzept der Speicherverwaltung wird der Hauptspeicher in Partionen gleicher oder unterschiedlicher Größe unterteilt (siehe Abb. 5.1). Ein Nachteil dieses Verfahrens ist, dass zwangsläufig interne Fragmentierung¹ entsteht. Diese Form der Speicherverwaltung ist somit ineffizient. Dieses Problem ist bei Partionen unterschiedlicher Größe weniger stark ausgeprägt, aber keinesfalls gelöst. Ein weiterer Nachteil ist, dass die Anzahl der Partionen die Anzahl möglicher Prozesse limitiert [53].

Im Idealfall erhalten Prozesse eine möglichst passgenaue Partition, um möglichst wenig interne Fragmentierung zu verursachen. Werden Partionen unterschiedlicher Größe verwendet, gibt es zwei Möglichkeiten, um Prozessen Partionen zuzuweisen. Entweder verwaltet das Be-

¹ Wird ein Speicherbereich einem Prozess zugeordnet, aber nicht vollständig mit Daten gefüllt, spricht man von interner Fragmentierung des Speichers. Der ungenutzte Teil des zugeordneten Speicherbereich ist für andere Prozesse nicht verfügbar.

triebssystem eine eigene Prozesswarteschlange² für jede Partition oder es verwaltet eine einzelne Warteschlange für alle Partitionen. Ein Nachteil mehrerer Warteschlangen ist, dass bestimmte Partitionen seltener oder eventuell sogar nie verwendet werden.

Ein Beispiel für ein Betriebssystem, das statische Partitionierung verwendet, ist IBM OS/360 MFT aus den 1960er Jahren.

5.1.2 Dynamische Partitionierung

Bei diesem Konzept der Speicherverwaltung weist das Betriebssystem jedem Prozess eine zusammenhängende Partition mit exakt der benötigten Größe zu. Dabei kommt es zwangsläufig zu externer Fragmentierung³ (siehe Abb. 5.2). Die Lösung dieses Problem ist eine regelmäßige Defragmentierung des Speichers. Dieses ist aber nur dann möglich, wenn die Partitionen verschiebbar sind. Verweise in Prozessen dürfen durch ein Verschieben von Partitionen nicht ungültig werden.

Ein Beispiel für ein Betriebssystem, das dynamische Partitionierung verwendet, ist IBM OS/360 MVT aus den 1960er Jahren.

Unterschiedliche *Zuteilungskonzepte* für Speicher bei dynamischer Partitionierung sind denkbar (siehe Abb. 5.3). Dabei geht es um die Frage, wie das Betriebssystem bei einer Speicheranforderung einen geeigneten freien Speicherbereich sucht. Die Darstellung des Speichers durch das Betriebssystem erfolgt in Form einer verketteten Liste mit Speicherbereichen. Jeder Eintrag enthält eine Bezeichnung, ob der Bereich frei oder durch einen Prozess belegt ist, die Startadresse, die Länge

² Eine Warteschlange (englisch: *Queue*) ist eine Datenstruktur zur Zwischenspeicherung von Datenobjekten in einer bestimmten Reihenfolge. Üblicherweise werden Warteschlangen als verkettete Listen oder als Ringpuffer realisiert.

³ Entstehen bei der Speicherverwaltung Lücken zwischen den Speicherbereichen, die bereits Prozessen zugeordnet sind und sind diese Lücken so klein, dass es unwahrscheinlich ist, dass Sie in Zukunft Prozessen zugeordnet werden können, so handelt es sich bei diesen Lücken um externe Fragmentierung des Speichers. Eine Möglichkeit, um das Problem der externen Fragmentierung zu lösen, ist die regelmäßige und zeitaufwendige Defragmentierung des Speichers. Vollständig gelöst ist das Problem der externen Fragmentierung beim virtuellen Speicher (siehe Abschn. 5.2.2).

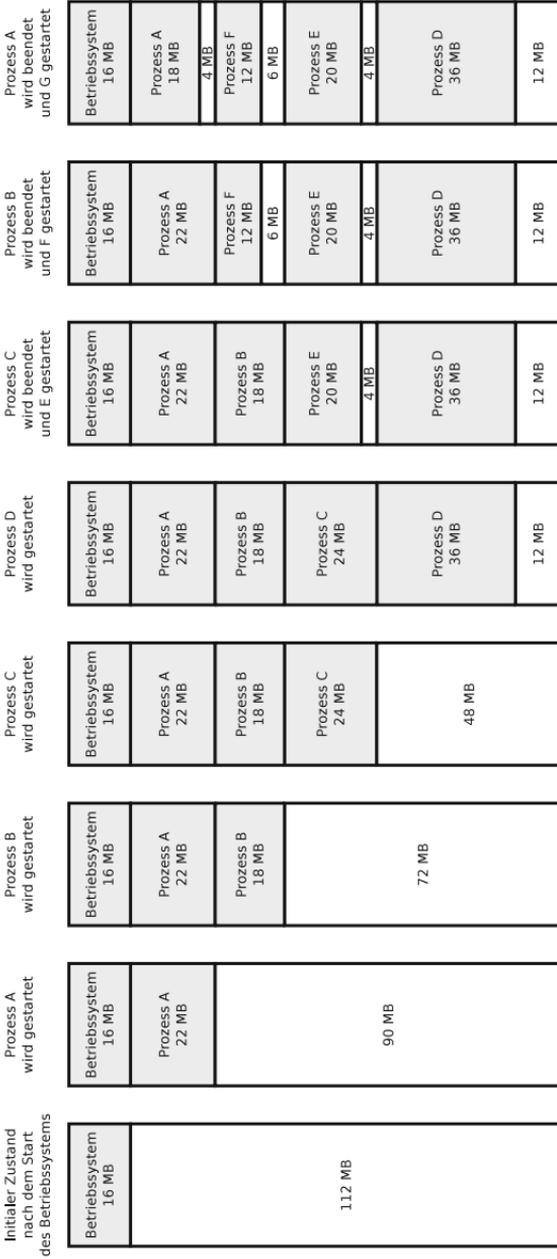


Abb. 5.2 Externe Fragmentierung ist bei der Speicherverwaltung dynamische Partitionierung unvermeidlich

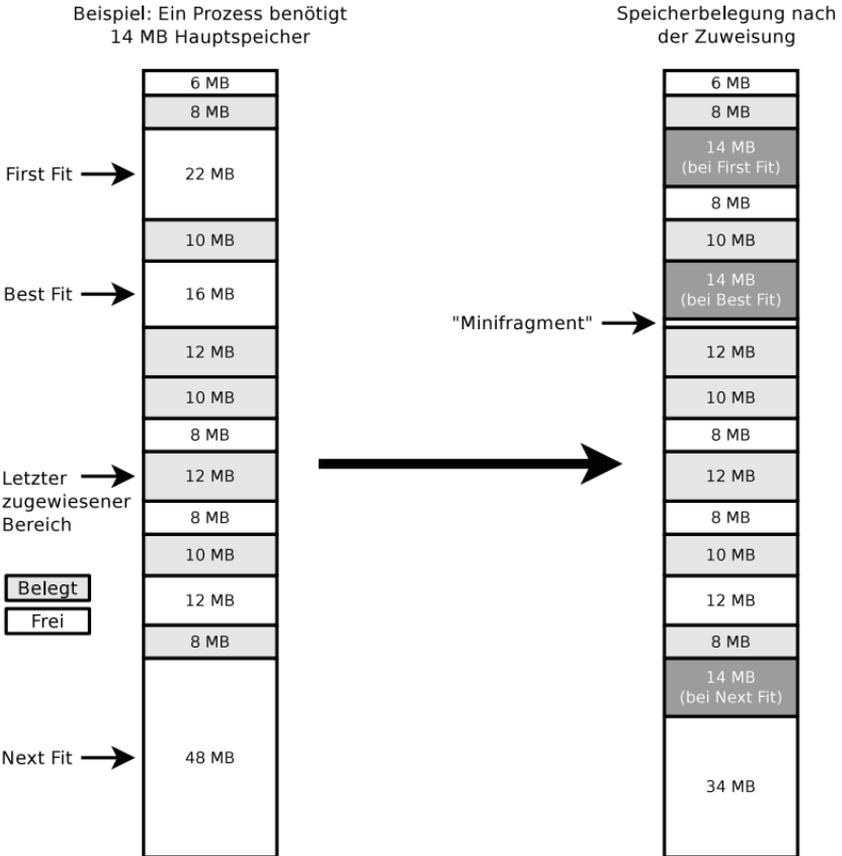


Abb. 5.3 Beispiel einer Speicherzuweisung bei dynamischer Partitionierung mit verschiedenen Zuteilungskonzepten

und einen Zeiger auf den nächsten Eintrag. Eine ausführlichere Beschreibung der Zuteilungskonzepte bieten [53] und [60].

First Fit

Eine Speicherverwaltung mit dem Zuteilungskonzept *First Fit* sucht bei jeder Speicheranforderung ab dem Anfang des Adressraums einen passenden freien Speicherbereich. Ein Vorteil von First Fit ist seine Ge-

schwindigkeit im Vergleich mit anderen Konzepten, weil es nicht in jedem Fall alle freien Speicherbereiche in der verketteten Liste untersucht. Mit dem ersten passenden freien Speicherbereich ist die Suche beendet. Ein Nachteil ist, dass First Fit den Speicher nicht optimal ausnutzt, weil in den meisten Fällen der erste freie Speicherbereich passender Größe nicht derjenige sein wird, der am wenigsten externe Fragmentierung verursacht, der also am besten passt.

Next Fit

Beim Zuteilungskonzept *Next Fit* durchsucht das Betriebssystem den Adressraum nicht immer von Anfang an, sondern ab der letzten Zuweisung nach einem passenden freien Speicherbereich. Symptomatisch für dieses Verfahren ist, dass es den großen Bereich freien Speichers am Ende des Adressraums schneller *zerstückelt* als andere Konzepte. Dadurch muss bei diesem Verfahren der Speicher häufiger defragmentiert werden.

Best Fit

Arbeitet die Speicherverwaltung nach dem Konzept *Best Fit*, sucht das Betriebssystem immer den freien Bereich, der am besten zur Speicheranforderung passt, also denjenigen Block, bei dem am wenigsten externe Fragmentierung entsteht. Symptomatisch für dieses Verfahren ist, dass es sehr kleine Speicherbereiche, sogenannte *Minifragmente*, erzeugt. Von allen Zuteilungskonzepten nutzt Best Fit den vorhandenen Speicher am besten aus. Ein Nachteil ist, dass es im Vergleich mit allen anderen Konzepten am langsamsten arbeitet, weil es bei jeder Speicheranforderung alle freien Speicherbereiche in der verketteten Liste untersucht.

5.1.3 Buddy-Speicherverwaltung

Bei der Buddy-Speicherverwaltung gibt es zu Beginn nur einen Bereich, der den gesamten Speicher abdeckt. Fordert ein Prozess einen Speicherbereich an, wird dessen Speicherkapazität zur nächsthöheren Zweierpotenz aufgerundet und ein entsprechender, freier Bereich gesucht. Existiert kein Bereich dieser Größe, sucht das Betriebssystem nach einem Bereich doppelter Größe und unterteilt diesen in zwei Hälften, sogenannte *Buddies*. Eine Hälfte wird daraufhin dem anfordernden Prozess

zugewiesen. Existiert auch kein Bereich doppelter Größe, sucht das Betriebssystem einen Bereich vierfacher Größe, usw.

Wird ein Speicherbereich freigegeben, prüft das Betriebssystem, ob sich zwei Hälften gleicher Größe wieder zu einem größeren Speicherbereich zusammenfassen lassen. Es werden aber nur zuvor vorgenommene Unterteilungen rückgängig gemacht.

Abb. 5.4 zeigt die Arbeitsweise der Buddy-Speicherverwaltung anhand einiger Speicheranforderungen und -freigaben auf einen Speicher mit 1 MB Gesamtkapazität. Diese Kapazität erscheint unter Berücksichtigung der Speicherkapazitäten moderner Datenspeicher sehr gering, ist aber für ein Beispiel ausreichend.

Zu Beginn behandelt die Buddy-Speicherverwaltung den Speicher wie einen großen Bereich. In Schritt (1) fordert ein Prozess A vom Betriebssystem einen 65 kB großen Speicherbereich an. Die nächsthöhere Zweierpotenz ist 128 kB. Da kein solcher Bereich frei ist, sucht das Betriebssystem nach einem freien Bereich dessen Kapazität der nächsthöhere Zweierpotenz (256 kB) entspricht. Ein solcher Bereich ist genau so wenig verfügbar wie ein 512 kB großer Bereich. Es ist aber ein 1024 kB großer Bereich verfügbar. Dieser wird nun so oft unterteilt, bis ein 128 kB großer Bereich verfügbar ist, der dem anfragenden Prozess A zugewiesen werden kann.

Ähnlich ist der Ablauf bei der Speicheranforderung in Schritt (2). Hier fordert ein Prozess B vom Betriebssystem einen 30 kB großen Speicherbereich an. Die nächsthöhere Zweierpotenz ist 32 kB. Da kein solcher Bereich frei ist, sucht das Betriebssystem nach einem freien Bereich dessen Kapazität der nächsthöheren Zweierpotenz (64 kB) entspricht. Auch ein solcher Bereich ist nicht frei verfügbar, also wird der erste 128 kB große Bereich so oft unterteilt, bis ein 32 kB großer Bereich verfügbar ist, der dem anfragenden Prozess B zugewiesen werden kann.

Analog zu den Anfragen (1) und (2) erfolgt die Zuweisung eines 128 kB großen Speicherbereich zu Prozess C in Schritt (3), um dessen 94 kB Daten zu speichern. Auch hier muss zuerst ein Bereich mit der Größe der nächsthöheren Zweierpotenz in zwei Teile unterteilt werden.

Prozess D fordert in Schritt (4) einen 34 kB großen Speicherbereich an. Die nächsthöhere Zweierpotenz ist 64 kB und diese Anfrage kann direkt erfüllt werden. Prozess E benötigt zur Erfüllung seiner Anfrage nach einem 136 kB großen Speicher in Schritt (5) einen 256 kB großen

Bereich. Da kein solcher zur Verfügung steht, wird der 512 kB große Bereich unterteilt.

Die Freigabe des Speichers von Prozess D in Schritt (6) führt zu keiner Veränderung der Bereichsgrenzen. Eine Verbindung mit dem freien 32 kB großen benachbarten Bereich ist unmöglich, da die Buddy-Speicherverwaltung Unterteilungen nur dann rückgängig machen kann, wenn die korrekte Reihenfolge eingehalten wird.

Nach der Freigabe des Speichers von Prozess B in Schritt (7) können die beiden 32 kB großen Bereiche wieder zu einem 64 kB großen Bereich vereinigt werden. Die zuvor vorgenommene Unterteilung wird also rückgängig gemacht. Danach kann der 64 kB große Bereich wieder mit seinem gleich großen Nachbarn zu einem 128 kB großen Bereich vereinigt werden.

Die Freigaben des Speichers der Prozesse C, A und F in den Schritten (8–10) führen dazu, dass immer wieder zuvor gemachte Unterteilungen von Bereichen rückgängig gemacht werden. Am Ende ist der Anfangszustand erneut erreicht und die Buddy-Speicherverwaltung sieht den Speicher wie einen zusammenhängenden Bereich.

Abb. 5.4 zeigt einen deutlichen Nachteil der Buddy-Speicherverwaltung. Es kommt zu interner und externer Fragmentierung.

Obwohl das Buddy-Verfahren schon 1965 von Kenneth Knowlton [31] und 1968 von Donald Knuth [32] zum Zweck der Speicherverwaltung bei Computern beschrieben wurde, ist es auch heute noch in der Praxis relevant. Der Linux-Betriebssystemkern verwendet beispielsweise eine Variante der Buddy-Speicherverwaltung für die Zuweisung der Speicherseiten zu den Prozessen. Das Betriebssystem verwaltet in diesem Fall für jede möglich Blockgröße eine Frei-Liste.

Die aktuellsten Informationen⁴ zum Zustand der Speicherverwaltung unter Linux enthält die Datei `/proc/buddyinfo`.

⁴ Die in diesem Werk gezeigten Informationen aus der Datei `buddyinfo` stammen von einem 64 Bit-Linux-Betriebssystem. Auf 32 Bit-Systemen sind die Benennungen der Zeilen sowie die Speicherbereiche, die diese beschreiben, anders. Dort gibt es die Zeile `DMA32` gar nicht. Die Zeile `Normal` beschreibt die Aufteilung des Speichers größer 16 MB und kleiner 896 MB im System. Zusätzlich gibt es eine Zeile `HighMem`, die die Aufteilung des Speichers größer 896 MB im System beschreibt.

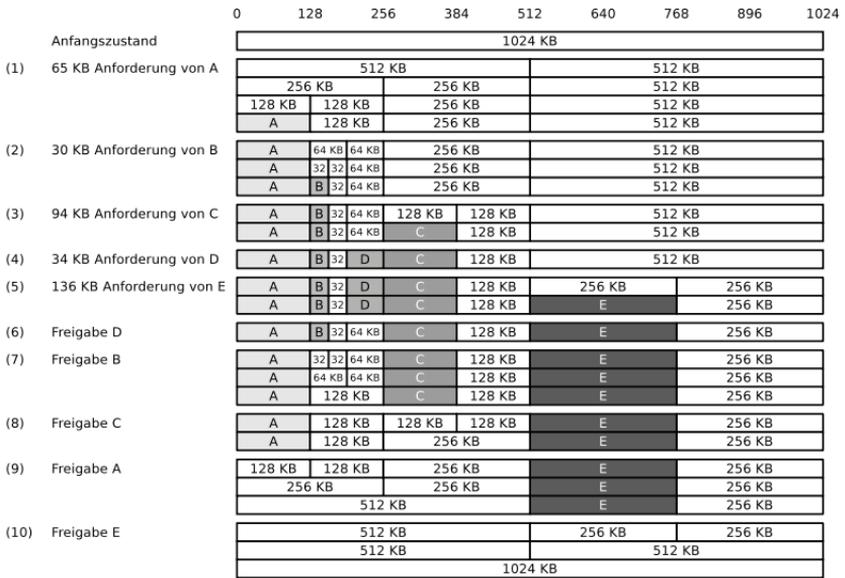


Abb. 5.4 Arbeitsweise der Buddy-Speicherverwaltung

```
# cat /proc/buddyinfo
Node 0, zone DMA 1 1 1 0 2 1 1 0 1 1 3
Node 0, zone DMA32 208 124 1646 566 347 116 139 115 17 4 212
Node 0, zone Normal 43 62 747 433 273 300 254 190 20 8 287
```

Die Zeile DMA zeigt die Aufteilung der ersten 16 MB im System. Die Zeile DMA32 zeigt die Aufteilung des Speichers größer 16 MB und kleiner 4 GB im System und die Zeile Normal zeigt die Aufteilung des Speichers größer 4 GB.

Spalte 1 enthält die Anzahl der freien Blöcke („Buddies“) mit der Größe $2^0 \cdot$ Seitengröße [Bytes]. Die Seitengröße in Bytes liefert auf der Kommandozeile unter Linux der Befehl `getconf PAGESIZE`.

```
$ getconf PAGESIZE
4096
```

Auf den meisten gängigen Hardwarearchitekturen⁵ sind die Seiten 4096 Bytes = 4 kB groß. Dementsprechend informiert die erste Spalte in der Datei `/proc/buddyinfo`, die ausschließlich Zahlen enthält, über die Anzahl der freien Blöcke mit der Größe 4 kB. Die zweite Spalte mit ausschließlich numerischen Werten enthält die Anzahl der freien Blöcke mit der Größe 8 kB, die dritte Spalte diejenigen Blöcke mit der Größe 16 kB, usw. Die letzte Spalte (Nummer 11) gibt an, wie viele freie 4096 kB = 4 MB große Blöcke im System existieren.

5.2 Speicheradressierung in der Praxis

Wie in den Abschn. 3.5 und 4.1.3 gezeigt, können moderne Computer mit 32 Bit- oder 64 Bit-Betriebssystemen große Anzahl von Speicheradressen verwalten. Eine der Aufgaben eines Betriebssystems ist, die Zugriffe der Prozesse auf den Speicher zu organisieren. Zwei Konzepte der Speicheradressierung – *Real Mode* und *Protected Mode* – sind in der Praxis etabliert und werden in diesem Abschnitt vorgestellt.

5.2.1 Real Mode

Der *Real Mode*, der auch *Real Address Mode* heißt, ist eine von zwei möglichen Betriebsarten x86-kompatibler Prozessoren. Dieses Konzept der Speicheradressierung realisiert einen direkten Zugriff auf die Speicheradressen des Hauptspeichers durch die Prozesse (siehe Abb. 5.5). Da der Real Mode keinen Zugriffsschutz bietet, kann jeder Prozess auf den gesamten adressierbaren Speicher zugreifen. Darum ist dieses einfache Konzept ungeeignet für Betriebssysteme mit Mehrprogrammbetrieb (siehe Abschn. 3.4.2). Zudem wäre das Konzept ungeeignet, um einen für die Prozesse transparenten *Auslagerungsspeicher* (englisch: *Swap*) zu realisieren.

⁵ Bei x86-kompatiblen Prozessoren ist die Seitengröße 4 kB. Beim Alpha-Prozessor und bei Sparc-Prozessoren ist die Seitengröße 8 kB [42]. Beim Intel Itanium (IA-64) ist die Seitengröße variabel. Mögliche Größen sind 4, 8, 16 oder 64 kB.

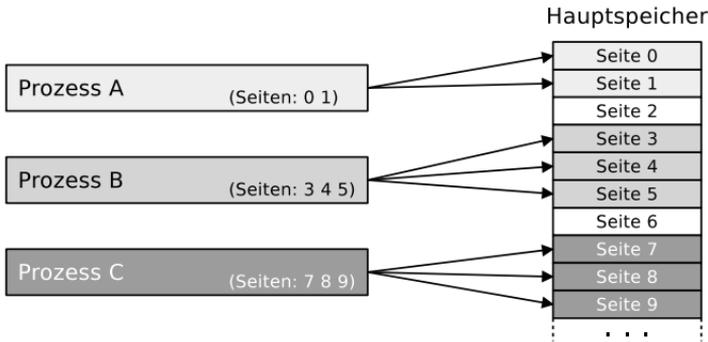


Abb. 5.5 Konzept des Real Mode

Ein weiterer Grund, warum der Real Mode für moderne Betriebssysteme ungeeignet ist, ist die Beschränkung des adressierbaren Hauptspeichers auf maximal 1 MB. Diese Einschränkung geht zurück auf den maximalen Speicherausbau eines Intel 8086 Prozessors, dessen Adressbus nur 20 Busleitungen (siehe Tab. 4.1) umfasst.

Beim Betriebssystem MS-DOS und den dazu kompatiblen Betriebssystemen wie zum Beispiel IBM PC-DOS, DR-DOS und FreeDOS sowie bei frühen Versionen von Microsoft Windows⁶ ist der Real Mode die verwendete Form der Speicheradressierung. Bei diesen Betriebssystemen stehen vom 1 MB großen Speicher nur die ersten 640 kB, der sogenannte *untere Speicher*, für das Betriebssystem selbst und das aktuell laufende Programm zur Verfügung. Die restlichen 384 kB, der sogenannte *obere Speicher*, enthalten unter anderem das BIOS der Grafikkarte, das Speicherfenster zum Grafikkartenspeicher und das BIOS ROM des Mainboards.

Die Bezeichnung *Real Mode* wurde mit dem Intel 80286 Prozessor eingeführt. Im Real Mode greift der Prozessor wie ein 8086 Prozessor auf den Hauptspeicher zu. Jeder x86-kompatible Prozessor startet beim Systemstart bzw. Reset im Real Mode. Moderne Betriebssysteme wechseln während des Starts in den *Protected Mode*.

⁶ Microsoft Windows 2.0 läuft ausschließlich im Real Mode. Windows 2.1 und 3.0 können entweder im Real Mode oder im Protected Mode laufen. Windows 3.1 und spätere Versionen laufen ausschließlich im Protected Mode.

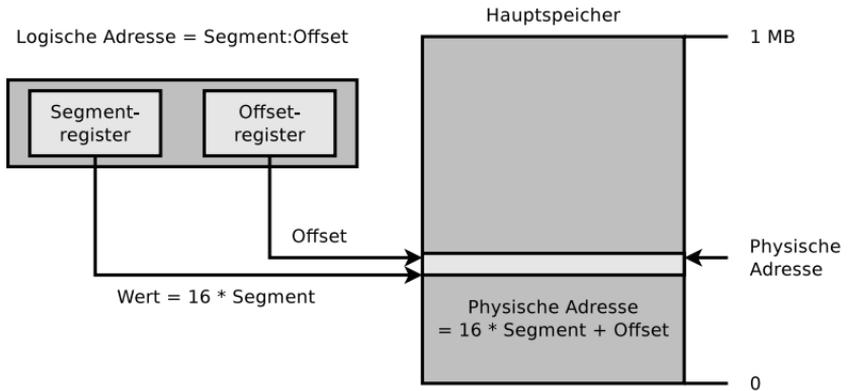


Abb. 5.6 Konzept der Adressierung im Real Mode

Organisation und Adressierung des Speichers im Real Mode

Im Real Mode wird der verfügbare Speicher in maximal 65.536 Segmente unterteilt. Jedes Segment ist 16 Bytes ($= 2^{16} = 65.536$ Bytes) groß. Die Adressierung des Speichers geschieht via Segment und Offset. Dabei handelt es sich um zwei 16 Bits lange Werte, die durch einen Doppelpunkt voneinander getrennt sind. Segment und Offset werden in den zwei 16 Bits großen Registern *Segmentregister*⁷ und *Offsetregister*⁸ (siehe Abb. 5.6). gespeichert. Das Segmentregister speichert die Nummer des Segments und das Offsetregister zeigt auf eine Adresse zwischen 0 und 2^{16} ($= 65.536$) relativ zur Adresse im Segmentregister.

Beim Intel 8086 existieren vier Segmentregister (siehe Abb. 5.7), nämlich:

- CS (Code Segment): Dieses Register zeigt auf den Anfang des Segments, das den Quelltext des aktuell laufenden Programms enthält.
- DS (Data Segment): Dieses Register zeigt auf den Anfang des Segments, das die globalen Daten des aktuell laufenden Programms enthält.

⁷ In der Literatur heißt das Segmentregister an einigen Stellen *Basisregister* [54, 62] oder Segmentzeiger (englisch: *Segment Pointer* [60]).

⁸ In der Literatur heißt das Offsetregister an einigen Stellen *Indexregister* [60].

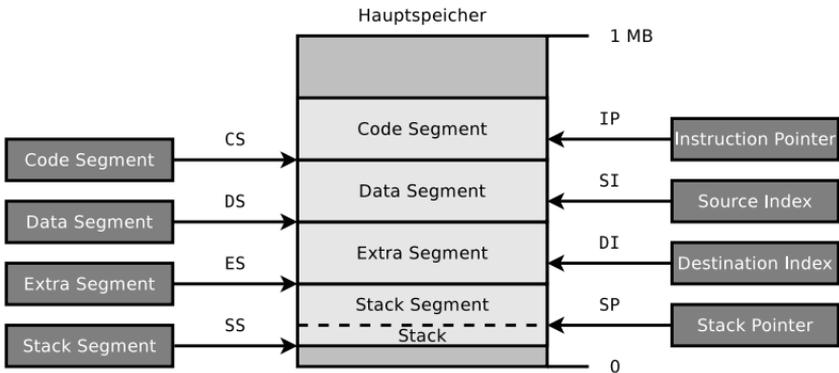


Abb. 5.7 Adressierung im Real Mode – Segmentregister seit dem Intel 8086

- **SS (Stack Segment):** Dieses Register zeigt auf den Anfang des Segments, das den Stack für die lokalen Daten des aktuell laufenden Programms enthält.
- **ES (Extra Segment):** Dieses Register zeigt auf den Anfang des Segments, das weitere Daten des aktuell laufenden Programms enthält.

Ab dem Intel 80386 existieren zwei weitere Segmentregister (FS und GS) für zusätzliche Extra-Segmente, auf die an dieser Stelle nicht weiter eingegangen wird. Die Offsetregister, die zur Adressierung innerhalb der Segmente dienen, sind:

- **IP (Instruction Pointer):** Dieses Register zeigt auf die Speicheradresse mit dem nächsten auszuführenden Maschinenbefehl im Codesegment (siehe Abschn. 4.4.1).
- **SI (Source Index):** Dieses Register zeigt auf eine Speicheradresse im Datensegment.
- **SP (Stack Pointer):** Dieses Register zeigt auf die Speicheradresse, die das Ende des Stacks im Stacksegment enthält (siehe Abschn. 4.4.1).
- **DI (Destination Index):** Dieses Register zeigt auf eine Speicheradresse im Extrasegment.

Abb. 5.6 zeigt anschaulich, dass die Segmentbereiche einen einfachen *Speicherschutz* realisieren.

Auch wenn die Segment- und Offsetregister jeweils 16 Bits groß sind, haben die Speicheradressen im Real Mode, unabhängig von der verwendeten Prozessorgeneration nur eine Länge von 20 Bits. Der Grund sind die 20 Busleitungen im Adressbus des Intel 8086.

5.2.2 Protected Mode und virtueller Speicher

Die Auseinandersetzung mit den Konzepten zur Speicherverwaltung in Abschn. 5.1 sowie mit dem Real Mode hilft die Anforderungen moderner Betriebssysteme an die Speicherverwaltung zu verstehen. Diese sind:

- *Relokation*: Wird ein Prozess aus dem Hauptspeicher verdrängt, ist nicht bekannt, an welcher Adresse er später wieder in den Hauptspeicher geladen wird. Aus diesem Grund sollen Prozesse nach Möglichkeit keine Referenzen auf physische Speicheradressen (wie beim Real Mode) enthalten.
- *Schutz*: Speicherbereiche müssen vor unbeabsichtigtem oder unzulässigem Zugriff durch andere Prozesse geschützt sein. Als Konsequenz daraus muss das Betriebssystem einen Speicherschutz realisieren, indem es alle Zugriffe der Prozesse auf Speicheradressen überprüft.
- *Gemeinsame Nutzung*: Trotz Speicherschutz muss es möglich sein, dass Prozesse über gemeinsame Speicherbereiche, sogenannte *Shared Memory*-Segmente (siehe Abschn. 9.3.1), auf gemeinsame Daten zugreifen.
- *Größere Speicherkapazität*: Bis Mitte der 1980er Jahre mögen 1 MB Speicher ausreichend gewesen sein. Moderne Betriebssysteme müssen aber in der Lage sein, mehr Speicher zu adressieren. Speziell beim Mehrprogrammbetrieb (siehe Abschn. 3.4.2), den alle modernen Betriebssysteme bieten, ist es auch sinnvoll, wenn Betriebssysteme mehr Hauptspeicher adressieren können, als physisch existiert. Moderne Betriebssysteme realisieren einen Auslagerungsspeicher, der auch Hintergrundspeicher [18, 26] oder einfach *Swap* heißt, in den sie bei einem vollen Hauptspeicher diejenigen Prozesse auslagern, die gegenwärtig keinen Zugriff auf einen Prozessor bzw. einen Prozessorkern haben.

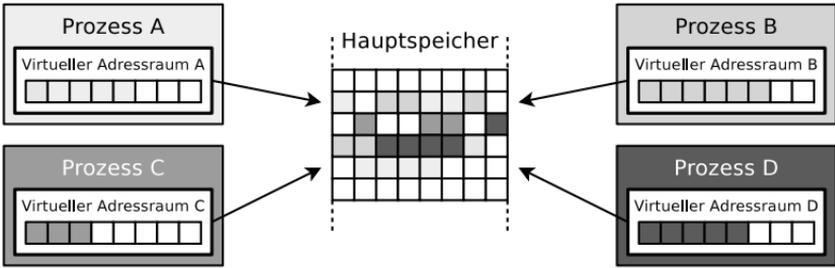


Abb. 5.8 Abbildung des virtuellen Speichers auf den physischen Speichers beim Protected Mode

Alle in diesem Abschnitt genannten Anforderungen realisiert der *Schutzmodus*, der auch in der deutschsprachigen Literatur häufiger unter der englischen Bezeichnung *Protected Mode* beschrieben wird. Bei diesem handelt es sich um die zweite mögliche Betriebsart x86-kompatibler Prozessoren, die mit dem Intel 80286 in den frühen 1980er Jahren eingeführt wurde.

Im Protected Mode verwenden die Prozesse keine physischen Hauptspeicheradressen, sondern einen *virtuellen Speicher*, der unabhängig von der verwendeten Speichertechnologie und den gegebenen Ausbaumöglichkeiten ist. Er besteht aus logischen Speicheradressen, die von der Adresse 0 aufwärts durchnummeriert sind. Jeder Prozess läuft ausschließlich in seiner eigenen, von anderen Prozessen abgeschotteten Kopie des physischen Adressraums und jeder Prozess darf nur auf seinen eigenen virtuellen Speicher zugreifen. Eine einfache Darstellung dieses Konzepts zeigt Abb. 5.8. Die Abbildung des virtuellen Speichers auf den physischen Speicher heißt *Mapping*.

Abb. 5.8 zeigt einen weiteren Vorteil des virtuellem Speichers, nämlich die bessere Ausnutzung des existierenden Hauptspeichers, weil die Prozesse nicht am Stück im Hauptspeicher liegen müssen. Eine zusammenhängende Anordnung der Prozesse im Hauptspeicher würde auch keinen Vorteil bringen, da der Hauptspeicher ein elektronischer Speicher mit wahlfreiem Zugriff (siehe Abschn. 4.3) ist und der Zugriff auf jede Speicheradresse gleich schnell ist.

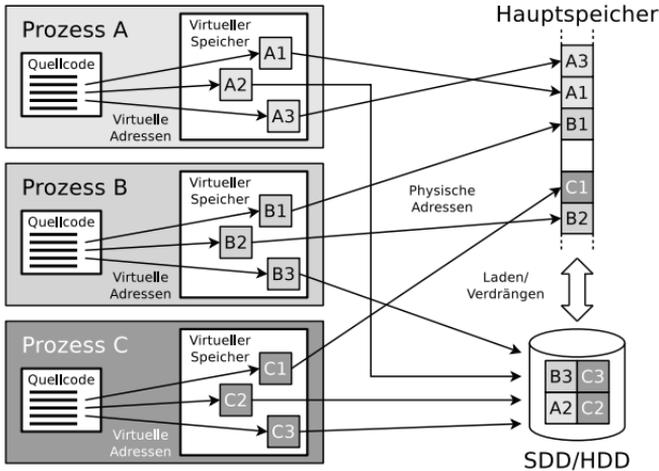


Abb. 5.9 Das Auslagern (*Swapping*) ist bei virtuellem Speicher möglich und für die Prozesse transparent [60, 62]

Ein weiterer Vorteil des virtuellen Speichers ist, dass mehr Speicher angesprochen und verwendet werden kann, als physisch im System existiert. Das *Auslagern* (englisch: *Swapping*) geschieht für die Prozesse transparent (siehe Abb. 5.9).

Der Protected Mode kennt zwei unterschiedliche Implementierungsvarianten des virtuellen Speichers, die *Segmentierung* und das *Paging*.

5.2.3 Seitenorientierter Speicher (Paging)

Beim *seitenorientierten Speicher*, dem sogenannten *Paging*, werden die virtuellen Seiten der Prozesse auf physische Seiten im Hauptspeicher abgebildet. Die Seiten heißen in der Literatur auch *Kacheln* [65] und haben die gleiche Länge. Die Seitenlänge beträgt bei den allermeisten Hardwarearchitekturen 4 kB. Ausnahmen sind Alpha-Prozessoren und Sparc-Prozessoren. Dort ist die Seitenlänge 8 kB.

Das Betriebssystem verwaltet für jeden Prozess eine Seitentabelle (englisch: *Page Table*). In dieser steht, wo sich die einzelnen Seiten des

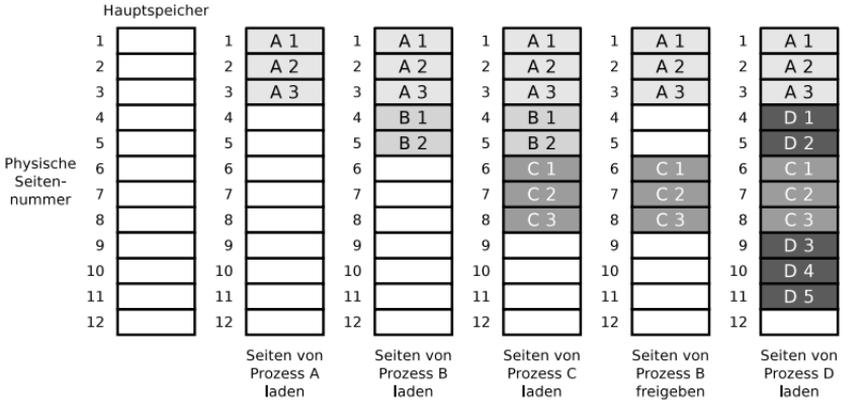


Abb. 5.10 Externe Fragmentierung spielt beim Paging keine Rolle, weil die Prozesse nicht am Stück im Hauptspeicher liegen müssen [60]

Prozesses befinden. Die virtuellen Speicheradressen bestehen aus zwei Teilen. Der werthöhere Teil enthält die Seitennummer und der wertniedrigere Teil den Offset, also eine Adresse innerhalb einer Seite. Die Länge der virtuellen Adressen hängt von der Anzahl der Busleitungen im Adressbus (siehe Abschn. 4.1.3) ab und ist darum 16, 32 oder 64 Bits.

Da die Prozesse nicht am Stück im Hauptspeicher liegen müssen, spielt externe Fragmentierung keine Rolle (siehe Abb. 5.10). Interne Fragmentierung kann nur in der letzten Seite jedes Prozesses auftreten.

Virtuelle Speicheradressen übersetzt der Hauptprozessor mit der Memory Management Unit⁹ (MMU) und der Seitentabelle in physische Adressen (siehe Abb. 5.11). Das Betriebssystem prüft bei jedem Zugriff auf eine virtuelle Adresse, ob sich deren zugeordnete physische Adresse

⁹ Alle modernen Hauptprozessoren enthalten eine Memory Management Unit. Bei den gängigen Computersystemen in den 1980er Jahren war das aber nicht bei allen Prozessorfamilien der Fall. Einige Computersysteme konnten aber mit externen MMUs nachgerüstet werden und so ebenfalls einen virtuellen Speicher realisieren. Beispiele sind die Prozessoren 68010 und 68020 für die der Hersteller Motorola die externen MMUs 68451 (wurde u. a. in den Unix-Workstations der Generation Sun-2 von Sun Microsystems eingesetzt) und 68851 (wurde u. a. im Apple Macintosh II eingesetzt) anbot. Ein weiteres Beispiel ist die externe MMU 8722 von MOS Technology für den Commodore C128 Heimcomputer.

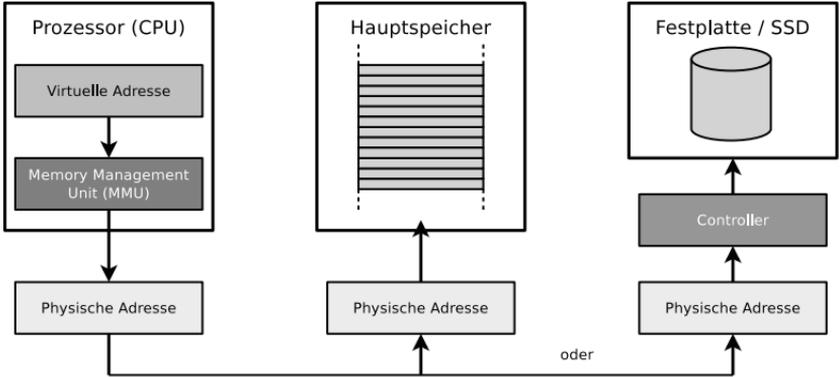


Abb. 5.11 Umwandlung der virtuellen Speicheradressen in physische Adressen durch die Memory Management Unit [62]

im Hauptspeicher oder im Auslagerungsspeicher (meist auf einer SSD oder Festplatte) befindet. Befinden sich die Daten im Auslagerungsspeicher, muss das Betriebssystem die Daten in den Hauptspeicher einlesen. Ist der Hauptspeicher voll, muss das Betriebssystem andere Daten aus dem Hauptspeicher in den Auslagerungsspeicher verdrängen [54, 62].

Die durch die Hardwarearchitektur vorgegebene Seitenlänge beeinflusst der Grad der internen Fragmentierung und die Länge der Seitentabellen. Kurze Seiten verursachen weniger interne Fragmentierung, aber dafür längere Seitentabellen und damit mehr Verwaltungsaufwand. Längere Seiten verursachen kürzere Seitentabellen, aber dafür mehr interne Fragmentierung in der letzten Seite eines Prozesses.

Größe der Seitentabellen

Die maximale Größe der Seitentabellen gibt die folgende Formel an.

$$\text{Maximale Größe der Seitentabelle} = \frac{\text{Größe des Virtuellen Adressraums}}{\text{Seitengröße}} \cdot \text{Größe der Seitentabelleneinträge}$$

Dementsprechend ist die maximale Größe der Seitentabellen bei 32 Bit-Betriebssystemen auf einer Hardwarearchitektur mit 4 kB Seiten-

länge:

$$\frac{4 \text{ GB}}{4 \text{ kB}} \cdot 4 \text{ Bytes} = \frac{2^{32} \text{ Bytes}}{2^{12} \text{ Bytes}} \cdot 2^2 \text{ Bytes} = 2^{22} \text{ Bytes} = 4 \text{ MB}$$

Bei 64 Bit-Betriebssystemen können die Seitentabellen der einzelnen Prozesse deutlich größer sein. Da aber die meisten im Alltag laufenden Prozesse nicht mehrere Gigabyte Speicher benötigen, fällt der Overhead durch die Verwaltung der Seitentabellen auf modernen Computern gering aus.

Struktur der Seitentabellen und Adressumwandlung

Jeder Eintrag in einer Seitentabelle (siehe Abb. 5.12) enthält ein *Present-Bit*, das angibt, ob die Seite im Hauptspeicher liegt und ein *Dirty-Bit*¹⁰, das anzeigt, ob die Seite verändert wurde. Zudem gibt es noch ein *Reference-Bit*, das angibt, ob es einen Zugriff auf die Seite gab. Dabei werden auch lesende Zugriffe berücksichtigt. Ein solches Bit ist für das Funktionieren einiger möglicher Seitenersetzungsstrategien wie zum Beispiel Clock bzw. Second Chance elementar (siehe Abschn. 5.3) [17]. Außer den beschriebenen Bits enthält jeder Eintrag noch weitere Steuerbits. Diese definieren unter anderem, ob Prozesse im Benutzermodus nur lesend oder auch schreibend auf die Seite zugreifen dürfen (*Read/Write-Bit*), ob Prozesse im Benutzermodus auf die Seite zugreifen dürfen (*User/Supervisor-Bit*), ob Änderungen sofort (*Write-Through*) oder erst beim verdrängen (*Write-Back*) durchgeschrieben werden (*Write-Through-Bit*) und ob die Seite in den Cache geladen werden darf oder nicht (*Cache-Disable-Bit*). Schlussendlich enthält jeder Eintrag noch

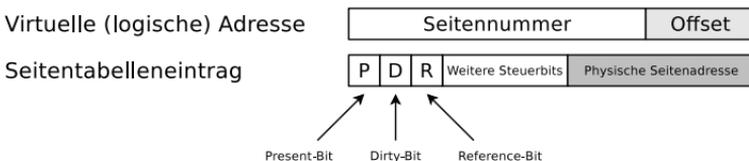


Abb. 5.12 Struktur der Seitentabellen

¹⁰ Das Dirty-Bit heißt in der Literatur auch *Modified-Bit* [54, 60, 62].

die physische Seitenadresse. Diese wird mit dem Offset der virtuellen Adresse verknüpft.

Das Prinzip der Adressumwandlung beim einstufigen Paging zeigt Abb. 5.13. Die Abbildung zeigt auch, dass es zwei Register im Hauptprozessor der Memory Management Unit ermöglichen, auf die Seitentabelle des laufenden Prozesses zuzugreifen. Dabei handelt es sich um das *Page-Table Base Register* (PTBR), das die physische Adresse enthält, wo die Seitentabelle im Hauptspeicher anfängt und das *Page-Table Length Register* (PTLR), das die Länge der Seitentabelle des laufenden Prozesses enthält.

Einstufiges Paging ist auf 16 Bit-Architekturen ausreichend, aber bereits auf 32 Bit-Architekturen realisieren die Betriebssysteme ein zwei-stufiges Paging. Der Grund dafür ist die Größe der Seitentabellen beim Multitasking [60, 62].

Zu Beginn dieses Abschnitts wurde berechnet, dass schon bei 32 Bit-Betriebssystemen mit 4 kB Seitenlänge die Seitentabelle jedes Prozesses 4 MB groß sein kann. Bei modernen 64 Bit-Betriebssystemen können die Seitentabellen noch wesentlich größer sein. Um den Hauptspeicher zu schonen, realisieren moderne Betriebssysteme ein mehrstufiges Paging [65]. Die Seitentabelle wird dabei in mehrere kleinere Tabellen aufgespalten. Bei der Berechnung einer physischen Adresse durchläuft das Betriebssystem die Teilseiten Stufe für Stufe. Einzelne Teilseiten können bei Bedarf auf den Auslagerungsspeicher verdrängt werden, um Platz im Hauptspeicher zu schaffen.

Moderne Hardwarearchitekturen ermöglichen Betriebssystemen die Unterteilung der Seitentabelle in bis zu vier kleinere Tabellen. Einige ausgewählte Architekturen und deren Art des Paging enthält Tab. 5.1.

Behandlung von Problemen beim Paging

Das Present-Bit in jedem Eintrag der Seitentabelle gibt an, ob sich die Seite im Hauptspeicher befindet oder nicht. Versucht ein Prozess auf eine Seite zuzugreifen, die nicht im physischen Hauptspeicher liegt, kommt es zu einer *Page Fault Ausnahme* (englisch: Page Fault Exception [60]), die in der deutschsprachigen Literatur häufig *Seitenfehler* [7, 54] und seltener *Page Fault Interrupt* [18] heißt.

Den Ablauf eines Seitenfehlers und dessen Behandlung zeigt Abb. 5.15. In Schritt (1) versucht ein Prozess auf eine Seite in seinem

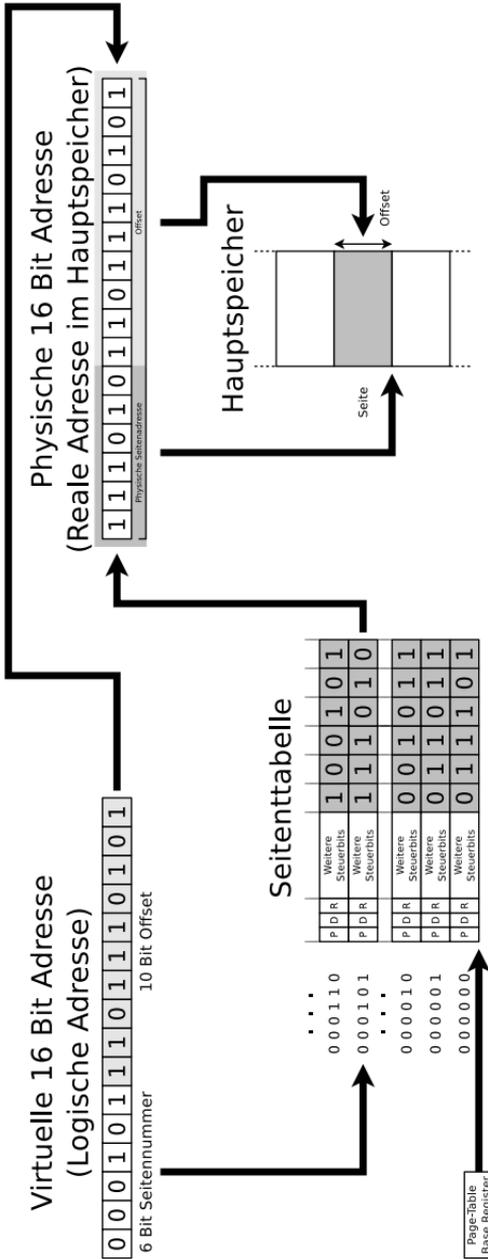


Abb. 5.13 Adressumwandlung beim Paging (einstufig)

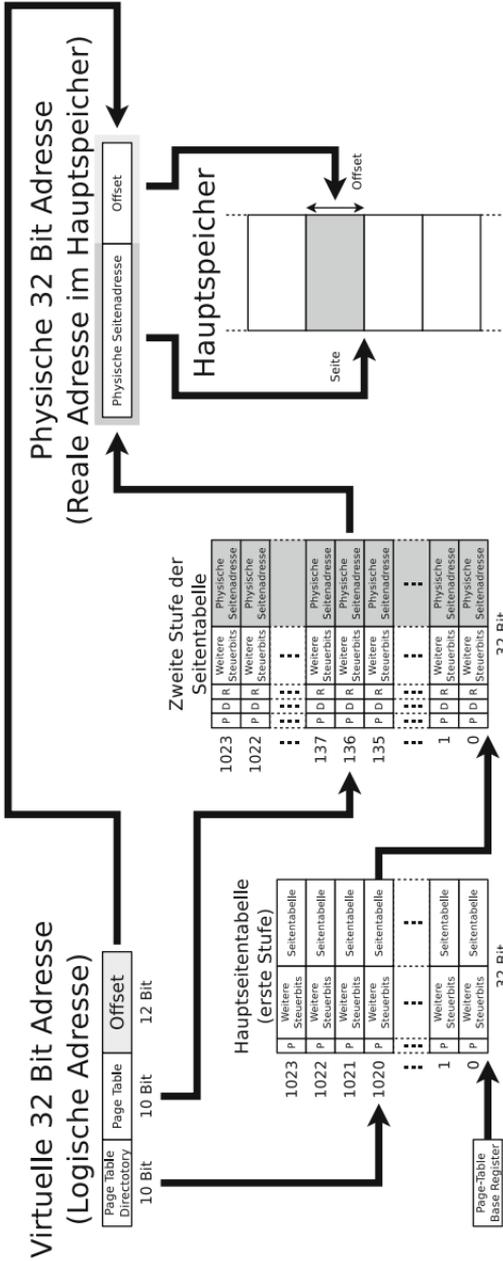


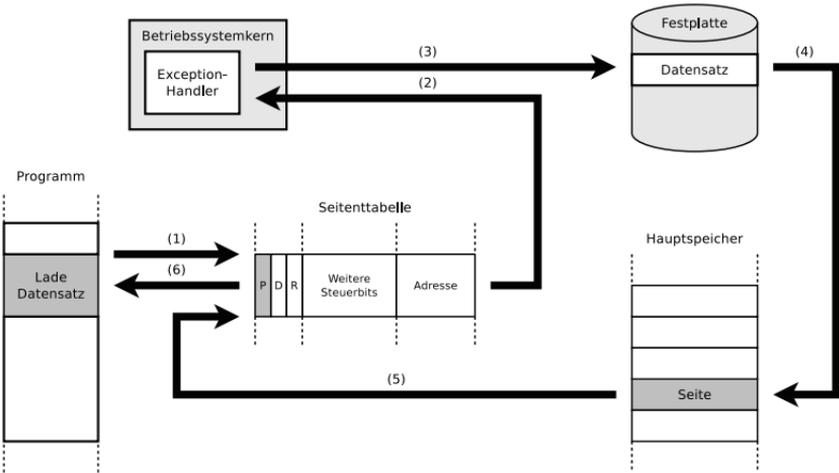
Abb. 5.14 Adressumwandlung beim Paging (zweistufig)

Tab. 5.1 Ausgewählte Architekturen und deren Art des Paging

Architektur	Seitentabelle	Virtuelle Adresslänge	Aufteilung ^a
IA32 (x86-32)	zweistufig	32 Bits	10+10+12
IA32 mit PAE ^b	dreistufig	32 Bits	2+9+9+12
PPC64	dreistufig	41 Bits	10+10+9+12
AMD64 (x86-64)	vierstufig	48 Bits	9+9+9+9+12

^a Die letzte Zahl gibt die Länge des Offset in Bits an. Die übrigen Zahlen geben die Längen der Seitentabellen an.

^b PAE = Physical Address Extension. Mit dieser Paging-Erweiterung des Pentium Pro Prozessors können mehr als 4 GB Hauptspeicher vom Betriebssystem adressiert werden. Der pro Prozess nutzbare Arbeitsspeicher ist jedoch weiterhin auf 4 GB begrenzt.

**Abb. 5.15** Behandlung eines Seitenfehlers durch das Betriebssystem

virtuellen Speicher zuzugreifen. Das *Present-Bit* in jedem Eintrag der Seitentabelle gibt an, ob die Seite im Hauptspeicher ist oder nicht. Da die Seite nicht im Hauptspeicher ist, kommt es zum Seitenfehler. In Schritt (2) wird ein Software-Interrupt (Exception) ausgelöst, um vom Benutzermodus in den Kernelmodus (siehe Abschn. 3.8) zu wechseln. Das Betriebssystem unterbricht die Programmausführung des Prozesses im Benutzermodus und erzwingt das Ausführen eines *Exception-Handlers* im Kernelmodus. Zur Behandlung eines Seitenfehlers lokalisiert das Be-

triebssystem in Schritt (3) die Seite zuerst mit Hilfe des Controllers und des entsprechenden Gerätetreibers auf dem Auslagerungsspeicher (meist auf einer SSD oder Festplatte). In Schritt (4) kopiert das Betriebssystem die Seite vom Auslagerungsspeicher in eine freie Hauptspeicherseite und aktualisiert in Schritt (5) die Seitentabelle. Abschließend gibt das Betriebssystem in Schritt (6) die Kontrolle über den Prozessor wieder an das Programm zurück. Dieses führt die Anweisung, die zum Seitenfehler führte, erneut aus [51].

Eine andere Ausnahme, die das Betriebssystem im Zusammenhang mit dem Paging behandeln muss, ist die sogenannte *Schutzverletzung* (englisch: *Segmentation Fault* oder *Segmentation Violation*), die auch *Access Violation Ausnahme* oder *General Protection Fault Ausnahme* heißt. Trotz des Namens handelt es sich bei dieser Ausnahme um ein Paging-Problem, das nichts mit Segmentierung (siehe Abschn. 5.2.4) zu tun hat. Ausgelöst wird eine solche Ausnahme, wenn ein Prozess versucht (eventuell schreibend), auf eine virtuelle Speicheradresse zuzugreifen, auf die er nicht zugreifen darf. Bei einigen Windows-Betriebssystemen aus der Vergangenheit waren Schutzverletzungen häufig ein Grund für Systemabstürze und hatten einen *Blue Screen* zur Folge. Unter Linux wird als Ergebnis das Signal SIGSEGV erzeugt [23].

5.2.4 Segmentorientierter Speicher (Segmentierung)

Beim *segmentorientierten Speicher*, der sogenannten *Segmentierung*, besteht der virtuelle Speicher der Prozesse aus Segmenten unterschiedlicher Länge.

Das Betriebssystem verwaltet für jeden Prozess eine Segmenttabelle (englisch: *Segment Table*). Jeder Eintrag der Segmenttabelle enthält die Länge des Segments und seine Startadresse im Hauptspeicher. Virtuelle Adressen der Prozesse werden mit Hilfe der Segmenttabellen in physische Adressen umgerechnet.

Ein Nachteil der Segmentierung ist, dass für jedes Segment, das im Hauptspeicher abgelegt werden soll, ein entsprechend großer zusammenhängender Speicherbereich frei sein muss.

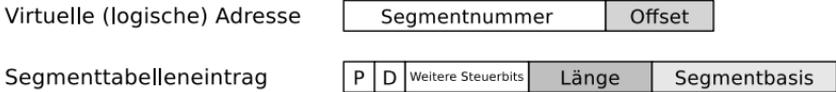


Abb. 5.16 Struktur der Segmenttabellen

Interne Fragmentierung gibt es bei der Segmentierung nicht. Externe Fragmentierung entsteht wie beim Konzept der dynamischen Partitionierung (siehe Abschn. 5.1.2), ist aber nicht so deutlich ausgeprägt [60].

Struktur der Segmenttabellen und Adressumwandlung

Genau wie beim Paging enthält auch jeder Eintrag in einer Segmenttabelle ein *Present-Bit*, das angibt, ob die Seite im Hauptspeicher liegt (siehe Abb. 5.16). Versucht ein Programm auf ein Segment zuzugreifen, das nicht im Hauptspeicher liegt, löst das Betriebssystem eine *Segment not present*-Ausnahme aus.

Zudem enthält jeder Eintrag ein *Dirty-Bit*, das angibt, ob die Seite verändert wurde, und weitere Steuerbits, die unter anderem Zugriffsrechte definieren. Zudem enthält jeder Eintrag die Länge des Segments und die Segmentbasis. Diese wird mit dem Offset der virtuellen Adresse verknüpft. Das Prinzip der Adressumwandlung bei Segmentierung zeigt Abb. 5.17.

Die Länge des Offsets der virtuellen Adressen definiert die *maximale Segmentlänge*. Ist der Offset zum Beispiel 12 Bits lang, ist die maximale Segmentlänge bei dieser Form der Speicherverwaltung $2^{12} = 4096$ Bits und damit 512 Bytes.

5.2.5 Aktueller Stand beim virtuellen Speicher

Moderne Betriebssysteme (für x86-kompatible Prozessoren) arbeiten im Protected Mode und verwenden ausschließlich Paging. Die Segmente Data, Code, Extra und Stack, deren Startadressen im Hauptspeicher die entsprechenden Register (siehe Abschn. 5.2.1) definieren, decken den gesamten Adressraum ab (siehe Abb. 5.18). Das Beispiel zeigt den Adressraum eines 32 Bit-Betriebssystems. Damit ist der vollständige

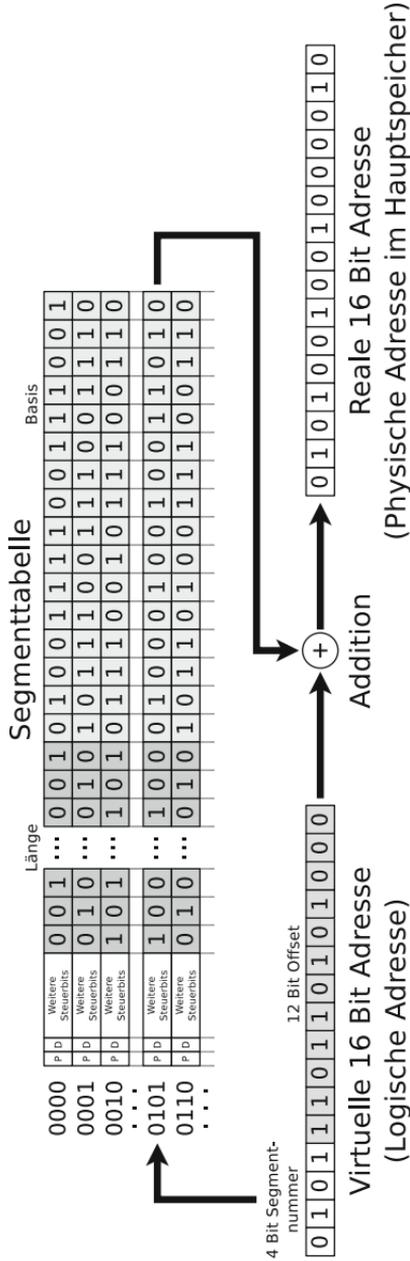


Abb. 5.17 Adressumwandlung bei Segmentierung

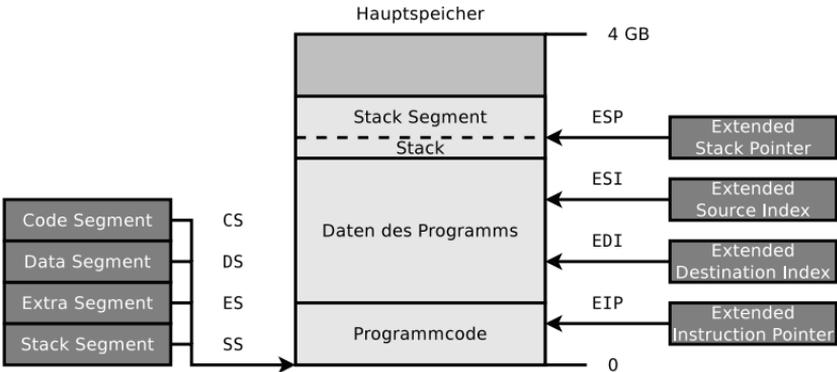


Abb. 5.18 Beim Flat Memory-Modell decken Daten-, Code-, Extra- und Stacksegment den gesamten Adressraum ab

Adressraum jedes Prozesses über den Offset adressierbar. Segmentierung wird somit effektiv nicht mehr verwendet. Diese Arbeitsweise heißt *Flat Memory-Modell*.

Dass die Segmentierung beim Flat Memory-Modell keinen Speicherschutz mehr bietet wegen des nachgeschalteten Pagens kein Nachteil. Ein Vorteil dieser Form des Flat Memory-Modells ist, dass Betriebssysteme leichter auf andere Prozessorarchitekturen ohne Segmentierung portiert werden können.

5.2.6 Kernspace und Userspace

Die Betriebssysteme unterteilen den virtuellen Adressraum jedes Prozesses in den *Kernspace*, der auch *Kernel Address Space* heißt, und in den *Userspace*, der auch *User Address Space* heißt. Der Kernspace ist der Bereich für den Betriebssystemkern und seine Erweiterungen (Treiber). Der Userspace ist der Bereich für den aktuell ausgeführten Prozess, den die Betriebssysteme um den Auslagerungsspeicher (Linux/Unix: *Swap*, Windows: *Page-File*) vergrößern.

Der virtuelle Adressraum (virtuelle Speicher) von 32 Bit-Prozessoren ist auf 4 GB pro Prozess beschränkt. Der Betriebssystemkern von Linux

reserviert auf 32 Bit-Systemen standardmäßig 25 % für den Betriebssystemkern und 75 % für die Prozesse im Benutzermodus. Bei Windows auf 32 Bit-Systemen ist das Verhältnis standardmäßig 50:50 [7]. In diesem Zusammenhang spricht man auch vom sogenannten *3G/1G*- oder *2G/2G*-Split. Bei einem *3G/1G*-Split auf der Intel IA32-Architektur (x86-32) bilden die virtuellen Speicheradressen `0x00000000` bis `0xBFFFFFFF` der Userspace. Diese Adressen stehen dem laufenden Prozess im Benutzermodus zur Verfügung. Auf diesen Bereich können Prozesse im Benutzermodus, aber auch im Kernelmodus zugreifen. Die virtuellen Speicheradressen `0xC0000000` bis `0xFFFFFFFF` bilden der Kernel-space. Auf diese Adressen können nur Prozesse im Kernelmodus zugreifen.

64 Bit-Prozessoren mit einem 64 Bits breiten Adressbus könnten theoretisch 16 Exabyte Speicher adressieren. Bei den gängigen 64 Bit-Prozessoren ist der Adressbus aber nur 36, 44 oder 48 Bits breit (siehe Abschn. 4.1.3). Ein 48 Bits breiter Adressbus bei der Architektur AMD64 (x86-64) ermöglicht es immerhin, 256 TB Speicher zu adressieren. Diese Prozessoren arbeiten mit einem 64 Bits breiten Datenbus und die 64 Bit-Betriebssysteme zwar mit 64 Bits langen Speicheradressen, bei der Adressierung werden aber nur die 48 niederwertigsten Bits verwendet. Ist der Adressbus nur 36 oder 44 Bits breit, werden auch nur entsprechend viele niederwertigste Bits der Speicheradressen verwendet.

Wird ein 32 Bit-Prozess in einem 64 Bit-Betriebssystem ausgeführt, erhält es die ersten 4 GB des Userspace vollständig.

Einem 64 Bit-Prozess in einem 64 Bit-Betriebssystem bei der Architektur AMD64 (x86-64), also bei einem 48 Bits breiten Adressbus, steht die *untere Hälfte* des 256 TB großen Adressraums im Benutzermodus zur Verfügung. Dabei handelt es sich um die Speicheradressen `0x00000000 00000000` bis `0x00007FFF FFFFFFFF`. Diese Adressen bilden nun den Userspace. Die *obere Hälfte* des 256 TB großen Adressraums steht dem Betriebssystemkern als Kernel-space zur Verfügung. Dabei handelt es sich um die Speicheradressen `0xFFFF8000 00000000` bis `0xFFFFFFFF FFFFFFFF`.

5.3 Seitenersetzungsstrategien

Die Effizienz einer Speicherverwaltung für Hauptspeicher und Cache zeigt sich dadurch, wie erfolgreich sie darin ist, diejenigen Seiten im Speicher zu halten, auf die häufig zugegriffen wird. Da schneller Speicher ein knappes Gut ist, muss die Speicherverwaltung versuchen, diejenigen Seiten im Speicher zu identifizieren, auf die in naher Zukunft vermutlich nicht zugegriffen wird und diese bei weiteren Speicheranforderungen zu verdrängen.

Bei einer Anfrage an einen Speicher sind prinzipiell zwei Ergebnisse möglich. Liegen die angefragten Daten im Speicher, handelt es sich um einen Treffer (englisch: *Hit*). Alternativ sind die angefragten Daten nicht im Speicher vorhanden (englisch: *Miss*). Darauf basierend kann die Effizienz einer Speicherverwaltung mit Hilfe der beiden Kennzahlen *Hitrate* und *Missrate* bewertet werden.

Die Division der Anzahl der Anfragen an den Speicher mit dem Ergebnis Hit durch die Anzahl aller Anfragen liefert als Ergebnis einen Wert zwischen Null und Eins. Dabei handelt es sich um die Hitrate. Je höher die Hitrate ist, desto effizienter arbeitet die Speicherverwaltung im konkreten Anwendungsszenario.

Die *Missrate* ergibt sich aus der Division der Anzahl der Anfragen an den Speicher mit dem Ergebnis Miss durch die Anzahl aller Anfragen oder alternativ: $\text{Missrate} = 1 - \text{Hitrate}$.

Die folgenden Unterabschnitte beschreiben die Arbeitsweise einiger Seitenersetzungsstrategien, deren Vor- und Nachteile sowie typische Einsatzbereiche. Dieses Werk präsentiert zu jeder Seitenersetzungsstrategie ein Beispiel mit einer bestimmten Abfragesequenz auf einen initial leeren Speicher mit endlicher Kapazität. Konkret stellen diese *Anfragen* Anforderungen an Seiten im virtuellen Adressraum eines Prozesses dar. Wenn eine angefragte Seite nicht schon im Cache ist, muss das Betriebssystem sie aus dem Hauptspeicher oder gar aus dem Auslagerungsspeicher (Swap) nachladen.

Die folgenden Abschnitte enthalten Beschreibungen und Beispiele der optimalen Strategie, von Least Recently Used und Least Frequently Used, FIFO, Clock bzw. Second Chance und Random. Es handelt sich hierbei um keine vollständige Liste der existierenden Seitenersetzungs-

Abb. 5.19 Beispiel der optimalen Seitenersetzungsstrategie

Anfragen:	1	2	3	4	1	2	5	1	2	3	4	5
1. Seite:	1	1	1	1	1	1	1	1	1	3	3	3
2. Seite:		2	2	2	2	2	2	2	2	2	4	4
3. Seite:			3	4	4	4	5	5	5	5	5	5

strategie. Weitere Verfahren wie Time To Live oder Most Frequently Used (MFU) werden aus Platzgründen – und weil sie in der Praxis eine untergeordnete Rolle spielen – in diesem Werk nicht weiter behandelt.

5.3.1 Optimale Strategie

Die *optimale Seitenersetzungsstrategie* verdrängt immer diejenige Seite, auf die am längsten in der Zukunft nicht zugegriffen wird. Ein offensichtlicher Nachteil dieses Verfahrens ist, dass es wegen der Unvorhersehbarkeit der Zukunft unmöglich zu implementieren ist. In der Praxis können die Betriebssysteme nur die Speicherzugriffe in der Vergangenheit auswerten und versuchen, daraus Rückschlüsse auf zukünftige Anforderungen zu ziehen [18]. Relevant ist die optimale Strategie einzig zum Vergleich mit anderen Seitenersetzungsstrategien und der Bewertung von deren Effizienz. Sie liefert ein Ergebnis, dem die Speicherverwaltung von Betriebssystemen in der Praxis möglichst nahe kommen sollen [65].

Abb. 5.19 zeigt, dass die angegebene Sequenz aus 12 Anfragen auf einen initial leeren Speicher mit einer Kapazität von nur drei Seiten unter Verwendung der optimalen Strategie zu sieben Miss-Ereignissen führt. Konsequenterweise ist die Hitrate $\approx 0,42$ und die Missrate $\approx 0,58$. Diejenigen Seiten, die in Abb. 5.19 grau hinterlegt sind, sind die neu in den Speicher geladenen Seiten, also die Miss-Ereignisse.

5.3.2 Least Recently Used

Die Seitenersetzungsstrategie *Least Recently Used* (LRU) verdrängt diejenige Seite, auf die am längsten nicht zugegriffen wurde. Dafür verwaltet das Betriebssystem eine Warteschlange, in der die Seitennummern eingereiht sind. Wird eine Seite in den Speicher geladen oder auf diese

Abb. 5.20 Beispiel der Seitenersetzungsstrategie LRU

Anfragen:	1	2	3	4	1	2	5	1	2	3	4	5
1. Seite:	1	1	1	2	3	4	1	2	5	1	2	3
2. Seite:		2	2	3	4	1	2	5	1	2	3	4
3. Seite:			3	4	1	2	5	1	2	3	4	5

zugegriffen, wird sie am Anfang der Warteschlange eingereiht. Ist der Speicher voll und es kommt zum Miss, lagert das Betriebssystem die Seite am Ende der Warteschlange aus. Ein Nachteil dieses Verfahrens ist, dass es nicht die Zugriffshäufigkeit berücksichtigt.

Abb. 5.20 zeigt, dass die aus Abschn. 5.3.1 bereits bekannte Anfragesequenz auf einen initial leeren Speicher mit einer Kapazität von drei Seiten bei Verwendung von LRU zu zehn Miss-Ereignissen führt. Die Hitrate ist somit $\approx 0,17$ und die Missrate $\approx 0,83$.

5.3.3 Least Frequently Used

Bei der Strategie *Least Frequently Used* (LFU) verdrängt das Betriebssystem diejenige Seite, auf die am wenigsten häufig zugegriffen wurde. Um diese Strategie zu realisieren, verwaltet das Betriebssystem für jede Seite im Speicher in der Seitentabelle einen Referenzzähler, der die Anzahl der Zugriffe speichert.

Sind alle Speicherplätze in einem mit LFU verwalteten Speicher belegt und kommt es zum Miss, wird diejenige Seite aus dem Speicher verdrängt, deren Referenzzähler den niedrigsten Wert hat. Ein Vorteil dieses Verfahrens ist, dass es die Zugriffshäufigkeit der Seiten berücksichtigt. Ein sich daraus ergebender Nachteil ist allerdings, dass Seiten, auf die in der Vergangenheit häufig zugegriffen wurde, den Speicher blockieren können.

Abb. 5.21 zeigt, dass die aus Abschn. 5.3.1 bereits bekannte Anfragesequenz auf einen initial leeren Speicher mit einer Kapazität von drei

Abb. 5.21 Beispiel der Seitenersetzungsstrategie LFU

Anfragen:	1	2	3	4	1	2	5	1	2	3	4	5
1. Seite:	1	1	1	4	4	4	5	5	5	3	4	5
2. Seite:		2	2	2	1	1	1	1	1	1	1	1
3. Seite:			3	3	1	2	2	2	2	2	2	2

Abb. 5.22 Beispiel der Seitenersetzungsstrategie FIFO mit einer Anfragesequenz, die Belady's Anomalie zeigt

Anfragen: **1 2 3 4 1 2 5 1 2 3 4 5**

1. Seite:

1	1	1	4	4	4	5	5	5	5	5	5
---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---

2. Seite:

	2	2	2	1	1	1	1	1	3	3	3
--	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---

3. Seite:

		3	3	3	2	2	2	2	2	4	4
--	--	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---

1. Seite:

1	1	1	1	1	1	5	5	5	5	4	4
---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---

2. Seite:

	2	2	2	2	2	2	1	1	1	1	5
--	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---

3. Seite:

		3	3	3	3	3	3	2	2	2	2
--	--	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---

4. Seite:

			4	4	4	4	4	4	3	3	3
--	--	--	---	---	---	---	---	---	---	---	---

Seiten bei Verwendung von LRU zu 10 Miss-Ereignissen führt. Die Hitrate in diesem Szenario ist $\approx 0,17$ und die Missrate $\approx 0,83$.

5.3.4 First In First Out

Die Seitenersetzungsstrategie *First In First Out* (FIFO) verdrängt immer diejenige Seite, die sich am längsten im Speicher befindet. Eine logische Annahme bei der Verwendung von FIFO ist, dass wie bei allen anderen Seitenersetzungsstrategien eine Vergrößerung des Speichers bei gleichbleibender Anfragesequenz zu weniger oder schlechtestenfalls gleich vielen Miss-Ereignissen führt. Diese Annahme wurde für FIFO 1969 durch Laszlo Belady wiederlegt. Er zeigte, dass bei bestimmten Zugriffsmustern FIFO bei einem vergrößerten Speicher zu mehr Miss-Ereignissen führt [3]. Dieses Phänomen heißt in der Literatur *Belady's Anomalie*. Seit der Entdeckung von Belady's Anomalie wird FIFO, wenn es denn überhaupt noch verwendet wird, meist einer anderen Seitenersetzungsstrategie nachgeschaltet.

Abb. 5.22 zeigt ein Beispiel für FIFO, bei dem Belady's Anomalie sichtbar ist. Bei einem initial leeren Speicher mit einer Kapazität von vier Seiten führt die Verwendung von FIFO bei der gegebenen Anfragesequenz zu 10 Miss-Ereignissen. Bei einem kleineren Speicher mit einer Kapazität von drei Seiten führt die Anfragesequenz nur zu neun Miss-Ereignissen.

Abb. 5.23 Beispiel der Seitenersetzungsstrategie Clock bzw. Second Chance

Anfragen:	1	2	3	4	1	2	5	1	2	3	4	5
1. Seite:	1	1	1	4	4	4	5	5	5	3	4	4
2. Seite:		2	2	2	1	1	1	1	1	1	1	5
3. Seite:			3	3	2	2	2	2	2	2	2	2

5.3.5 Clock / Second Chance

Bei *Clock*, das auch *Second Chance* heißt, berücksichtigt das Betriebssystem bei die Auswahl der nächsten zu ersetzenden Seite das *Reference-Bit* (siehe Abschn. 5.2.3) in der Seitentabelle [18, 62]. Wird eine Seite in den Speicher geladen, hat das Reference-Bit den Wert Null. Wird auf eine Seite zugegriffen, ändert das Betriebssystem den Wert des Reference-Bits auf den Wert Eins.

Zudem verwaltet das Betriebssystem einen Zeiger, der auf die zuletzt zugegriffene Seite zeigt. Beim Miss wird der Speicher ab dem Zeiger nach der ersten Seite durchsucht, deren Reference-Bit den Wert Null hat. Diese Seite wird ersetzt. Bei allen bei der Suche durchgesehenen Seiten, bei denen das Reference-Bit den Wert Eins hat, wird der Wert auf Null zurückgesetzt. Beim Suchen nach einer geeigneten Seite zum Verdrängen erhalten also Seiten, auf die in der Vergangenheit nach dem Laden in den Speicher mindestens ein weiteres Mal zugegriffen wurde, eine zweite Chance.

Abb. 5.23 zeigt, dass die aus Abschn. 5.3.1 bereits bekannte Anfragesequenz auf einen initial leeren Speicher mit einer Kapazität von drei Seiten bei Verwendung von Clock bzw. Second Chance zu 10 Miss-Ereignissen führt. Die Hitrate ist somit $\approx 0,17$ und die Missrate $\approx 0,83$.

Beispiele für Betriebssysteme, die diese Ersetzungsstrategie oder Varianten davon verwenden, sind Linux, BSD-Unix, VAX/VMS (ursprünglich von der Digital Equipment Corporation) und Microsoft Windows NT 4.0 auf Uniprozessor-Systemen [50, 52].

5.3.6 Random

Bei der Seitenersetzungsstrategie Random werden zufällige Seiten verdrängt. Da dieses Verfahren ohne zusätzliche Verwaltungsinformationen

in der Seitentabelle auskommt, ist es ressourcenschonender als andere Strategien. Zudem muss nicht wie zum Beispiel bei Second Chance langwierig nach einer Seite gesucht werden, die verdrängt werden kann. Nachteilig ist dafür, dass unter Umständen häufig verwendete Seiten aus dem Speicher verdrängt werden, was wiederum durch das spätere Nachladen zu Geschwindigkeitsverlusten führt.

Beispiele für Betriebssysteme, die die Ersetzungsstrategie Random einsetzen, sind IBM OS/390 und Windows NT 4.0 auf Multiprozessor-Systemen [44, 50]. Ein weiteres Einsatzbeispiel ist der Intel i860 RISC-Prozessor. Dieser verwendet Random als Ersetzungsstrategie für den Cache [48].

Neben der Verwaltung des Hauptspeichers und des Cache (siehe Kap. 5) gehört auch die Verwaltung des Massenspeichers (zum Beispiel Solid State Drives und Festplatten) mit Dateisystemen zu den Aufgaben der Betriebssysteme. Dateisysteme organisieren die Ablage von Dateien¹ auf Datenspeichern. Dateisysteme verwalten die Namen und Attribute (Metadaten) der Dateien und bilden einen Namensraum, also eine Hierarchie von Verzeichnissen und Dateien.

Dateisysteme abstrahieren die Komplexität der Datenhaltung auf Massenspeicher dahingehend, dass die Prozesse und Benutzer auf Dateien abstrakt über deren Dateinamen ansprechen können und nicht direkt auf die einzelnen Speicheradressen der Dateien zugreifen müssen. Diesen Zugewinn an Komfort sollen die Dateisysteme mit möglichst wenig Aufwand (Overhead) für Verwaltungsinformationen realisieren.

Zu Beginn dieses Kapitels erfolgt eine Beschreibung der technischen Grundlagen der Linux-Dateisysteme, gefolgt von einer Beschreibung der technischen Grundlagen der Dateisysteme von MS-DOS und Windows. Abschließend enthält das Kapitel eine Auseinandersetzung mit den Themen Journaling, Extents, Copy-on-Write, Dateisystem-Cache und Defragmentierung.

¹ Dateien sind Folgen von Bytes, die inhaltlich zusammengehörende Daten repräsentieren.

Tab. 6.1 Vor- und Nachteile einer Vergrößerung bzw. Verkleinerung der Cluster in Dateisystemen

	Je kleiner die Cluster, desto...	Je größer die Cluster desto...
Vorteil	weniger Kapazitätsverlust durch interne Fragmentierung	weniger Verwaltungsaufwand für große Dateien
Nachteil	mehr Verwaltungsaufwand für große Dateien	mehr Kapazitätsverlust durch interne Fragmentierung

6.1 Technische Grundlagen der Dateisysteme

Dateisysteme adressieren *Cluster* und nicht Blöcke des Datenträgers. Jede Datei belegt eine ganzzahlige Anzahl von Clustern. In der Literatur heißen die Cluster häufig *Blöcke* [54, 60] und seltener *Zonen* [57]. Das führt leicht zu Verwechslungen mit den Sektoren der Laufwerke, die in der Literatur auch manchmal Blöcke heißen. Die Clustergröße² ist wichtig für die Effizienz des Dateisystems (siehe Tab. 6.1). Je größer die Cluster sind, desto mehr Speicher geht durch interne Fragmentierung verloren.

6.2 Blockadressierung bei Linux-Dateisystemen

Wird in einem Linux-Dateisystem eine *Datei* angelegt, wird immer auch ein *Indexknoten*, genannt *Inode* (*Index Node*), angelegt. Dieser speichert (mit Ausnahme des Dateinamens) alle Verwaltungsdaten (*Metadaten*) einer Datei außer den Dateinamen. Metadaten sind unter anderem Dateigröße, Benutzerzugehörigkeit (User-ID = UID), Gruppenzugehörigkeit (Group-ID = GID), Zugriffsrechte und Datum einer Datei. Jeder

² Ein einfaches Beispiel zeigt die Konsequenzen der unterschiedlichen Clustergrößen. Soll beispielsweise eine 1 kB große Datei auf einem Dateisystem mit 4 kB großen Clustern gespeichert werden, gehen 3 kB durch interne Fragmentierung verloren. Soll die gleiche Datei auf einem Dateisystem mit 64 kB großen Clustern gespeichert werden, gehen 63 kB verloren. Die Clustergröße kann mit gewissen Einschränkungen beim Anlegen des Dateisystems definiert werden. Unter Linux gilt: Clustergröße \leq Seitengröße. Wie in Abschn. 5.1.3 beschrieben, hängt die Seitengröße von der verwendeten Hardwarearchitektur ab und ist meist 4 kB.

Inode wird über seine im Dateisystem eindeutige Inode-Nummer³ identifiziert. Neben der wohldefinierten Ablage der Verwaltungsdaten verweist der Inode jeder Datei auch auf Cluster, welche die eigentlichen Daten der Datei enthalten.

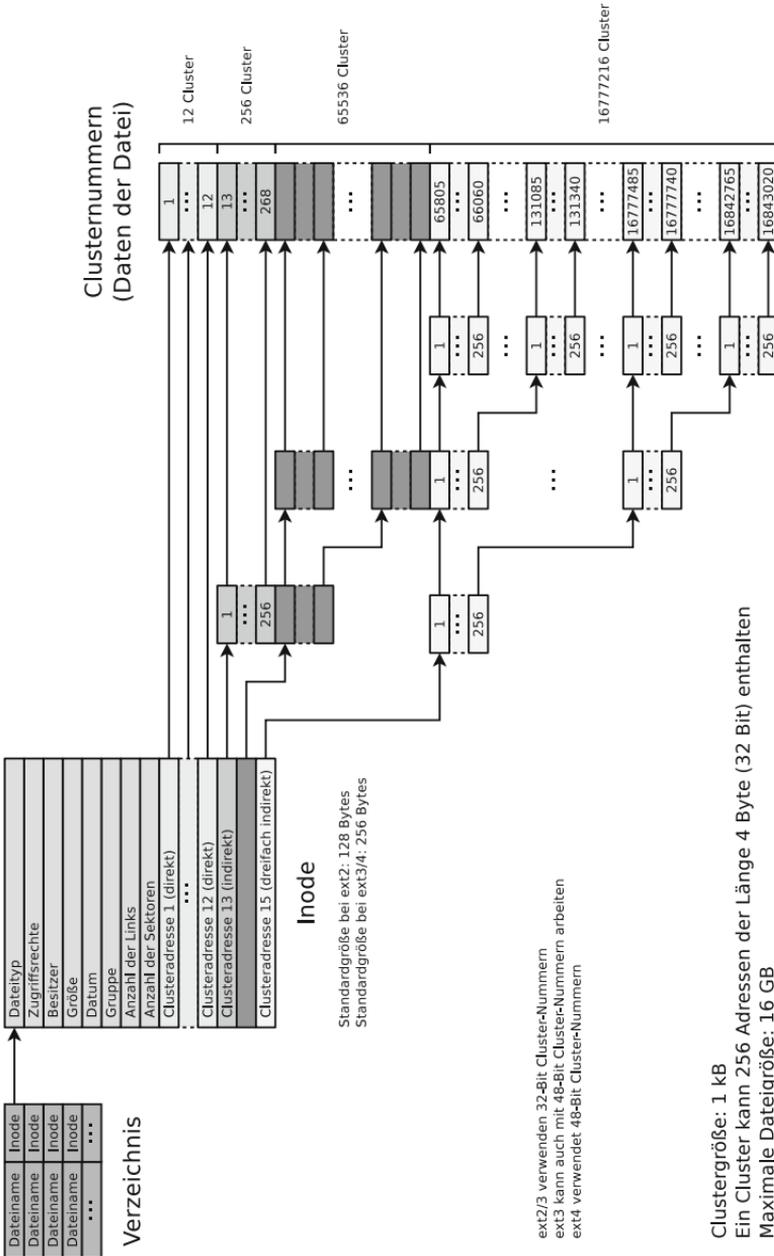
Alle Linux-Dateisysteme basieren auf dem Funktionsprinzip der Inodes. Auch ein *Verzeichnis* ist nichts anderes als eine Datei, die als Inhalt für jede dem Verzeichnis zugewiesene Datei den Dateinamen und die zugehörigen Inode-Nummer enthält [7, 26].

Linux-Dateisysteme arbeiten traditionell nach dem Prinzip der *Blockadressierung*. Eigentlich ist dieser Begriff irreführend, da die Dateisysteme immer *Cluster* adressieren und nicht Blöcke (des Datenträgers), wie bereits erwähnt. Weil der Begriff aber seit Jahrzehnten in der Literatur etabliert ist, wird er auch in diesem Werk verwendet. Linux-Dateisystemen, die Blockadressierung verwenden, sind unter anderem Minix und ext2/3/4.

Abb. 6.1 zeigt die Blockadressierung am Beispiel der Linux-Dateisysteme ext2/3/4. Jeder Inode speichert außer den Metadaten der Datei (mit Ausnahme des Dateinamens) bis zu 12 Clusternummern direkt. Benötigt eine Datei mehr Cluster, wird indirekt adressiert mit Clustern, deren Inhalt die weiteren Clusternummern der Datei sind.

In Abb. 6.1 ist zu sehen, dass bei einer Clustergröße im Dateisystem von 1 kB jeder Inode nur 12 kB einer Datei direkt adressieren kann. Benötigt eine Datei mehr Speicherplatz, müssen weitere Cluster indirekt adressiert werden. Die Dateisysteme ext2 und ext3 verwenden 32 Bit (= 4 Byte) lange Clusternummern. Jeder 1 kB große Cluster kann also maximal 256 Adressen weiterer Cluster speichern [26]. Somit muss ein ext2/3-Dateisystem mit 1 kB großen Clustern für alle Dateien mit einer Dateigröße von > 12 und ≤ 268 kB einen weiten Cluster zur Speicherung von Clusternummern verwalten. Bei noch größeren Dateien muss das

³ Da jeder Inode eine eindeutige Inode-Nummer hat, und der Adressraum endlich ist, kann es vorkommen, dass in einem Dateisystem, das viele kleine Dateien speichert, keine Inode-Nummern mehr frei sind. Im Ergebnis können dann keine weiteren Dateien im Dateisystem erstellt werden, obwohl noch freie Speicherkapazität vorhanden ist. Hilfreich ist bei solchen Situationen das Kommando `df -i`. Dieses zeigt, wie groß der Adressraum an Inodes in den eingebunden Dateisystemen des Linux-Systems ist und wie viele Inode-Nummern auf den einzelnen Dateisystemen noch verfügbar sind.



Clustergröße: 1 kB
 Ein Cluster kann 256 Adressen der Länge 4 Byte (32 Bit) enthalten
 Maximale Dateigröße: 16 GB

Abb. 6.1 Blockadressierung bei den Dateisystemen ext2/3/4

Dateisystem entsprechend zweifach-indirekt oder sogar dreifach-indirekt adressieren. Auf diese Weise kann ein ext2/3-Dateisystem mit 1 kB große Clustern eine maximale Dateigröße von 16 GB realisieren. Bei derart großen Dateien ist allerdings auch der Verwaltungsaufwand enorm. Man bedenke, wie viele Cluster angepasst werden müssen, wenn sich die Größe einer mehrere Gigabyte großen Datei ändert oder wenn eine große Datei gar auf ein anderes Dateisystem mit Blockadressierung verschoben wird.

An dieser Stelle wird auch deutlich, wie groß der Einfluss der Clustergröße auf den Verwaltungsaufwand ist. Bei 2 bzw. 4 kB Clustergröße können bei Dateien bis zu einer Dateigröße von 24 bzw. 48 kB alle Cluster direkt adressiert werden. Dafür steigt der Kapazitätsverlust durch interne Fragmentierung, weil es in der Praxis auch immer Dateien im Dateisystem gibt, die kleiner als die Clustergröße sind.

Die folgenden beiden Abschnitte beschreiben die Funktionsweise der Dateisysteme Minix und ext2/3, die nach dem Prinzip der Blockadressierung arbeiten und in der Entwicklungsgeschichte von Linux eine große Rolle gespielt haben.

6.2.1 Minix

Der Name *Minix* steht in erster Linie für das Unix-ähnliche Betriebssystem, das seit Mitte der 1980er Jahre federführend von Andrew Tanenbaum ursprünglich als Lehrsystem entwickelt wurde. Gleichzeitig bezeichnet Minix aber auch das Minix-Dateisystem, das bis 1992 das Standard-Dateisystem von Linux war.

Das Minix-Dateisystem zeichnet sich besonders durch seinen geringen Verwaltungsaufwand aus. Auch wenn es in der Praxis unter Linux heute kaum noch eine Rolle mehr spielt, ist eine Beschreibung seiner gut verständlichen Struktur und seiner Eigenschaften für einen Einstieg in das Thema Dateisysteme sinnvoll.

Ein Minix-Dateisystem enthält nur sechs Bereiche und der Datenspeicher wird bei Minix als lineare Kette gleichgroßer Cluster (1–8 kB) dargestellt.

Abb. 6.2 zeigt die Struktur eines Minix-Dateisystems. Der *Bootblock* enthält den Boot-Loader, der das Betriebssystem startet. Der *Superblock*

Bereich 1	Bereich 2	Bereich 3	Bereich 4	Bereich 5	Bereich 6
Bootblock (1 Cluster)	Superblock (1 Cluster)	Inodes-Bitmap (1 Cluster)	Cluster-Bitmap (1 Cluster)	Inodes (15 Cluster)	Daten (Restliche Cluster)

Abb. 6.2 Struktur eines Minix-Dateisystems

enthält Informationen über das Dateisystem. Zum Beispiel ist hier die Anzahl der Inodes und Cluster angegeben. Die *Inodes-Bitmap* enthält eine Liste aller Inodes mit der Information, ob der Inode belegt (Wert: 1) oder frei (Wert: 0) ist. Das *Cluster-Bitmap* enthält eine Liste aller Cluster mit der Information, ob der Cluster belegt (Wert: 1) oder frei (Wert: 0) ist. Der darauf folgende Bereich enthält die Inodes mit den Metadaten der gespeicherten Dateien. Abschließend folgt der Bereich, der die Inhalte der Dateien und Verzeichnisse enthält. Dies ist der mit Abstand größte Bereich im Dateisystem.

Die Anfang der 1990er Jahre aktuelle Version des Minix-Dateisystems arbeitete mit 16 Bits langen Clusternummern und 1 kB großen Clustern. Aus diesem Grund konnten pro Dateisystem $2^{16} = 65.536$ Inodes (also Dateien) angelegt werden. Die maximale Dateisystemgröße waren 64 MB. Diese Limitierung ergibt sich aus der Anzahl der möglichen Clusternummern und der Clustergröße.

$$2^{16} \text{ Clusternummern} \cdot 1 \text{ kB Clustergröße} = 65.536 \text{ kB} = 64 \text{ MB}$$

Die Versionen 2 und 3 des Minix-Dateisystems haben großzügigere Parameter, spielten zum Zeitpunkt ihres Erscheinens aber unter Linux schon keine signifikante Rolle mehr.

6.2.2 ext2/3

Bei den Dateisystemen ext2 (*Second Extended Filesystem*) und ext3 (*Third Extended Filesystem*) werden die Cluster des Dateisystems in sogenannten *Blockgruppen* (siehe Abb. 6.3) gleicher Größe zusammengefasst. Die Informationen über die Metadaten und freien Cluster

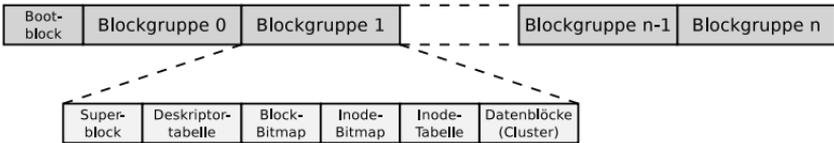


Abb. 6.3 Bei den Dateisystemen ext2 und ext3 liegen dank Blockgruppen die Inodes, und damit die Metadaten, physisch nahe bei den Clustern, die sie adressieren

jeder Blockgruppe werden in der jeweiligen Blockgruppe verwaltet. Ein Vorteil der Blockgruppen ist, dass die Inodes, und damit die Metadaten, physisch nahe bei den Clustern liegen, die sie adressieren. Diese Form der Datenorganisation kann besonders auf Festplatten (siehe Abschn. 4.4.4) vorteilhaft sein, weil somit Suchzeiten und *Fragmentierung* reduziert werden [10].

Bei einem Solid State Drive (siehe Abschn. 4.4.5) verteilt der interne Controller die Daten anhand eines *Wear Leveling*-Algorithmus auf die vorhandenen Speicherzellen. Darum sind bei einem Solid State Drive auch mit den Dateisystemen ext2/3 die Metadaten nicht zwingend physisch nahe bei den Clustern, die sie adressieren. Das spielt aber keine Rolle, weil die Position der Daten in den einzelnen Speicherzellen eines Flash-Speichers für die Zugriffsgeschwindigkeit irrelevant ist und darum Fragmentierung bei Flash-Speichern generell keine negativen Auswirkungen hat.

Die maximale Größe einer Blockgruppe entspricht der achtfachen Clustergröße in Bytes. Beträgt beispielsweise so wie in Abb. 6.1 die Clustergröße eines Dateisystems 1024 Bytes, kann jede Blockgruppe maximal 8192 Cluster umfassen.

Vor der ersten Blockgruppe (siehe Abb. 6.3) befindet sich der 1 kB große *Bootblock*. Dieser enthält den Bootmanager, der das Betriebssystem startet.

Jede Blockgruppe enthält zu Beginn eine *Kopie des Superblocks*. Der Superblock enthält Informationen über das Dateisystem wie zum Beispiel die Anzahl der Inodes und Cluster im Dateisystem, wie die Anzahl der freien Inodes und Cluster in jeder Blockgruppe. Die Kopien des Superblocks erlauben im Fehlerfall eine Reparatur des Original-Superblocks.

Jede *Deskriptor-Tabelle* enthält Informationen über die jeweilige Blockgruppe, in der sie sich befindet. Zu diesen Informationen gehören unter anderem die Clusternummern der Bereiche *Block-Bitmap* und *Inode-Bitmap*, sowie die Anzahl der freien Cluster und Inodes in der Blockgruppe. Die *Block-Bitmap* und der *Inode-Bitmap* sind jeweils einen Cluster groß. Diese beiden Bereiche enthalten die Information, welche Cluster und welche Inodes in der jeweiligen Blockgruppe belegt sind. Am Anschluss an die beiden Bitmaps folgt in jeder Blockgruppe ein Bereich mit der Inode-Tabelle, die die Inodes der Blockgruppe enthält. Die restlichen Cluster jeder Blockgruppe sind für die Inhalte der Dateien⁴ nutzbar.

Das Dateisystem ext2 löste 1992/93 Minix als Standard-Dateisystem unter Linux ab und wurde selbst erst um das Jahr 2001 von ext3 abgelöst. Der einzige Unterschied zwischen den beiden Dateisystemen ist, dass ext3 ein sogenanntes Journal (siehe Abschn. 6.4) führt, in dem die Schreibzugriffe vor ihrer Ausführung gesammelt werden.

Gegenüber seinen Nachfolgern ext3/4 sowie gegenüber anderen, modernen Dateisystem wirkt ext2 veraltet. Dennoch kann seine Verwendung zum Beispiel auf Flash-Speichern (z. B. USB-Sticks) mit wenigen Gigabyte Kapazität sinnvoll sein, weil das Fehlen eines Journals und der geringe Aufwand für Verwaltungsinformationen sich positiv auf die Lebensdauer der Speicherzellen auswirkt [43].

Tab. 6.2 enthält die maximale Dateigröße und Dateisystemgröße⁵ bei unterschiedlich großen Clustern unter Linux.

⁴ Wie zu Beginn von Abschn. 6.2 bereits beschrieben, ist ein Verzeichnis auch nichts anderes als eine (Text-)Datei, die als Inhalt für jede dem Verzeichnis zugewiesene Datei den Dateinamen und die zugehörige Inode-Nummer enthält.

⁵ Wie in Abschn. 6.2 schon beschrieben wurde, hängt die maximale Dateigröße von der Clustergröße ab. Das gleiche gilt auch für die maximale Dateisystemgröße. Dort wurde auch schon rechnerisch gezeigt, wie sich die maximale Dateigröße für 1 kB große Cluster ergibt. Die maximale Dateisystemgröße berechnet sich genau wie bei Minix in Abschn. 6.2 aus der Anzahl der möglichen Clusternummern und der Clustergröße. Bei 32 Bits langen Clusternummern und 1 kB großen Clustern berechnet sich die maximale Dateisystemgröße wie folgt: $2^{32} \cdot 1 \text{ kB Clustergröße} = 4.294.967.296 \text{ kB} = 4.194.304 \text{ MB} = 4096 \text{ GB} = 4 \text{ TB}$.

Tab. 6.2 Maximale Dateigröße und Dateisystemgröße von ext2 und ext3 bei unterschiedlich großen Clustern

Clustergröße	Maximale Dateigröße	Maximale Dateisystemgröße
1 kB	16 GB	4 TB
2 kB	256 GB	8 TB
4 kB	2 TB	16 TB

6.3 Dateisysteme mit Dateizuordnungstabellen

Das Dateisystem *File Allocation Table* (FAT) basiert auf der gleichnamigen Datenstruktur, deren deutsche Bezeichnung *Dateizuordnungstabelle* ist. Die FAT ist eine Tabelle fester Größe, die für jeden Cluster des Dateisystems einen Eintrag enthält, der angibt ob der Cluster frei, das Medium an dieser Stelle beschädigt oder der Cluster von einer Datei belegt ist. Im letzten Fall speichert der FAT-Eintrag die Adresse des nächsten Clusters, der zu dieser Datei gehört oder er zeigt das Ende der Datei mit dem Eintrag EOF (*End-Of-File*) an. Die Cluster einer Datei bilden in der FAT somit eine verkettete Liste, die sogenannte *Clusterkette*.

Es existieren verschiedene Versionen des FAT-Dateisystems, wovon besonders FAT12, FAT16, FAT32 eine signifikante Verbreitung hatten, da Sie über Jahrzehnte die Standard-Dateisysteme der Betriebssystemfamilien DOS und Windows waren. Die jüngeren FAT-Versionen sind nach wie vor Standard bei mobilen Flash-Speichern wie USB-Sticks und SD-Karten. Die Zahl im Versionsnamen eines FAT-Dateisystems gibt die Länge der Clusternummern an.

Abb. 6.4 zeigt die Struktur eines Dateisystems mit (mindestens) einer FAT. Im *Bootsektor* liegen ausführbarer x86-Maschinencode, der das Betriebssystem starten soll, und Informationen über das Dateisystem. Zu diesen Informationen gehören:

Bereich 1	Bereich 2	Bereich 3	Bereich 4	Bereich 5	Bereich 6
Bootsektor	Reservierte Sektoren	FAT1	FAT2	Stammverzeichnis	Daten

Abb. 6.4 Struktur eines Dateisystems mit einer File Allocation Table (FAT)

- die Blockgröße⁶ des Speichermediums (512, 1024, 2048 oder 4096 Bytes),
- die Anzahl der Blöcke pro Cluster,
- die Anzahl der Blöcke (Sektoren) auf dem Speichermedium,
- eine Beschreibung des Speichermediums und
- eine Angabe der FAT-Version.

Zwischen Bootsektor und (erster) FAT können sich optionale *reservierte Sektoren*, z. B. für den Bootmanager, befinden. In der FAT sind alle Cluster im Dateisystem, inklusive der Angabe, ob der Cluster frei, belegt oder defekt ist, erfasst. Die Konsistenz der FAT ist für die Funktionalität des Dateisystems elementar. Darum existiert üblicherweise⁷ eine Kopie der FAT, um bei Datenverlust noch eine vollständige FAT als Backup zu haben. Im Anschluss an die FAT befindet sich das *Stammverzeichnis* (Wurzelverzeichnis). Dort ist jede Datei und jedes Verzeichnis durch einen Eintrag repräsentiert.

Bei den Dateisystemen FAT12 und FAT16 befindet sich das Stammverzeichnis direkt hinter der FAT und hat eine feste Größe. Die maximale Anzahl an Verzeichniseinträgen ist somit begrenzt. Bei FAT32 kann sich das Stammverzeichnis an einer beliebigen Position im Datenbereich befinden und hat eine variable Größe. Der letzte und mit Abstand größte Bereich im Dateisystem enthält die eigentlichen Daten.

Abb. 6.5 zeigt die Struktur des Stammverzeichnisses. Das Beispiel (für ein Dateisystem mit 1 kB großen Clustern) zeigt einen Ausschnitt mit den Einträgen von drei Dateien. Neben den Dateinamen enthält das Stammverzeichnis für jede Datei einen Datumseintrag sowie die Dateigröße und die Nummer des ersten Clusters der Datei. Die erste Datei `CODE.C` ist 1240 Bytes groß und benötigt somit zwei Cluster. Der Eintrag im Stammverzeichnis verweist auf den ersten Cluster (401) der Datei und in der FAT ist im Eintrag dieses ersten Clusters die Nummer

⁶ Insbesondere bei magnetischen, rotierenden Datenträgern wie Festplatten (siehe Abschn. 4.4.4) und Disketten werden die Blocks meist als Sektoren bezeichnet. In diesem Fall wäre der Begriff Sektorgröße anstatt Blockgröße passender.

⁷ Bei der Anlage eines neuen FAT-Dateisystems kann angegeben werden, ob die FAT nur ein- oder zweimal vorgehalten werden soll. Im Zeitalter der Disketten war der Verzicht auf eine Kopie der FAT eine einfache Möglichkeit, um die Speicherkapazität der Datenträger (wenn auch nur geringfügig) zu erhöhen.

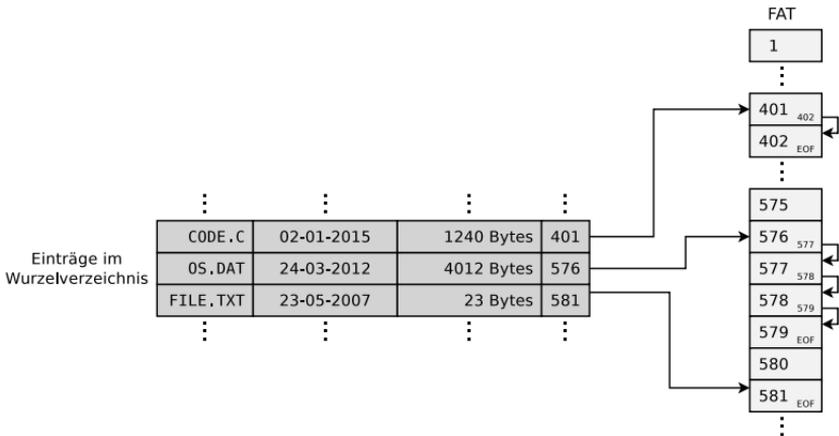


Abb. 6.5 Stammverzeichnis (Wurzelverzeichnis) und FAT

des nächsten Clusters (402) angegeben. Der zweite Cluster der Datei ist auch gleichzeitig der letzte Cluster. Aus diesem Grund enthält in der FAT der Eintrag für Cluster 402 den Wert EOF (*End-Of-File*). Die Realisierung der zweiten Datei OS.DAT ist analog zur ersten Datei. Die dritte Datei FILE.TXT ist deutlich kleiner als ein Cluster und darum steht im Eintrag ihres Clusters (581) in der FAT auch der Wert EOF.

Aus Gründen der Verständlichkeit wurde beim Beispiel in Abb. 6.5 auf eine Fragmentierung (siehe Abschn. 6.8) der Dateien verzichtet. Dass die Cluster der Dateien in der korrekten Reihenfolge direkt nebeneinander liegen, kommt in der Praxis selten vor.

Eine detailliertere Übersicht über die Struktur der Einträge im Stammverzeichnis enthält Abb. 6.6. Deutlich erkennbar ist die Konvention zur Benennung der Dateien im Schema 8.3. Dabei stehen acht Zeichen für den Dateinamen und drei Zeichen für die Dateinamenserweiterung zur Verfügung.

Typische Probleme von Dateisystemen, die auf einer FAT basieren, sind verlorene Cluster (englisch: *lost clusters*) und querverbundene Cluster (englisch: *cross-linked clusters*). Abb. 6.7 zeigt vier Dateien im Stammverzeichnis. Jeder Eintrag verweist auf den ersten Cluster der jeweiligen Datei. Mit Hilfe der FAT und den Clusternummern zum je-

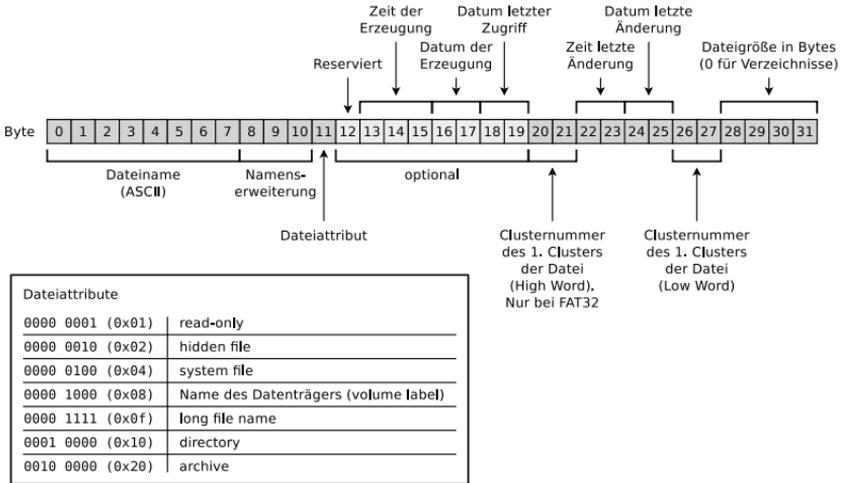


Abb. 6.6 Struktur der Einträge im Stammverzeichnis

weils nächsten Cluster ergibt sich die Clusterkette mit den Inhalten der Dateien. Bei den Dateien 1 und 2 in Abb. 6.7 gibt es keine Probleme. Hier sind die Clusterketten vom ersten Cluster bis zum Cluster mit dem Eintrag EOF korrekt. Beim Eintrag von Cluster 12 in der FAT gibt es einen Fehler. Der Wert des Eintrags ist 29 und nicht 15. Dadurch sind einige Cluster von Datei 3 nicht mehr angebunden. Der Verweis auf Cluster 29 hat zudem negative Auswirkungen auf eine weitere Datei, denn Cluster 29 ist bereits ein Teil der Clusterkette von Datei 4. Ein Lesenzugriff auf Datei 3 würde in der Praxis meist zu falschen Ergebnissen führen. Schreibzugriffe auf Datei 3 würden in den meisten Fällen auch ungewollt Inhalte von Datei 4 verändern. Je länger solche verlorenen und querverbundenen Cluster im Dateisystem existieren, umso größer ist die Gefahr eines Datenverlusts. Zur Behebung solcher Fehler existieren Dienstprogramme wie `chkdsk` unter DOS und Windows sowie `fsck.fat` unter Linux.

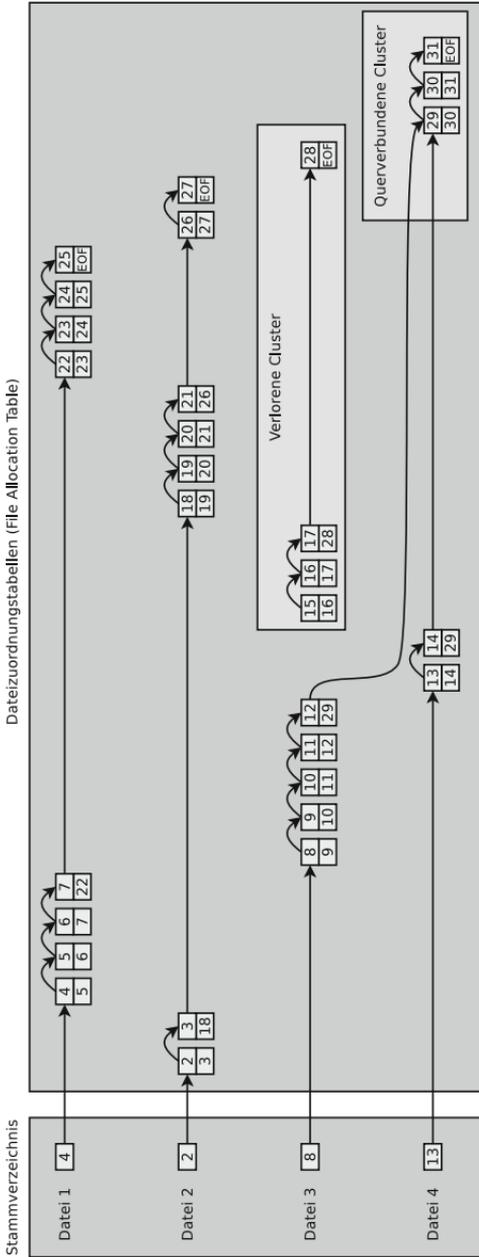


Abb. 6.7 Verlorene und querverbundene Cluster sind typische Probleme von FAT-Dateisystemen [5]

6.3.1 FAT12

Bei FAT12, das 1980 mit dem Betriebssystem QDOS (Quick and Dirty Operating System), später umbenannt in MS-DOS, erschienen ist, sind die Clusternummern 12 Bits lang. Damit können maximal $2^{12} = 4096$ Cluster adressiert werden. Mögliche Clustergrößen sind 512 Bytes, 1 kB, 2 kB und 4 kB. Die maximale Dateisystemgröße⁸ beträgt 16 MB.

6.3.2 FAT16

Aufgrund der Einschränkungen von FAT12, besonders im Hinblick auf die maximale Dateisystemgröße von nur 16 MB, erschien schon 1983 FAT16, mit dem $2^{16} = 65.536$ Cluster pro Dateisystem adressiert werden können. Weil 12 Cluster reserviert sind, sind effektiv nur 65.524 Cluster verfügbar [8]. Die Cluster können zwischen 512 Bytes und 256 kB groß sein.

Tab. 6.3 enthält die Standard-Clustergrößen⁹ unter Windows 2000/XP/Vista/7 bei unterschiedlich großen Dateisystemgrößen. Die Clustergröße kann beim Erzeugen des Dateisystems festgelegt werden. Somit können auch auf kleinen Partitionen große Cluster realisiert werden. In der Praxis ist das aber nur selten sinnvoll. Das primäre Einsatzgebiet von FAT16 sind mobile Datenträger wie USB-Sticks oder Partitionen auf diesen Datenträgern mit einer Kapazität von bis zu 2 GB. Bei größeren Dateisystemen ist ein Einsatz wegen des Speicherverlustes bei großen Clustern durch interne Fragmentierung nicht sinnvoll.

⁸ Bei 12 Bits langen Clusternummern und 4 kB großen Clustern berechnet sich die maximale Dateisystemgröße wie folgt: 2^{12} Clusternummern \cdot 4 kB Clustergröße = 16.384 kB = 16 MB.

⁹ Kurioserweise unterstützten auch nicht alle Betriebssysteme alle Clustergrößen bei FAT16. MS-DOS und Windows 95/98/Me beispielsweise unterstützen keine Cluster > 32 kB. Damit ist auch die maximale Dateisystemgröße bei diesen Betriebssystemen auf 2 GB beschränkt. Windows 2000/XP/7 beispielsweise unterstützen keine Cluster > 64 kB. Bei diesen Betriebssystemen ist somit die maximale Dateisystemgröße auf 4 GB beschränkt. 128 kB und 256 kB große Cluster unterstützt ausschließlich Windows NT 4.0 auf Datenspeichern mit einer Blockgröße (Sektorgröße) > 512 Bytes [38].

Tab. 6.3 Maximale Dateigröße und Dateisystemgröße von FAT16 bei unterschiedlich großen Clustern

Partitionsgröße	Minimale Clustergröße
bis 31 MB	512 Bytes
32 MB - 63 MB	1 kB
64 MB - 127 MB	2 kB
128 MB - 255 MB	4 kB
256 MB - 511 MB	8 kB
512 MB - 1 GB	16 kB
1 GB - 2 GB	32 kB
2 GB - 4 GB	64 kB
4 GB - 8 GB	128 kB
8 GB - 16 GB	256 kB

6.3.3 FAT32

Als Reaktion auf steigende Festplattenkapazitäten und weil Cluster ≥ 32 kB viel Speicher verschwenden, erschien 1997 das Dateisystem FAT32. Bei diesem sind die Clusternummern 32 Bits lang. Da allerdings 4 Bits reserviert sind, können nur $2^{28} = 268.435.456$ Cluster adressiert werden. Die Cluster können zwischen 512 Bytes und 32 kB groß sein. Tab. 6.4 enthält die Standard-Clustergrößen unter Windows 2000/XP/Vista/7 bei unterschiedlich großen Dateisystemgrößen. Genau wie bei den anderen FAT-Dateisystemen kann die Clustergröße beim Erzeugen des Dateisystems festgelegt werden.

Die maximale Dateigröße unter FAT32 ist 4 GB. Der Grund dafür ist, dass nur 4 Bytes für die Angabe der Dateigröße zur Verfügung stehen (siehe Abb. 6.6). Das primäre Einsatzgebiet von FAT32 sind mobile Datenträger wie USB-Sticks oder Partitionen darauf mit einer Kapazität > 2 GB.

6.3.4 VFAT

Eine 1997 erschienene Erweiterung für die Dateisysteme FAT12/16/32, die längere Dateinamen ermöglicht, ist *Virtual File Allocation Table*

Tab. 6.4 Maximale Dateigröße und Dateisystemgröße von FAT32 bei unterschiedlich großen Clustern

Partitionsgröße	Minimale Clustergröße
bis 63 MB	512 Bytes
64 MB - 127 MB	1 kB
128 MB - 255 MB	2 kB
256 MB - 8 GB	4 kB
8 GB - 16 GB	8 kB
16 GB - 32 GB	16 kB
32 GB - 2 TB	32 kB

(VFAT). Damit wurden unter Windows erstmals Dateinamen unterstützt, die nicht dem Schema 8.3 folgen. Mit VFAT können Dateinamen bis zu einer Länge von 255 Zeichen realisiert werden. Die Kodierung der Zeichen erfolgt via Unicode (siehe Abschn. 2.4.2).

VFAT ist ein interessantes Beispiel für die Realisierung einer neuen Funktionalität unter Beibehaltung der Abwärtskompatibilität. Lange Dateinamen verteilt VFAT auf maximal 20 Pseudo-Verzeichniseinträge. Bei einem VFAT-Eintrag in der FAT, haben die ersten vier Bits im Feld *Dateiattribute* den Wert 1 (siehe Abb. 6.6). Eine Besonderheit ist, dass Groß-/Kleinschreibung zwar angezeigt, aber wie traditionell unter den Betriebssystemfamilien DOS und Windows üblich, ignoriert wird.

VFAT speichert für jede Datei einen eindeutigen Dateinamen im Format 8.3. Betriebssysteme ohne die VFAT-Erweiterung ignorieren die Pseudo-Verzeichniseinträge und zeigen nur den verkürzten Dateinamen an. Dadurch können Microsoft-Betriebssysteme ohne VFAT auf Dateien mit langen Dateinamen zugreifen. Allerdings müssen die kurzen Dateinamen eindeutig sein. Dies wird durch die Art und Weise der Erzeugung der verkürzten Dateinamen gewährleistet. Dafür werden alle Sonderzeichen und Punkte innerhalb des Dateinamens gelöscht, alle Kleinbuchstaben werden in Großbuchstaben umgewandelt und es werden nur die ersten sechs Buchstaben beibehalten. Danach folgt die Zeichenkette ~1 vor dem Punkt. Die ersten drei Zeichen hinter dem Punkt werden beibehalten und der Rest gelöscht. Existiert schon eine Datei gleichen Namens, wird ~1 zu ~2, usw. So wird beispielsweise die Datei mit dem Dateinamen `Ein ganz langer Dateiname.test.pdf` unter

MS-DOS als EINGAN~1.pdf dargestellt. Dies ist zumindest dann der Fall, wenn noch keine Datei mit dem gleichen verkürzten Dateinamen im Dateisystem existiert. Wenn doch, wird entsprechend hochgezählt.

6.4 Journaling-Dateisysteme

Sollen Dateien (oder Verzeichnisse, die ja auch nichts anderes sind als Dateien) erstellt, verschoben, umbenannt, gelöscht oder einfach verändert werden, sind Schreibzugriffe im Dateisystem nötig. Schreibzugriffe sollen Daten von einem konsistenten Zustand in einen neuen konsistenten Zustand überführen. Kommt es während eines Schreibzugriffs zum Ausfall, muss die Konsistenz des Dateisystems überprüft werden. Ist ein Dateisystem mehrere Gigabyte groß, kann die Konsistenzprüfung mehrere Stunden oder Tage dauern. Die Konsistenzprüfung zu überspringen ist keine sinnvolle Alternative, weil so das Risiko von Datenverlust steigt.

Um bei der Konsistenzprüfung die zu überprüfenden Daten einzugrenzen, führen moderne Dateisysteme ein sogenanntes *Journal* (in der deutschsprachigen Literatur heißt es manchmal *Logbuch* [1]), in dem die Schreibzugriffe vor ihrer Durchführung gesammelt werden. Konsequenterweise heißen solche Dateisysteme auch *Journaling-Dateisysteme*. Der Vorteil, dass nach einem Absturz nur diejenigen Dateien (Cluster) und Metadaten überprüft werden müssen, die im Journal stehen, wird durch den Nachteil zusätzlicher Schreibzugriffe erkauft. Ein Journal erhöht die Anzahl der Schreibzugriffe, weil Änderungen erst ins Journal geschrieben und danach durchgeführt werden.

Es existieren verschiedene Journaling-Konzepte. Das *Metadaten-Journaling* arbeitet nach der Cache-Schreibstrategie *Write-Back* (siehe Abschn. 4.4.2). Das Dateisystem erfasst im Journal nur Änderungen an den Metadaten (Inodes). Änderungen an den Clustern der Dateien führt der Linux-Kernel erst nur im *Page Cache* (siehe Abschn. 6.7) im Hauptspeicher durch. Nach einer bestimmten Zeit oder nach einer manuellen Anweisung durch den Benutzer überträgt der Systemaufruf *sync* die Änderungen im Page Cache auf den Datenspeicher. Vorteilhaft bei dieser Form des Journalings ist, dass eine Konsistenzprüfung nur wenige Sekunden dauert. Nachteilig ist, dass nur die Konsistenz der Metadaten nach einem Absturz garantiert ist. Datenverlust durch einen Systemab-

sturz ist weiterhin möglich. Diese Form des Journalings ist optional bei den Dateisystemen ext3/4. NTFS (siehe Abschn. 6.5.2) und XFS¹⁰ bieten ausschließlich Metadaten-Journaling.

Beim *vollständigen Journaling* erfasst das Dateisystem alle Änderungen an den Metadaten und alle Änderungen an den Clustern der Dateien im Journal. Dadurch ist im Gegensatz zum Metadaten-Journaling auch die Konsistenz der Dateien garantiert. Nachteilig ist, dass alle Schreibzugriffe doppelt ausgeführt werden. Auch diese Form des Journalings ist optional bei den Dateisystemen ext3/4.

Die meisten Linux-Dateisysteme verwenden standardmäßig einen Kompromiss aus den beiden bislang besprochenen Journaling-Konzepten, nämlich das *Ordered-Journaling*. Dabei erfasst das Dateisystem im Journal nur Änderungen an den Metadaten. Änderungen an den Clustern von Dateien werden erst im Dateisystem durchgeführt und danach die Änderungen an den betreffenden Metadaten ins Journal geschrieben. Ein Vorteil dieses Konzepts ist, dass so wie beim Metadaten-Journaling die Konsistenzprüfungen nur wenige Sekunden dauert. Zudem werden ähnlich hohe Schreibgeschwindigkeit wie beim Metadaten-Journaling erreicht. Allerdings ist auch bei diesem Konzept nur die Konsistenz der Metadaten ist garantiert. Beim Systemabsturz mit nicht abgeschlossenen Transaktionen im Journal sind neue Dateien und Dateianhänge verloren, da die Cluster noch nicht den Inodes zugeordnet sind. Überschriebene Dateien haben nach einem Absturz möglicherweise einen inkonsistenten Inhalt und können nicht mehr repariert werden, da die ursprüngliche Version nicht gesichert wurde. Trotz dieser Kompromisse bei der Datensicherheit ist Ordered-Journaling das standardmäßig verwendete Konzept bei den Dateisystemen ext3/4 und es ist das einzige von JFS¹¹ unterstützte Konzept.

¹⁰ XFS ist ein ursprünglich von der Firma Silicon Graphics (SGI) entwickeltes Dateisystem, das seit 2000 freie Software und seit 2001 im Linux-Kernel enthalten ist. Allgemein gilt XFS als sehr leistungsfähig und ausgereift.

¹¹ Das Journaled File System (JFS) ist ein ursprünglich von IBM entwickeltes Dateisystem, das seit 1999 freie Software und seit 2002 im Linux-Kernel enthalten ist.

6.5 Extent-basierte Adressierung

Ein Problem von Dateisystemen, die nach dem Adressierungsschema der Blockadressierung (siehe Abschn. 6.2) arbeiten, ist der Aufwand für die Verwaltungsinformationen. Dieses Problem verschärft sich durch die steigende Speicherkapazität der Datenspeicher.

Da jeder Inode bei Blockadressierung nur eine sehr geringe Anzahl Clusternummern direkt adressiert, belegen große Dateien zahlreiche zusätzliche Cluster zur indirekten Adressierung. Abb. 6.8 zeigt am Beispiel von ext3 das Problem der Blockadressierung, nämlich dass jeder Inode bei diesem Dateisystem (mit 4 kB großen Clustern) maximal 48 kB direkt adressieren kann.

Eine Lösung, um den zunehmenden Verwaltungsaufwand für die Adressierung trotz steigender Datei- und Dateisystemgrößen zu reduzieren, sind *Extents*.

Bei Extent-basierter Adressierung adressieren die Inodes nicht einzelne Cluster. Stattdessen bilden sie möglichst große Dateibereiche auf zusammenhängende Bereiche (die sogenannten Extents) auf dem Datenspeicher ab (siehe Abb. 6.9). Statt vieler einzelner Clusternummern erfordert diese Form der Adressierung nur drei Werte:

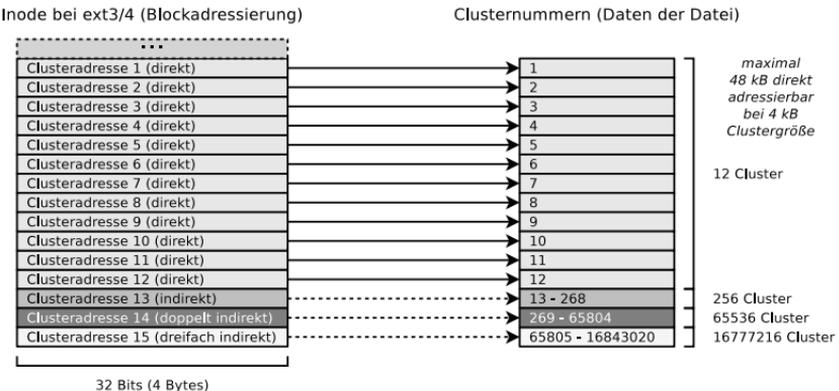


Abb. 6.8 Blockadressierung am Beispiel von ext3. Jeder Inode kann maximal 48 kB direkt adressieren

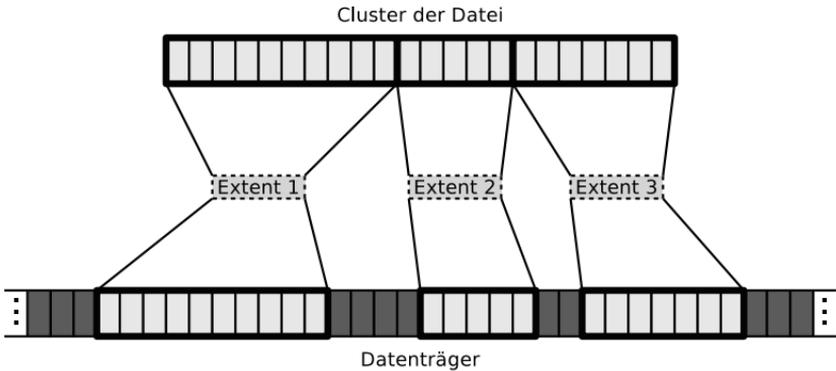


Abb. 6.9 Mit Extents adressieren die Inodes nicht einzelne Cluster, sondern zusammenhängende Bereiche auf dem Datenspeicher

- Die erste Clusternummer des Bereichs (Extents) in der Datei
- Die Größe des Bereichs in der Datei (in Clustern)
- Die Nummer des ersten Clusters auf dem Speichergerät

Beispiele für Dateisysteme, die via Extents die Cluster der Dateien adressieren, sind JFS, XFS, Btrfs¹², NTFS und ext4. Aus Platzgründen geht dieses Werk in den folgenden Abschnitten nur auf ext4 und NTFS ein.

6.5.1 ext4

Das Dateisystem ext4 (*Fourth Extended Filesystem*) ist wie ext3 ein Journaling-Dateisystem. Da bei ext4 die Länge der Clusternummern auf 48 Bits vergrößert wurde, kann ext4 deutlich größere Dateisysteme als der Vorgänger ext3 verwalten. Seit dem Jahr 2008 ist es ein als

¹² Btrfs ist ein freies Dateisystem, das seit 2013 im Linux-Kernel enthalten ist. Wegen der zahlreichen modernen Fähigkeiten wie Schnappschüsse (englisch: *Snapshots*), integrierte Datenkompression, integriertes Software-RAID (siehe Abschn. 4.5) und Copy-on-Write (siehe Abschn. 6.6) könnte Btrfs in Zukunft das nächste Standard-Dateisystem werden.

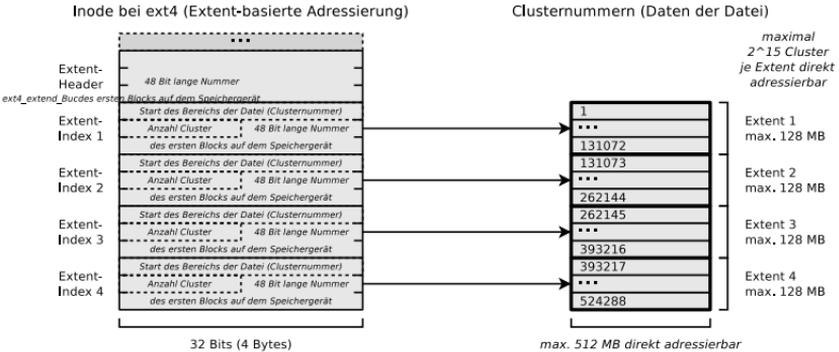


Abb. 6.10 Adressierung mit Extents am Beispiel von ext4. Jeder Inode kann maximal 512 MB direkt adressieren

stabil gekennzeichneten Teil des Linux-Betriebssystemkerns. Der bedeutendste Unterschied zum Vorgänger ext3 ist die Adressierung mit Extents. Abb. 6.8 zeigt am Beispiel von ext4 anschaulich den reduzierten Verwaltungsaufwand bei großen Dateien.

Bei Blockadressierung mit ext2/3 (siehe Abb. 6.8) sind in jedem Inode 15 je vier Bytes große Felder, also insgesamt 60 Bytes, zur Adressierung von Clustern verfügbar. Im Gegensatz dazu verwendet ext4 (siehe Abb. 6.10) diese 60 Bytes für einen Extent-Header (12 Bytes) und zur Adressierung von vier Extents (jeweils 12 Bytes).

Mit vier Extents kann ein ext4-Inode 512 MB direkt adressieren. Ist eine Datei größer als 512 MB, realisiert ext4 einen Baum aus Extents. Das Funktionsprinzip ist analog zur indirekten Blockadressierung.

6.5.2 NTFS

Ab Anfang der 1990er Jahre wurde das *New Technology File System* (NTFS) als Nachfolger der FAT-Dateisysteme von Microsoft für die Betriebssystemfamilie Windows NT entwickelt. Seit dieser Zeit sind folgende Versionen von NTFS erschienen:

- NTFS 1.0: Bestandteil von Windows NT 3.1
- NTFS 1.1: Bestandteil von Windows NT 3.5/3.51

- NTFS 2.x: Bestandteil von Windows NT 4.0 bis SP3
- NTFS 3.0: Bestandteil von Windows NT 4.0 ab SP3/2000
- NTFS 3.1: Bestandteil von Windows XP/2003/Vista/7/8/10

Neuere Versionen sind zu früheren Versionen abwärtskompatibel und bieten im Gegensatz zu den FAT-Dateisystemen einen vergrößerten Funktionsumfang. Dazu gehörten transparente Kompression und Verschlüsselung via Triple-DES¹³ und AES¹⁴ ab Version 2.x und die Unterstützung für Kontingente (*Quota*) ab Version 3.x.

Weitere Verbesserungen von NTFS im Vergleich zu seinem Vorgänger FAT sind unter anderem eine maximale Dateigröße von 16 TB und eine maximale Dateisystemgröße von 256 TB. Mögliche Clustergrößen sind 512 Bytes bis 64 kB. Genau wie VFAT (siehe Abschn. 6.3.4) speichert NTFS Dateinamen bis zu einer Länge von 255 Unicode-Zeichen und genau wie VFAT realisiert NTFS eine Kompatibilität zur Betriebssystemfamilie MS-DOS, indem es für jede Datei einen eindeutigen Dateinamen im Format 8.3 speichert.

Charakteristisch für den Aufbau von NTFS ist die *Hauptdatei* (englisch: *Master File Table* – MFT). Diese enthält Referenzen, die Extents und Cluster zu Dateien zuordnen. Zudem befinden sich die Metadaten der Dateien in der MFT. Dazu gehören die Dateigröße, das Datum der Erstellung, das Datum der letzten Änderung und der Dateityp und eventuell auch der Dateiinhalt. Der Inhalt kleiner Dateien ≤ 900 Bytes wird direkt in der MFT gespeichert [40].

Beim Formatieren einer Partition wird für die MFT ein fester Bereich reserviert. Üblicherweise sind das 12,5 % der Partitionsgröße. Ist der Be-

¹³ Triple-DES ist eine Verbesserung des symmetrischen Verschlüsselungsverfahrens Data Encryption Standard (DES). Beide Verfahren gehören zur Gruppe der Blockchiffren. Dabei werden zu verschlüsselnden Daten zuerst in Blöcke gleicher Größe unterteilt. Danach wird ein Block nach dem anderen verschlüsselt. Triple-DES basiert auf der mehrfachen Ausführung von DES mit drei verschiedenen Schlüsseln. Zuerst wird jeder Datenblock mit dem ersten Schlüssel chiffriert, dann mit dem zweiten Schlüssel dechiffriert und abschließend mit dem dritten Schlüssel chiffriert. Die Schlüssellänge ist mit 168 Bit dreimal so groß wie bei DES (56 Bit).

¹⁴ Das symmetrische Verschlüsselungsverfahren Advanced Encryption Standard (AES) gehört auch zur Gruppe der Blockchiffren und ist der Nachfolger von DES und Triple-DES. Die Schlüssellänge bei AES ist 128, 192 oder 256 Bit. Je nach Schlüssellänge sieht das Verfahren 10, 12 oder 14 Verschlüsselungsrunden vor.

Tab. 6.5 Maximale Dateigröße und Dateisystemgröße von NTFS bei unterschiedlich großen Clustern

Partitionsgröße	Minimale Clustergröße
bis 16 TB	4 kB
16 TB - 32 TB	8 kB
32 TB - 64 TB	16 kB
64 TB - 128 TB	32 kB
128 TB - 256 TB	64 kB

reich voll, verwendet das Dateisystem zusätzlichen freien Speicher in der Partition für die MFT. Dabei kommt es meist zu einer Fragmentierung der MFT, was aber bei Flash-Speicher (siehe Abschn. 4.4.5) keine negativen Auswirkungen hat.

Die Cluster können zwischen 512 und 64 kB groß sein. Tab. 6.5 enthält die Standard-Clustergrößen unter Windows 2000/XP/Vista/7 bei unterschiedlich großen Dateisystemgrößen. Genau wie bei den FAT-Dateisystemen kann die Clustergröße beim Erzeugen des Dateisystems festgelegt werden.

6.6 Copy-on-Write

Arbeitet ein Dateisystem nach dem Prinzip *Copy-on-Write* (CoW) ändert es bei einem Schreibzugriff nicht den Inhalt der Originaldatei, sondern schreibt den veränderten Inhalt als neue Datei in freie Cluster. Anschließend werden die Metadaten auf die neue Datei angepasst. Bis die Metadaten angepasst sind, bleibt die Originaldatei erhalten und kann nach einem Systemabsturz weiter verwendet werden. Zwei Vorteile von CoW sind eine bessere Datensicherheit im Vergleich zu Journaling-Dateisystemen und dass ältere Versionen geänderter Dateien vom Dateisystem vorgehalten werden, die für den Benutzer zur Verfügung stehen. Zwei Beispiele für Dateisysteme, die CoW unterstützen, sind Btrfs und ReFS¹⁵.

¹⁵ Windows 8/10 und Windows Server 2012/2016 enthalten das *Resilient File System* (ReFS). Die Betriebssysteme erlauben die Verwendung von ReFS aber bislang nur für wenige Anwendungszwecke, wie zum Beispiel Software-RAID. Dennoch gilt ReFS als zukünftiges Standard-Dateisystem der Windows-Betriebssystemfamilie und als

6.7 Datenzugriffe mit einem Cache beschleunigen

Moderne Betriebssysteme beschleunigen Dateizugriffe mit einem *Cache* im Hauptspeicher, der *Page Cache* oder *Buffer Cache* genannt wird [35, 62]. Wird eine Datei lesend angefragt, schaut der Betriebssystemkern zuerst, ob die Datei im Page Cache vorliegt. Bei einem negativem Ergebnis wird sie in diesen geladen. Der Page Cache ist nie so groß, wie die Menge der gespeicherten Dateien auf den Speicherlaufwerken des Computersystems. Darum müssen selten nachgefragte Dateien aus dem Page Cache verdrängt werden. Wurde eine Datei im Cache verändert, müssen die Änderungen spätestens beim Verdrängen in der Speicherhierarchie nach unten durchgereicht (zurückgeschrieben) werden. Ein optimales Verwenden des Page Cache ist nicht möglich, da Datenzugriffe nicht *deterministisch*, also nicht vorhersagbar sind.

Zahlreiche bekannte Betriebssystemen geben Schreibzugriffe nicht direkt weiter. Sie arbeiten nach dem Funktionsprinzip des *Write-Back* (siehe Abschn. 4.4.2). Die Betriebssystemfamilien MS-DOS und Windows bis einschließlich Version 3.11 verwenden beispielsweise das Programm *Smartdrive*, um einen Page Cache zu realisieren. Auch all späteren Versionen von Windows enthalten einen *Cache Manager*, der einen Page Cache verwaltet [39]. Linux puffert automatisch so viele Dateien im Page Cache wie Platz im Hauptspeicher frei ist. Das Kommando `free -m` gibt im Kommandozeileninterpreter (*Shell*) unter Linux eine Übersicht der Speicherbelegung aus und informiert darüber, wie viel Speicherkapazität des Hauptspeichers gegenwärtig für den Page Cache verwendet wird.

Ein Vorteil, der durch den Einsatz eines Page Cache entsteht, ist die höhere System-Geschwindigkeit bei Dateizugriffen. Ein Nachteil ist, dass bei einem Systemabsturz Dateiänderungen verloren gehen.

Nachfolger von NTFS. Die Firma Microsoft hält sich bezüglich der Arbeitsweise von ReFS sehr bedeckt. Eine vollständige Spezifikation dieses Dateisystems ist dem Autor dieses Werks nicht bekannt. Aus diesem Grund wird ReFS an dieser Stelle nicht weiter thematisiert.

6.8 Defragmentierung

Wie in Abschn. 6.1 beschrieben, darf jeder Cluster im Dateisystem nur einer Datei zugeordnet sein. Ist eine Datei größer als ein Cluster, wird sie auf mehrere verteilt. Zwangsläufig kommt es über die Zeit in jedem Dateisystem zur *Fragmentierung*. Das heißt, dass logisch zusammengehörende Cluster, also die Cluster einer Datei, nicht räumlich beieinander sind. Im Zeitalter der Festplatten und geringer Caches konnte sich die Fragmentierung der Daten negativ auf die Leistungsfähigkeit eines Computers auswirken, denn liegen die Cluster einer Datei über die Festplatte verteilt, müssen die Festplattenköpfe (siehe Abschn. 4.4.4) bei Zugriffen auf die Datei eine höhere Anzahl zeitaufwendiger Positionswechsel durchführen. Darum war es bei der Entwicklung mancher Dateisysteme wie zum Beispiel ext2 (siehe Abschn. 6.2.2) ein Ziel, häufige Bewegungen der Schwungarme durch eine geschickte Anordnung der Metadaten zu vermeiden. Bei Solid State Drives (siehe Abschn. 4.4.5) spielt die Position der Cluster keine Rolle für die Zugriffsgeschwindigkeit.

Auch bei Festplatten führt Defragmentierung in der Praxis nur selten zu einer besseren Gesamtleistung des Computers. Der Grund dafür ist, dass eine zusammenhängende Anordnung der Cluster einer Datei nur das *fortlaufende Vorwärtslesen* eben dieser Datei beschleunigen würde, da in einem solchen Fall keine Suchzeiten mehr vorkommen würden.

Überhaupt ist das Defragmentieren eines Datenspeichers nur dann sinnvoll, wenn die Suchzeiten groß sind. Bei Betriebssystemen, die keinen Page Cache verwenden, wirken sich hohe Suchzeiten besonders negativ aus.

Bei Betriebssystemen mit Einzelprogrammbetrieb (siehe Abschn. 3.4.2) wie zum Beispiel MS-DOS kann immer nur eine Anwendung laufen. Wenn bei solchen Betriebssystemen der laufende Prozess *hängt*, weil er auf die Ergebnisse von Lese- und Schreibanforderungen wartet, verringert dies die Systemgeschwindigkeit signifikant. Aus diesem Grund kann bei Betriebssystemen mit Einzelprogrammbetrieb das regelmäßige Defragmentieren der angeschlossenen Festplatten sinnvoll sein.

Bei modernen Betriebssystemen mit Mehrprogrammbetrieb laufen immer mehrere Programme parallel oder zumindest quasi-parallel ab. In

der Praxis können Prozesse fast nie große Datenmengen am Stück lesen, ohne dass durch das Scheduling (siehe Abschn. 8.6) des Betriebssystems andere Anwendungen ihre Lese- und Schreibweisungen „*dazwischenschieben*“. Damit sich gleichzeitig laufende Programme nicht zu sehr gegenseitig behindern, lesen Betriebssysteme bei jeder Leseanweisung mehr Daten ein als angefordert und sie halten einen Vorrat an Daten im Page Cache (siehe Abschn. 6.7). Die auf die Gesamtleistung des Systems positive Wirkung des Page Cache überwiegt bei weitem die kurzzeitigen¹⁶ Vorteile einer Defragmentierung. Das Defragmentieren der Festplatten hat bei solchen Betriebssystemen primär einen *Benchmark-Effekt*, der für die Praxis nicht relevant ist. Aus diesem Grund ist bei Betriebssystemen mit Mehrprogrammbetrieb das Defragmentieren der Festplatten im Hinblick auf die Gesamtleistung des Systems und auf die Lebensdauer der Datenspeicher nicht sinnvoll.

¹⁶ Durch das Schreiben von Daten auf einen Datenträger kommt es zwangsläufig zu Fragmentierung.

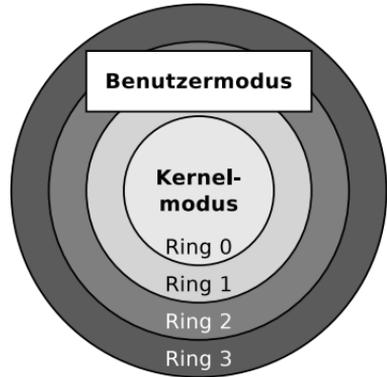
Wie in Abschn. 5.2.2 beschrieben, dürfen alle Prozesse außerhalb des Betriebssystemkerns ausschließlich auf ihren eigenen virtuellen Speicher zugreifen. Will ein Prozess im Benutzermodus eine höher privilegierte Aufgabe wie zum Beispiel einen Hardwarezugriff durchführen, einen Prozess oder eine Datei erzeugen oder verwalten, muss er dies dem Betriebssystemkern durch einen *Systemaufruf* (englisch: *System Call*) mitteilen.

Zu Beginn dieses Kapitels erfolgt eine Beschreibung des Benutzermodus und des Kernelmodus und wie diese realisiert sind. Anschließend folgt eine Einführung in das Thema Systemaufrufe und wie diese direkt oder indirekt via Bibliotheksfunktionen aufgerufen werden.

7.1 Benutzermodus und Kernelmodus

x86-kompatible Prozessoren enthalten vier *Privilegienstufen*, die auch *Ringe* heißen (siehe Abb. 7.1). Die Privilegienstufen sollen die Stabilität und Sicherheit verbessern. Jeder Prozess wird in einem Ring ausgeführt und kann sich nicht selbstständig aus diesem befreien. Die Realisierung der Ringe geschieht mit Hilfe des Registers *Current Privilege Level* (CPL). Dieses speichert die aktuelle Ringnummer des aktuell laufenden Prozesses [28].

Abb. 7.1 Die vier Privilegienstufen (Ringe) x86-kompatibler Prozessoren



Im Ring 0, dem sogenannten *Kernelmodus*, läuft der Betriebssystemkern (siehe Abschn. 3.8). Prozesse, die im Kernelmodus laufen, haben vollen Zugriff auf die Hardware. Der Kern kann auch physischen Speicher direkt im Real Mode (siehe Abschn. 5.2.1) adressieren. Im Ring 3, dem sogenannten *Benutzermodus*, laufen die übrigen Prozesse. Diese arbeiten ausschließlich mit virtuellem Speicher (siehe Abschn. 5.2.2).

Moderne Betriebssysteme verwenden ausschließlich zwei Privilegienstufen. Ein Grund dafür ist, dass einige vormals populäre Hardware-Architekturen wie zum Beispiel der Alpha-Prozessor, die PowerPC-Architektur und die MIPS-Architektur, nur zwei Stufen enthalten.

7.2 Systemaufrufe und Bibliotheken

Ein Systemaufruf kann direkt oder über den Umweg einer Bibliothek aufgerufen werden (siehe Abb. 7.2). Bei einem Systemaufruf handelt es sich um einen Funktionsaufruf im Betriebssystemkern, der einen Sprung vom Benutzermodus in den Kernelmodus auslöst. In diesem Kontext spricht man vom sogenannten *Moduswechsel*.

Beim Moduswechsel gibt ein Prozess die Kontrolle über den Hauptprozessor an den Betriebssystemkern ab und ist so lange unterbrochen, bis die Anfrage bearbeitet ist. Nach dem Systemaufruf gibt der Kern den Prozessor wieder an den Prozess im Benutzermodus ab. Der Prozess führt daraufhin seine Abarbeitung an der Stelle fort, an der er den

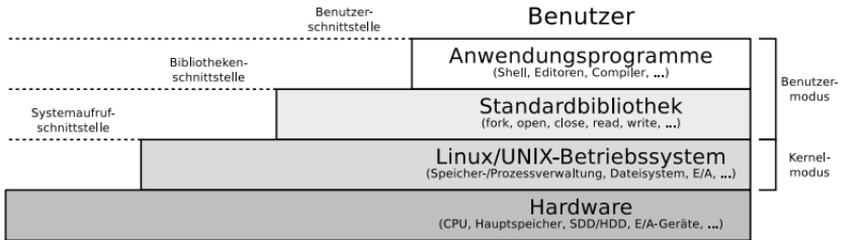


Abb. 7.2 Systemaufrufe (System Calls) sind die Schnittstelle, die das Betriebssystem den Prozessen im Benutzermodus zur Verfügung stellt

Moduswechsel zuvor angefordert hat. Die Leistung eines Systemaufrufs wird immer im Kern und damit außerhalb des Adressraums des aufrufenden Prozesses erbracht.

Ein Beispiel für einen Systemaufruf ist `ioctl`. Damit realisieren Prozesse unter Linux gerätespezifische Anweisungen. Dieser Systemaufruf ermöglicht Prozessen die Kommunikation und Steuerung von zeichenorientierten Geräten (z. B. Maus, Tastatur, Drucker und Terminals) sowie blockorientierten Geräten (z. B. SSD/Festplatte und CD-/DVD-Laufwerk). Die Syntax von `ioctl` ist:

```
ioctl (File-Deskriptor, Aktionsanforderung,
      Integer-Wert oder Zeiger auf Daten);
```

Einige typische Einsatzszenarien dieses Systemaufrufs sind das Formatieren einer Diskettenspur, das Initialisieren eines Modems oder einer Soundkarte, das Auswerfen einer CD auf dem Laufwerk, das Auslesen von Status- und Verbindungsinformationen der WLAN-Schnittstelle oder der Zugriff auf Sensoren und Aktoren über einen Bus wie den seriellen Datenbus Inter-Integrated Circuit (I²C).

Die Kerne moderner Betriebssysteme bieten mehrere hundert Systemaufrufe an [34, 67]. Eine Auswahl unter anderem aus den Aufgabenbereichen Prozess-, Datei- und Verzeichnisverwaltung enthält Tab. 7.1.

Eine Liste mit den Namen der Systemaufrufe unter Linux befindet sich in den Quellen des Linux-Kerns. Bei Kernel-Version 2.6.x ist die Liste in der Datei `arch/x86/kernel/syscall_table_32.S`. Beim Linux-Kernel 3.x und 4.x befinden sich die 32 Bit-Systemaufrufe in der Datei

Tab. 7.1 Eine Auswahl an Systemaufrufen des Linux-Betriebssystemkerns

Systemaufruf	Funktion
chdir	Das aktuelle Verzeichnis wechseln
chmod	Die Dateirechte für eine Datei ändern
chown	Den Besitzer einer Datei ändern
close	Eine geöffnete Datei schließen
execve	Den aufrufenden Prozess durch einen neuen ersetzen und dabei die Prozessnummer beibehalten
exit	Den aufrufenden Prozess beenden
fork	Einen neuen Kindprozess erzeugen
getpid	Die Prozessnummer des anfragenden Prozesses erfragen und ausgeben
getppid	Die Prozessnummer des Elternprozesses erfragen und ausgeben
kill	Ein Signal an einen Prozess senden
link	Einen neuen Verzeichniseintrag (Link) auf eine Datei erzeugen
lseek	Den Dateipositionszeiger setzen
mkdir	Ein neues Verzeichnis erzeugen
mount	Ein Dateisystem in die hierarchische Verzeichnisstruktur einhängen
open	Eine Datei zum Lesen/Schreiben öffnen
read	Daten aus einer Datei in den Puffer einlesen
rmdir	Ein leeres Verzeichnis entfernen
stat	Den Status einer Datei ermitteln
umount	Ein eingehängtes Dateisystem aushängen
uname	Informationen über den aktuellen Betriebssystemkern erfragen und ausgeben
unlink	Einen Verzeichniseintrag löschen
time	Die Anzahl der Sekunden seit dem 1. Januar 1970 (<i>Unixzeit</i>) ausgeben
waitpid	Auf die Beendigung eines Kindprozesses warten
write	Daten aus dem Puffer in eine Datei schreiben

arch/x86/syscalls/syscall_32.tbl und die 64 Bit-Systemaufrufe in der Datei arch/x86/syscalls/syscall_64.tbl.

Aus eigenen Programmen Systemaufrufe direkt aufrufen ist in der Praxis meist nicht empfehlenswert. Der Grund dafür ist, dass solche Software schlecht portabel ist, da nicht alle Systemaufrufe bei den verschiedenen Betriebssystemfamilien identisch sind. Zudem ist nicht garantiert,

dass eine neue Version des Betriebssystemkerns nicht auch Veränderungen an einzelnen Systemaufrufen enthält. Aus diesem Grund sollte bei der Entwicklung eigener Software lieber auf die Funktionen einer Bibliothek zurückgegriffen werden, die sich logisch zwischen den Benutzerprozessen und dem Betriebssystemkern befindet. Diese Funktionen heißen in der Literatur auch *Wrapper-Funktionen* [17]. Alle modernen Betriebssysteme enthalten solche Bibliotheken.

Die Bibliothek ist zuständig für die Vermittlung der Kommunikation zwischen den Benutzerprozessen mit dem Betriebssystemkern und für das Anweisen der Moduswechsel zwischen Benutzer- und Kernelmodus. Beispiele für solche Bibliotheken sind die UNIX C Standard Library, die Linux GNU C-Bibliothek `glibc` und die Native API `ntdll.dll` von Windows.

Das Programmbeispiel in Listing 7.1 zeigt anhand eines einfachen C-Quellcodes und des Systemaufrufs `getpid`, wie einfach es ist, anstatt des Systemaufrufs die gleichnamige Bibliotheksfunktion zu verwenden.

```
1  #include <syscall.h>
2  #include <unistd.h>
3  #include <stdio.h>
4  #include <sys/types.h>
5
6  int main(void) {
7      unsigned int ID1, ID2;
8
9      // Systemaufruf
10     ID1 = syscall(SYS_getpid);
11     printf ("Ergebnis des Systemaufrufs: %d\n", ID1);
12
13     // Von der glibc aufgerufener Systemaufruf
14     ID2 = getpid();
15     printf ("Ergebnis der Bibliotheksfunktion: %d\n",
16            ID2);
17     return (0);
18 }
```

Listing 7.1 Der Aufruf einer Bibliotheksfunktion ist nicht komplizierter als der direkte Aufruf eines Systemaufruf

Das Übersetzen dieses Quellcodes mit dem GNU C Compiler (`gcc`) unter Linux und anschließende Ausführen führt beim Systemaufruf und

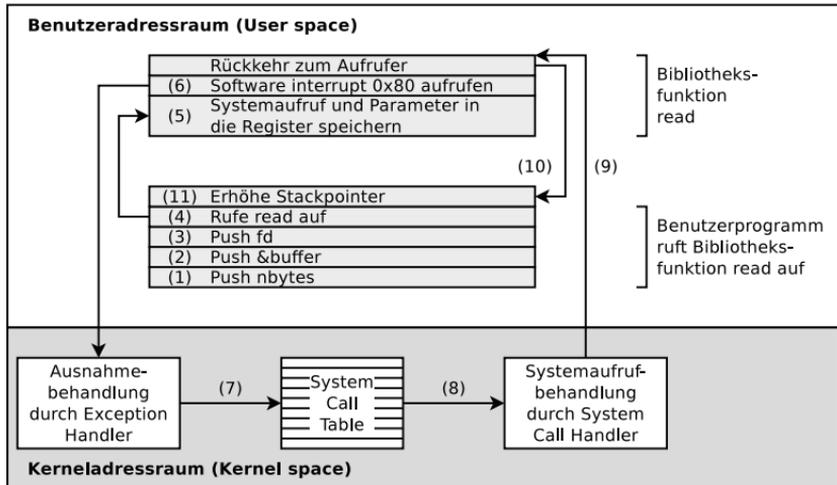


Abb. 7.3 Übersicht der Schritte bei der Abarbeitung eines Systemaufrufs [54]

der Bibliotheksfunktion zum gleichen Ergebnis, nämlich der Ausgabe der Prozessnummer des laufenden Prozesses:

```
$ gcc SysCallBeispiel.c -o SysCallBeispiel
$ ./SysCallBeispiel
Ergebnis des Systemaufrufs: 3452
Ergebnis der Bibliotheksfunktion: 3452
```

7.3 Ablauf eines Systemaufrufs

Zum besseren Verständnis, wie der Betriebssystemkern einen durch eine Bibliotheksfunktion gekapselten Systemaufruf abarbeitet, enthält dieser Abschnitt eine Beschreibung der einzelnen Arbeitsschritte. Das folgende Beispiel und seine Beschreibung ist aus [54] entnommen. Abb. 7.3 zeigt die Abarbeitung des Systemaufrufs `read`, wenn er durch die gleichnamige Bibliotheksfunktion aufgerufen wird. `read` liest eine bestimmte Menge (`nbytes`) von Bytes aus der Datei (`fd`) und schreibt sie in einen Puffer (`buffer`).

In den Schritten 1–3 legt der Benutzerprozess die Parameter auf den Stack (siehe Abschn. 8.3) und in Schritt 4 ruft er die Bibliotheksfunktion für `read` auf. Die Bibliotheksfunktion speichert in Schritt 5 die Nummer des Systemaufrufs im *Akkumulator Register* EAX (bzw. im entsprechenden 64 Bit-Register RAX). Die Parameter des Systemaufrufs speichert die Bibliotheksfunktion in den Registern EBX, ECX und EDX (bzw. in den entsprechenden 64 Bit-Registern RBX, RCX und RDX).

In Schritt 6 wird der Softwareinterrupt (englisch: *Exception*) 0x80 (dezimal: 128) ausgelöst, um vom Benutzermodus in den Kernelmodus zu wechseln. Der Softwareinterrupt unterbricht die Programmausführung im Benutzermodus und erzwingt das Ausführen eines Exception-Handlers im Kernelmodus.

Der Betriebssystemkern verwaltet die *System Call Table*, eine Liste mit allen Systemaufrufen. Jedem Systemaufruf ist dort eine eindeutige Nummer und eine Kernel-interne Funktion zugeordnet.

Der aufgerufene Exception-Handler ist eine Funktion im Kern, die den Inhalt des Registers EAX ausliest. Die Exception-Handler-Funktion ruft in Schritt 7 die entsprechende Funktion im Kern aus der System Call Table mit den in den Registern EBX, ECX und EDX gespeicherten Argumenten auf. In Schritt 8 startet der Systemaufruf und in Schritt 9 gibt der Exception-Handler die Kontrolle an die Bibliothek zurück, die den Softwareinterrupt ausgelöst hat. Die Funktion kehrt danach in Schritt 10 zum Benutzerprozess so zurück, wie es auch eine normale Funktion getan hätte. Um den Systemaufruf abzuschließen, muss der Benutzerprozess in Schritt 11 genau wie nach jedem Funktionsaufruf den Stack aufräumen. Anschließend kann der Benutzerprozess weiterarbeiten.

Wie in Abschn. 3.8 bereits beschrieben wurde, ist die Prozessverwaltung eine der grundlegenden Funktionalitäten eines Betriebssystems.

Jeder *Prozess* im Betriebssystem ist eine Instanz eines Programms, das ausgeführt wird. Zudem sind Prozesse dynamische Objekte und sie repräsentieren sequentielle Aktivitäten im Computer.

Auf einem modernen Computersystem sind immer mehrere Prozesse in Ausführung. Der Hauptprozessor wird beim Mehrprogrammbetrieb im raschen Wechsel zwischen den Prozessen hin- und hergeschaltet.

Jeder Prozess umfasst außer dem Quelltext noch seinen *Prozesskontext*, der von den Kontexten anderer Prozesse unabhängig ist. Betriebssysteme verwalten drei Arten von Kontextinformationen: *Hardwarekontext*, *Systemkontext* und *Benutzerkontext*.

8.1 Prozesskontext

Der *Hardwarekontext* umfasst die Inhalte der Register im Hauptprozessor zum Zeitpunkt der Prozessausführung. Einige dieser Register wurden bereits in Abschn. 4.4.1 vorgestellt. Register, deren Inhalt das Betriebssystem bei einem Prozesswechsel sichern muss, sind unter anderem:

- Befehlszähler (*Program Counter*, *Instruction Pointer*) – enthält die Speicheradresse des nächsten auszuführenden Befehls

- Stackpointer – enthält die Speicheradresse am Ende des Stacks
- Basepointer – zeigt auf eine Adresse im Stack
- Befehlsregister (*Instruction Register*) – speichert den aktuellen Befehl
- Akkumulator – speichert Operanden für die ALU und deren Resultate
- Page-Table Base Register – enthält die Adresse, bei der die Seitentabelle des laufenden Prozesses anfängt (siehe Abschn. 5.2.3)
- Page-Table Length Register – enthält die Länge der Seitentabelle des laufenden Prozesses (siehe Abschn. 5.2.3)

Der *Systemkontext* umfasst die Informationen, die das Betriebssystem über einen Prozess speichert. Beispiele sind:

- Eintrag in der Prozesstabelle
- Prozessnummer (PID)
- Prozesszustand
- Information über Eltern- oder Kindprozesse
- Priorität
- Zugriffsrechte auf Ressourcen
- Erlaubte Nutzungsmengen (englisch: *Quotas*) einzelner Ressourcen
- Laufzeit
- Geöffnete Dateien
- Zugeordnete Geräte

Der *Benutzerkontext* sind die Seiten im zugewiesenen Adressraum des virtuellen Speichers (siehe Abschn. 5.2.2).

Zur Verwaltung der Prozesse führt das Betriebssystem mit der *Prozesstabelle* eine Liste aller existierenden Prozesse. Diese enthält für jeden Prozess einen Eintrag, den *Prozesskontrollblock* (siehe Abb. 8.1). Dort speichert das Betriebssystem beim Prozesswechsel den Hardwarekontext und den Systemkontext des jeweiligen Prozesses. Erhält ein Prozess Zugriff auf den Hauptprozessor, wird sein Kontext mit dem Inhalt des Prozesskontrollblocks wiederhergestellt.

8.2 Prozesszustände

Jeder Prozess befindet sich zu jedem Zeitpunkt in einem bestimmten *Zustand*. Wie viele unterschiedliche Zustände es gibt, hängt vom Zustands-

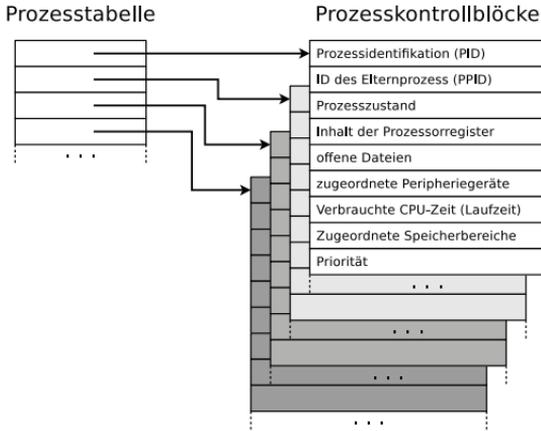


Abb. 8.1 Die Prozesstabelle enthält Zeiger auf die Prozesskontrollblöcke

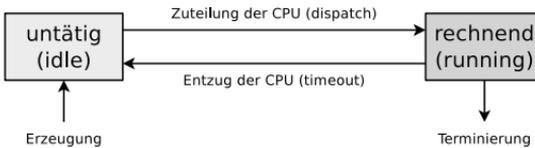


Abb. 8.2 Prinzipiell genügen zwei Prozesszustände für eine einfache Prozessverwaltung

Prozessmodell des verwendeten Betriebssystems ab. Prinzipiell genügen der Prozesszustand *rechnend* (englisch: *running*) für den Prozess, dem der Hauptprozessor zugeteilt ist und der Zustand *untätig* (englisch: *idle*) für die Prozesse, die auf die Zuteilung des Prozessors warten (siehe Abb. 8.2) [60].

Um ein in Abb. 8.2 gezeigtes 2-Zustands-Prozessmodell zu realisieren, müssen die Prozesse im Zustand *untätig* in einer Warteschlange (siehe Abb. 8.3) gespeichert werden, in der sie auf ihre Ausführung warten. Die Liste wird nach einem Algorithmus sortiert, der sinnvollerweise die Prozesspriorität¹ und/oder die Wartezeit berücksichtigt.

¹ Die Priorität (anteilige Rechenleistung) hat unter Linux einen Wert von -20 bis $+19$ (in ganzzahligen Schritten). Der Wert -20 ist die höchste Priorität und 19 die nied-

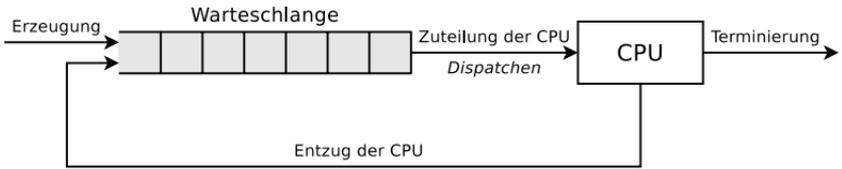


Abb. 8.3 Die Prozesse im Zustand *untätig* werden in einer Warteschlange gespeichert

Das Modell in Abb. 8.3 zeigt auch die Arbeitsweise des *Dispatchers*. Dessen Aufgabe ist die Umsetzung der Zustandsübergänge. Die Ausführungsreihenfolge der Prozesse legt der *Scheduler* fest, der einen *Scheduling-Algorithmus* (siehe Abschn. 8.6) verwendet.

Das 2-Zustands-Prozessmodell hat zweifellos den Vorteil, dass es sehr einfach realisierbar ist, es hat aber auch einen konzeptionellen Fehler. Dieser besteht in der Annahme, dass alle Prozesse jederzeit zur Ausführung bereit sind. In der Praxis ist das allerdings nicht der Fall, denn es gibt in einem Betriebssystem mit Mehrprogrammbetrieb auch immer Prozesse, die *blockiert* sind, was unterschiedliche Gründe haben kann. Mögliche Gründe können zum Beispiel sein, dass ein Prozess auf die Ein-/Ausgabe eines Geräts, das Ergebnis eines anderen Prozesses, das Eintreten eines Synchronisationsereignisses oder die Reaktion des Benutzers wartet. Darum ist es sinnvoll, die untätigen Prozesse in zwei Gruppen zu unterscheiden, nämlich in diejenigen Prozesse, die im Zustand *bereit* (englisch: *ready*) sind und diejenigen im Zustand *blockiert* (englisch: *blocked*). Abb. 8.4 zeigt das resultierende *3-Zustands-Prozessmodell*.

Eine Möglichkeit, um ein 3-Zustands-Prozessmodell wie in Abb. 8.4 zu realisieren, ist die Verwendung von zwei Warteschlangen. Eine Warteschlange würde die Prozesse im Zustand *bereit* aufnehmen und die andere die Prozesse im Zustand *blockiert* (siehe Abb. 8.5).

rigste Priorität [35]. Die Standardpriorität ist 0. Normale Benutzer können Prioritäten von 0 bis 19 vergeben. Der Systemverwalter (*root*) darf Prozessen auch negative Werte zuweisen. Die Priorität eines Prozesses kann unter Linux beim Start des Prozesses mit dem Kommando *nice* angegeben werden. Die Veränderung der Priorität eines bereits existierenden Prozesses ist mit dem Kommando *renice* möglich.

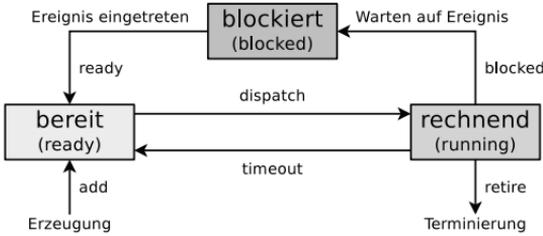


Abb. 8.4 Das 3-Zustands-Prozessmodell berücksichtigt, dass nicht alle Prozesse jederzeit zur Ausführung bereit sind

Sinnvoller ist allerdings so wie in Abb. 8.6 dargestellt die Verwendung mehrerer Warteschlangen für die blockierten Prozesse. Nach diesem Konzept arbeiten moderne Betriebssysteme wie zum Beispiel Linux in der Praxis. Für jedes Ereignis, auf das mindestens ein Prozess wartet, legt das Betriebssystem eine Warteschlange an. Tritt ein Ereignis ein, werden alle in der entsprechenden Warteschlange befindlichen Prozesse in die Warteschlange mit den Prozessen im Zustand *bereit* überführt. Ein Vorteil dieses Konzepts ist, dass das Betriebssystem nicht für alle existierenden Prozesse im Zustand *blockiert* überprüfen muss, ob ein eingetretenes Ereignis auf sie zutrifft [60].

Beim Zustandsübergang wird der Prozesskontrollblock des betreffenden Prozesses aus der alten Zustandsliste entfernt und in die neue Zu-

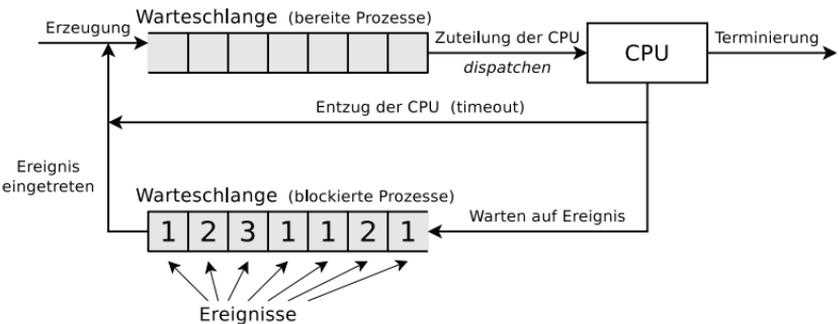


Abb. 8.5 Zwei Warteschlangen sind im Prinzip ausreichend, um das 3-Zustands-Prozessmodell zur realisieren [60]

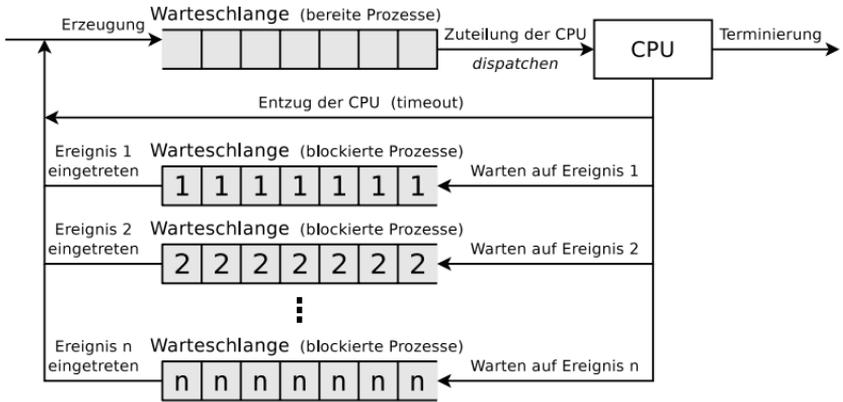


Abb. 8.6 In der Praxis verwenden moderne Betriebssysteme mehrere Warteschlangen für die blockierten Prozesse [60]

standsliste eingefügt. Für Prozesse im Zustand *rechnend* existiert keine Liste.

Weil es auf Computern mit geringer Ressourcenausstattung sinnvoll sein kann, die Anzahl der ausführbaren Prozesse zu limitieren, um Speicher zu sparen und den Grad des Mehrprogrammbetriebs festzulegen, ist es sinnvoll, das 3-Zustands-Prozessmodell um zwei weitere Prozesszustände zum *5-Zustands-Prozessmodell* zu erweitern. Im Zustand *neu* (englisch: *new*) sind diejenigen Prozesse, deren Prozesskontrollblock das Betriebssystem zwar bereits erzeugt hat, die aber noch nicht in die Warteschlange für Prozesse im Zustand *bereit* eingefügt sind.

Ein Prozess im Zustand *beendet* (englisch: *exit*) ist bereits fertig abgearbeitet oder wurde abgebrochen, sein Eintrag in der Prozesstabelle und damit sein Prozesskontrollblock wurden aus verschiedenen Gründen aber noch nicht entfernt.

Ist nicht genügend physischer Hauptspeicher für alle Prozesse verfügbar, müssen Teile von Prozessen auf den Auslagerungsspeicher (*Swap*) ausgelagert werden. Soll das Betriebssystem in der Lage sein, bei Bedarf Prozesse auszulagern, die im Zustand *blockiert* sind, muss das 5-Zustands-Prozessmodell um einen weiteren Prozesszustand, *suspendiert* (englisch: *suspended*), zum *6-Zustands-Prozessmodell* (siehe Abb. 8.8)

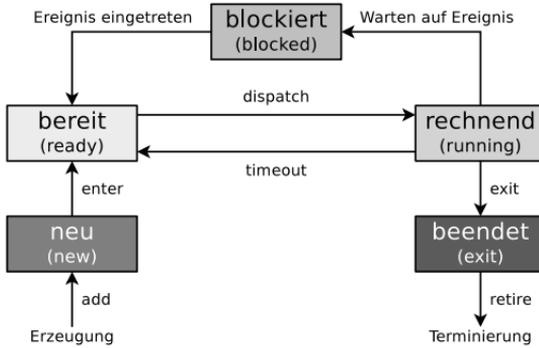


Abb. 8.7 Das 5-Zustands-Prozessmodell ermöglicht es den Grad des Mehrprogrammbetriebs zu definieren und berücksichtigt Prozesse, die fertig abgearbeitet, aber noch nicht entfernt sind

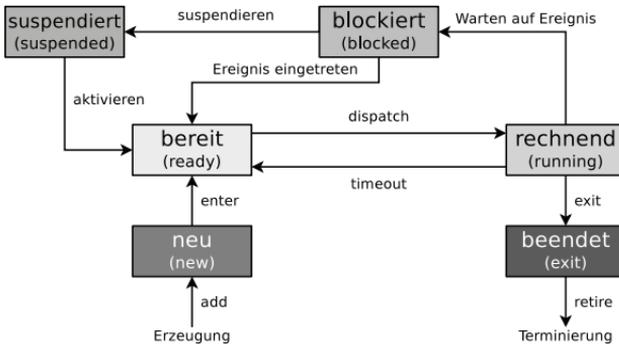


Abb. 8.8 Mit dem 6-Zustands-Prozessmodell ist es möglich, Teile von Prozessen auf den Auslagerungsspeicher auszulagern

erweitert werden. Dadurch steht den Prozessen in den Zuständen *rechnend* und *bereit* mehr Hauptspeicher zur Verfügung.

Wurde ein Prozess suspendiert, ist es besser, den frei gewordenen Platz im Hauptspeicher zu verwenden, um einen ausgelagerten Prozess zu aktivieren, als ihn einem neuen Prozess zuzuweisen. Das ist aber nur dann sinnvoll, wenn der aktivierte Prozess nicht mehr blockiert ist. Im 6-Zustands-Prozessmodell fehlt die Möglichkeit, die ausgelagerten Prozesse in blockierte und nicht-blockierte ausgelagerte Prozesse zu un-

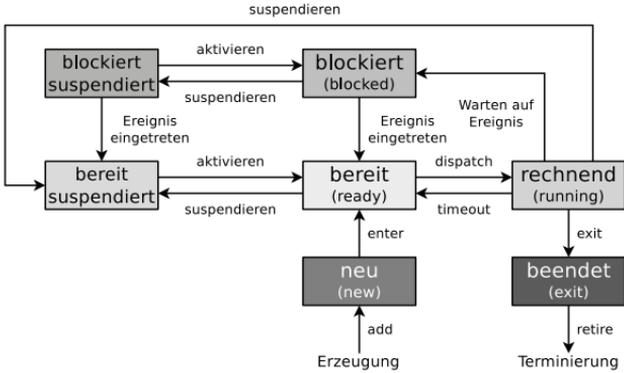


Abb. 8.9 Das 7-Zustands-Prozessmodell unterscheidet blockierte und nicht-blockierte ausgelagerte Prozesse

terscheiden. Darum ist es sinnvoll, das 6-Zustands-Prozessmodell um einen weiteren Prozesszustand zum 7-Zustands-Prozessmodell zu erweitern (siehe Abb. 8.9).

Das Prozessmodell von Linux (siehe Abb. 8.10) kommt dem in diesem Abschnitt entwickelten 7-Zustands-Prozessmodell in Abb. 8.9 schon sehr nahe. Der offensichtlichste Unterschied ist, dass der Zustand *rechnend* in der Praxis in die beiden Zustände *benutzer rechnend* (englisch: *user running*) für Prozesse im Benutzermodus und *kernel rechnend* (eng-

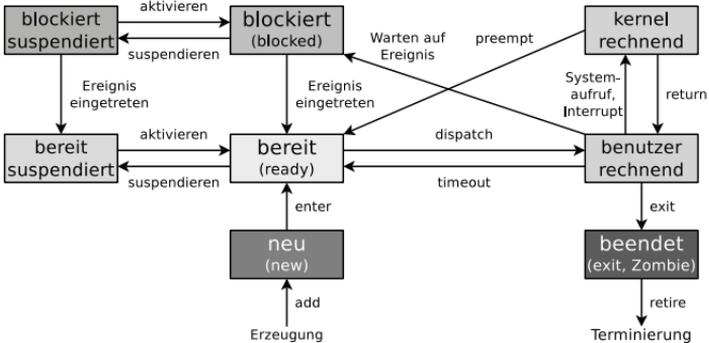


Abb. 8.10 Prozessmodell von Linux mit acht Prozesszuständen

lisch: *kernel running*) für Prozesse im Kernelmodus unterteilt ist. Zudem heißt der Zustand *beendet* unter Linux *Zombie*. Ein *Zombie-Prozess* ist zwar fertig abgearbeitet (via Systemaufruf *exit*), aber sein Eintrag in der Prozesstabelle existiert noch so lange, bis der Elternprozess den Rückgabewert (via Systemaufruf *wait*) abgefragt hat.

8.3 Struktur eines Prozesses im Speicher

Die Struktur von Prozessen im Hauptspeicher (siehe Abb. 8.11) beschreibt dieser Abschnitt anhand des Betriebssystems Linux. Bei der standardmäßigen Aufteilung des virtuellen Adressraums auf einem 32 Bit-System reserviert Linux standardmäßig 25 % für den Betriebssystemkern (Kernelmodus) und 75 % für die Prozesse im Benutzermodus. Auf solch einem System kann jeder laufende Prozess damit bis zu

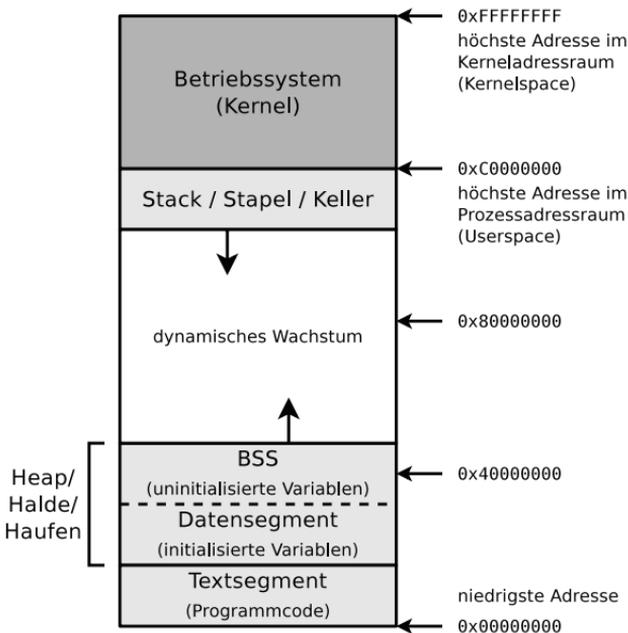


Abb. 8.11 Struktur eines Linux-Prozesses auf einem 32 Bit-Systemen im Speicher

3 GB Speicher verwenden. In Abschn. 5.2.6 wurden bereits die Grenzen von 64 Bit-Systemen beschrieben. Die Struktur von Prozessen auf 64 Bit-Systemen unterscheidet sich nicht von 32 Bit-Systemen. Einzig der Adressraum ist größer und damit die mögliche Ausdehnung der Prozesse im Speicher.

Das *Textsegment* enthält den ausführbaren Programmcode (Maschinencode). Es kann von mehreren Prozessen geteilt werden und muss somit nur einmal im physischen Speicher vorgehalten werden [23, 54]. Darum ist es üblicherweise nur lesbar (englisch: *read only*) [62]. Den Inhalt des Textsegments liest der Systemaufruf `exec` (siehe Abschn. 8.5) bei der Prozesserzeugung aus der Programmdatei.

Der *Heap* wächst dynamisch und besteht aus den beiden Teilen *Datensegment* und *BSS* (*Block Started by Symbol*). Das Datensegment enthält die initialisierten Variablen und Konstanten. Es enthält alle Daten, die ihre Werte in globalen Deklarationen², also außerhalb von Funktionen zugewiesen bekommen. Auch den Inhalt des Datensegments liest `exec` bei der Prozesserzeugung aus der Programmdatei.

Der Bereich *BSS* enthält die nicht initialisierten Variablen [26]. Dabei handelt es sich um diejenigen Variablen, die ihre Werte in globalen Deklarationen³ zugewiesen bekommen und denen kein Anfangswert zugewiesen wird. Zudem kann hier der Prozess dynamisch zur Laufzeit Speicher allokkieren. Unter C geschieht das mit der Funktion `malloc` [62]. Der Bereich *BSS* kann also im Gegensatz zum Datensegment während der Laufzeit eines Programms wachsen. Alle Variablen im *BSS* initialisiert `exec` mit dem Wert 0 [54].

Der *Stack* enthält die Kommandozeilenargumente des Programmaufrufs und die Umgebungsvariablen. Er ermöglicht die Realisierung geschachtelter Funktionsaufrufe und arbeitet nach dem Prinzip *Last In First Out* (LIFO). Mit jedem Funktionsaufruf wird eine Datenstruktur auf den Stack gelegt, die die Aufrufparameter, die Rücksprungadresse und einem Zeiger auf die aufrufende Funktion im Stack enthält. Die Funktionen legen auch ihre lokalen Variablen auf den Stack. Beim Rücksprung aus einer Funktion wird die Datenstruktur der Funktion aus dem Stack entfernt. Der Stack kann also während der Laufzeit eines Programms wach-

² Ein Beispiel für eine solche Deklaration ist `int summe = 0;`

³ Ein Beispiel für eine solche Deklaration ist `int i;`

sen. Auch wenn es aus Abb. 8.11 nicht hervor geht, existieren für den Benutzermodus und für den Kernelmodus zwei voneinander getrennte Stacks [62].

Da die Bereiche Textsegment, Datensegment und BSS (zumindest im Zustand, dass alle globalen und nicht initialisierten Variablen initial den Wert 0 haben) beim Start eines Prozesses aus der Programmdatei gelesen werden, steht deren Größe schon vor dem Start eines Prozesses fest. Das Kommando `size` gibt unter Linux die Größe (in Bytes) von Textsegment, Datensegment und BSS von Programmdateien aus [23].

```
$ size /bin/c*
  text    data    bss      dec     hex filename
46480    620    1480    48580   bdc4  /bin/cat
  7619     420     32     8071   1f87  /bin/chacl
55211    592     464    56267   dbcb  /bin/chgrp
51614    568     464    52646   cda6  /bin/chmod
57349    600     464    58413   e42d  /bin/chown
120319   868    2696   123883  1e3eb /bin/cp
131911  2672    1736   136319  2147f /bin/cpio
```

In Abb. 8.11 erscheint die Struktur der Prozesse klar und aufgeräumt. In der Praxis hingegen sind die Seiten, die Teil eines Prozesses sind, wie in Abb. 8.12 zu sehen, durch den virtuellen Speicher in unzusammenhängender Weise im Hauptspeicher und eventuell auch im Auslagerungsspeicher (Swap) verteilt.

8.4 Prozesse erzeugen mit fork

Der Systemaufruf `fork` ist unter Linux und anderen Unix-(ähnlichen) Betriebssystemen die üblicherweise⁴ verwendete Möglichkeit, einen neuen Prozess zu erzeugen. Ruft ein Prozess `fork` auf, erzeugt das Betriebssystem eine identische Kopie dieses Prozesses. Der aufrufende Prozess heißt in diesem Kontext *Elternprozess* (englisch: *Parent Process*) und in der deutschsprachigen Literatur manchmal *Vaterprozess* [17, 49].

⁴Mit `vfork` existiert eine Variante von `fork`, die nicht den Adressraum des Elternprozesses kopiert, und somit weniger Verwaltungsaufwand als `fork` verursacht. Die Verwendung von `vfork` ist sinnvoll, wenn der Kindprozess direkt nach seiner Erzeugung durch einem anderen Prozess ersetzt werden soll (siehe Abschn. 8.5) [23].

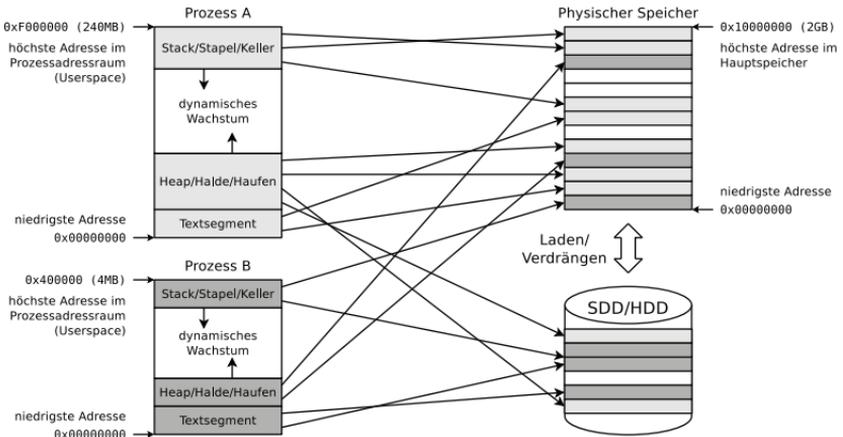


Abb. 8.12 Die Ablage der Prozesse im (hier 2 GB großen) physischen Speicher erfolgt durch den virtuellen Speicher nicht in fortlaufender Weise und auch nicht zwangsläufig ständig im Hauptspeicher [61]

Der neu erzeugte Prozess heißt *Kindprozess* und er hat nach der Erzeugung den gleichen Programmcode wie der Elternprozess. Auch die Befehlszähler haben den gleichen Wert, verweisen also auf die gleiche Zeile im Programmcode. Die Speicherbereiche von Kindprozess und Elternprozess sind, wie bei allen anderen Prozessen auch, streng voneinander getrennt. Kurz gesagt: Kindprozess und Elternprozess besitzen ihren eigenen Prozesskontext (siehe Abschn. 8.1).

Ein Prozess, der auf dem C-Quellcode in Listing 8.1 basiert, ruft die Bibliotheksfunktion für den Systemaufruf `fork` auf. Dadurch wird eine exakte Kopie des Prozesses erzeugt. Im Quellcode ist eine Unterscheidung der beiden Prozesse nur anhand des Rückgabewerts von `fork` möglich. Ist der Rückgabewert negativ, gab es beim Versuch der Prozess-erzeugung einen Fehler. Ist der Rückgabewert eine positive ganze Zahl, handelt es sich um den Elternprozess und der Rückgabewert entspricht der Prozessnummer (PID) des Kindprozesses. Hat der Rückgabewert den Wert 0, handelt es sich um den Kindprozess.

```

1 #include <stdio.h>
2 #include <unistd.h>
3 #include <stdlib.h>

```

```
4
5 void main() {
6     int rueckgabewert = fork();
7
8     if (rueckgabewert < 0) {
9         // Rückgabewert von fork = negativ --> Fehler!
10        // Speicher oder Prozesstabelle sind evtl. voll
11        ...
12    }
13    if (rueckgabewert > 0) {
14        // Rückgabewert von fork = positiv -->
15        Elternprozess
16        // Rückgabewert = PID des neuen Kindprozesses
17        ...
18    }
19    if (rueckgabewert == 0) {
20        // Rückgabewert von fork = 0 --> Kindprozess
21        ...
22    }
```

Listing 8.1 Der Systemaufruf `fork` und die gleichnamige Bibliotheksfunktion erzeugen eine Kopie des aufrufenden Prozesses

Durch das Erzeugen immer neuer Kindprozesse mit `fork` entsteht ein beliebig tiefer Baum von Prozessen. Eine Übersicht über diese *Prozesshierarchie* ermöglicht das Kommando `ps tree`. Dieses gibt die laufenden Prozesse unter Linux entsprechend ihrer Eltern-/Kind-Beziehungen aus. Ein weiteres hilfreiches Kommando ist `ps -ef`. Dieses gibt alle laufenden Prozesse im System inklusive der Spalten PID (Process ID) und PPID (Parent Process ID) aus, die Aufschluss über die Eltern-/Kind-Beziehungen geben.

Das Beispiel in Listing 8.2 in der Programmiersprache C demonstriert, dass Eltern- und Kindprozess immer unabhängig voneinander sind und unterschiedliche Speicherbereiche verwenden. Wird das Programm übersetzt und ausgeführt, erzeugt es mit Hilfe der Bibliotheksfunktion für den Systemaufruf `fork` eine identische Kopie als Kindprozess. Elternprozess und Kindprozess zählen jeweils mit Hilfe einer `for`-Schleife eine Zählvariable `i` vom Wert 0 bis zum Wert 5.000.000 hoch.

```
1 #include <stdio.h>
2 #include <unistd.h>
3 #include <stdlib.h>
4
5 void main() {
6     int i;
7     if (fork()) {
8         // Hier arbeitet der Vaterprozess
9         for (i = 0; i < 5000000; i++) {
10            printf("\n Vater: %i", i);
11        }
12    } else {
13        // Hier arbeitet der Kindprozess
14        for (i = 0; i < 5000000; i++) {
15            printf("\n Kind : %i", i);
16        }
17    }
18 }
```

Listing 8.2 Eltern- und Kindprozesse sind unabhängig voneinander

An der Ausgabe des Programms sind die Prozesswechsel zu sehen. Der Wert der Schleifenvariablen `i` beweist, dass Eltern- und Kindprozess unabhängig voneinander sind. Zudem ist das Ergebnis der Ausführung nicht reproduzierbar, da die genauen Zeitpunkte der Prozesswechsel von verschiedenen Faktoren wie der Anzahl der laufenden Prozesse, der Prozessprioritäten und der Anzahl der Rechenkerne abhängen und somit unvorhersehbar sind.

```
Kind : 0
Kind : 1
...
Kind : 21019
Vater: 0
...
Vater: 50148
Kind : 21020
...
Kind : 129645
Vater: 50149
...
Vater: 855006
Kind : 129646
...
```

Die bisherigen Beispiele zur Prozesserzeugung haben gezeigt, dass jeder Kindprozess einen Elternprozess hat. Zudem ist anhand des Prozesszustands *Zombie* in Abschn. 8.2 ersichtlich, dass ein Prozess erst dann endgültig beendet ist, wenn sein Elternprozess den Rückgabewert abgefragt hat. Jeder Prozess im Betriebssystem ist also ein Kindprozess, dem zu jedem Zeitpunkt exakt einen Elternprozess zugewiesen sein muss. Das wirft die Frage auf, was ein Betriebssystem machen muss, wenn ein Elternprozess vor einem Kindprozess terminiert. Die Antwort darauf liefert das Programmbeispiel in Listing 8.3, das wie die vorherigen in der Programmiersprache C realisiert ist.

```
1  #include <stdio.h>
2  #include <unistd.h>
3  #include <stdlib.h>
4
5  void main() {
6      int pid_des_Kindes;
7
8      pid_des_Kindes = fork();
9
10     // Es kam zu einem Fehler --> Programmabbruch
11     if (pid_des_Kindes < 0) {
12         printf("\n Es kam beim fork zu einem Fehler!");
13         exit(1);
14     }
15
16     // Elternprozess
17     if (pid_des_Kindes > 0) {
18         printf("\n Elternprozess: PID: %i", getpid());
19         printf("\n Elternprozess: PPID: %i", getppid());
20     }
21
22     // Kindprozess
23     if (pid_des_Kindes == 0) {
24         printf("\n Kindprozess: PID: %i", getpid());
25         printf("\n Kindprozess: PPID: %i", getppid());
26     }
27 }
```

Listing 8.3 Eltern- und Kindprozesse sind unabhängig voneinander

In Listing 8.3 erzeugt der laufende Prozess mit `fork` einen Kindprozess. Elternprozess und Kindprozess erfragen mit den Bibliotheks-

funktionen für die Systemaufrufe `getpid` und `getppid` die eigene Prozessnummer (PID) und die Prozessnummer (PPID) des jeweiligen Elternprozesses. Die Ausgabe hat in den meisten Fällen die folgende Form:

```
Elternprozess: PID: 20952
Elternprozess: PPID: 3904
Kindprozess: PID: 20953
Kindprozess: PPID: 20952
```

Wie zu erwarten zeigt die Ausgabe, dass die PPID (in diesem Fall hat sie den Wert 20952) des Kindprozesses der PID des Elternprozesses entspricht. In seltenen Fällen hat die Ausgabe die folgende Form:

```
Elternprozess: PID: 20954
Elternprozess: PPID: 3904
Kindprozess: PID: 20955
Kindprozess: PPID: 1
```

In einem solchen Fall wurde der Elternprozess vor dem Kindprozess beendet und wie üblich⁵ wurde dem Kindprozess der Prozess `init` als neuer Elternprozess zugeordnet. Der `init`-Prozess ist der erste Prozess unter Linux und verwandten Betriebssystemen. Er *adoptiert* elternlose Prozesse automatisch.

Eine potentielle Gefahr des Systemaufrufs `fork` sind *Forkbomben*. Eine Forkbombe ist ein Schadprogramm, das den Systemaufruf `fork` oder eine entsprechende Bibliotheksfunktion in einer Endlosschleife aufruft. Das Programm wird so lange Kopien des aufrufenden Prozesses erzeugen, bis kein Speicher im Betriebssystem mehr frei ist und der Computer unbenutzbar ist. Der Quellcode in Listing 8.4 realisiert eine Forkbombe in der Programmiersprache C.

```
1 #include <unistd.h>
2
3 int main(void)
4 {
5     while(1)
6         fork();
7 }
```

Listing 8.4 Beispiel für eine Forkbombe

⁵ Seit Linux Kernel 3.4 (2012) und Dragonfly BSD 4.2 (2015) können zumindest bei diesen Betriebssystemen auch andere Prozesse als `init` neue Elternprozesse eines verweisten Kindprozesses werden.

Forkbomben sind besonders dort eine potentielle Gefahr, wo eine große Zahl von Benutzern gleichzeitig auf einen Computer zugreift. Die einfachste Möglichkeit, um mit dieser Gefahr umzugehen ist die maximale Anzahl an Prozessen pro Benutzer und den maximalen Speicherverbrauch pro Benutzer einzuschränken.

8.5 Prozesse ersetzen mit exec

Mit dem Systemaufruf `fork` ist es möglich, einen Kindprozess als identische Kopie des aufrufenden Prozesses zu erzeugen. Soll aber ein ganz neuer Prozess und keine Kopie erstellt werden, muss der Systemaufruf `exec` verwendet werden, um einen Prozess durch einen anderen zu ersetzen. In diesem Fall erbt der neue Prozess die PID des aufrufenden Prozesses (siehe Abb. 8.13).

Soll aus einem Prozess wie beispielsweise aus einem Kommandozeileninterpreter (*Shell*) heraus ein Programm gestartet werden, muss zuerst mit `fork` ein neuer Prozess erzeugt und dieser anschließend mit `exec` ersetzt werden. Wird vor einem Aufruf von `exec` kein neuer Prozess mit `fork` erzeugt, geht der Elternprozess verloren. Abb. 8.14 fasst die

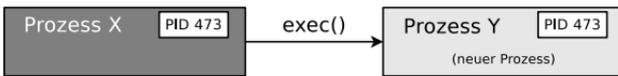


Abb. 8.13 Durch einen Aufruf von `exec` wird ein Prozess durch einen anderen ersetzt



Abb. 8.14 Ohne die Systemaufrufe `fork` und `exec` ist keine Prozesserschaffung unter Linux möglich

existierenden Möglichkeiten der Prozesserverzeugung unter Linux zusammen [18]:

- Die *Prozessvergabelung* (englisch: *Process forking*): Ein laufender Prozess erzeugt mit `fork` einen neuen, identischen Prozess.
- Die *Prozessverkettung* (englisch: *Process chaining*): Ein laufender Prozess erzeugt mit `exec` einen neuen Prozess und beendet (terminiert) sich damit selbst, weil der neue Prozess ihn ersetzt.
- Die *Prozesserverzeugung* (englisch: *Process creation*): Ein laufender Prozess erzeugt mit `fork` einen neuen, identischen Prozess, der sich selbst mit `exec` durch einen neuen Prozess ersetzt.

Das folgende Beispiel zeigt die Auswirkungen eines Aufrufs von `exec` im Kommandozeileninterpreter. Der erste Aufruf des Kommandos `ps -f` zeigt zwei Prozesse. Einmal die UNIX-Shell Bash mit der Prozessnummer 26756 und das aufgerufene Kommando selbst, dessen PPID 26756 ist, und wie erwartet mit der PID der Bash übereinstimmt. Im nächsten Schritt wird eine weitere Bash innerhalb der bereits laufenden gestartet. Die neue Ausgabe des Kommandos `ps -f` zeigt nun die ursprüngliche Bash, das `ps`-Kommando und die neue Instanz der Bash an. Die PPID 26756 der neuen Bash stimmt mit der PID der ursprünglichen Bash überein und die PPID 1278 des `ps`-Kommandos stimmt wie erwartet mit der PID der neuen Bash-Instanz überein.

Der folgende Aufruf des Kommandos `exec` mit dem Kommando `ps -f` als Argument führt dazu, dass die neue Bash durch das Kommando `ps -f` ersetzt wird. Dieses Kommando hat nun auch die PID 1278 der ersetzten Bash und deren Elternbeziehung (PPID 26756) geerbt. Sobald der Elternprozess des `ps`-Kommandos dessen Rückgabewert abgefragt hat, wird es terminieren. Danach existiert einstweilen im Betriebssystem kein Prozess mehr, der die Prozessnummer 1278 hat.

```
$ ps -f
UID          PID    PPID  C STIME TTY          TIME CMD
bnc           1265  26756  0 13:25 pts/1        00:00:00 ps -f
bnc          26756  1694   0 10:17 pts/1        00:00:00 bash
$ bash
$ ps -f
UID          PID    PPID  C STIME TTY          TIME CMD
bnc           1278  26756  1 13:25 pts/1        00:00:00 bash
```

```

bnc          1293  1278  0 13:25 pts/1    00:00:00 ps -f
bnc          26756 1694  0 10:17 pts/1    00:00:00 bash
$ exec ps -f
UID          PID  PPID  C  STIME TTY          TIME CMD
bnc          1278 26756  0 13:25 pts/1    00:00:00 ps -f
bnc          26756 1694  0 10:17 pts/1    00:00:00 bash

```

Ein weiteres Beispiel zur Arbeitsweise mit dem Systemaufruf `exec` ist das Programm in Listing 8.5. Der Aufbau hat eine große Ähnlichkeit mit den vorangegangenen Beispielen zu `fork`. Im Programmbeispiel erzeugt der laufende Prozess mit der Bibliotheksfunktion für den Systemaufruf `fork` einen Kindprozess. Den Rückgabewert speichert das Programm in der Integer-Variablen `pid`. Wie bei den vorherigen Beispielen wird anhand des Rückgabewerts von `fork` im Quellcode erkannt, ob es sich jeweils um den Elternprozess oder den Kindprozess handelt. Der Elternprozess gibt seine eigene Prozessnummer und die Prozessnummer des Kindes aus. Die eigene Prozessnummer erfährt er mit Hilfe der Bibliotheksfunktion für den Systemaufruf `getpid`. Die Prozessnummer des Kindes erfährt er durch den Wert der Integer-Variablen `pid`. Bevor sich der Elternprozess beendet, erfragt er noch einmal seine eigene Prozessnummer.

Der Kindprozess gibt seine eigene Prozessnummer und die des Elternprozesses aus, die er mit Hilfe der Bibliotheksfunktionen für die Systemaufrufe `getpid` und `getppid` vom Betriebssystem erfragt. Abschließend ersetzt sich der Kindprozess selbst durch einen Aufruf von `execl` mit dem Kommando `date` als Argument. Im Beispiel wurde die Bibliotheksfunktion `execl` verwendet, weil der Systemruf `exec` nicht als Bibliotheksfunktion existiert, aber dafür mehrere Varianten, von der eine `exec` ist [26, 49].

```

1  #include <stdio.h>
2  #include <unistd.h>
3  #include <stdlib.h>
4
5  int main () {
6      int pid;
7      pid = fork();
8
9      // Es kam zu einem Fehler --> Programmabbruch
10     if (pid < 0) {

```

```

11     printf("Es kam beim fork zu einem Fehler!\n");
12     exit(1);
13 }
14
15 // Elternprozess
16 if (pid > 0) {
17     printf("[Eltern] Eigene PID:      %d\n", getpid())
18 );
19     printf("[Eltern] PID des Kindes: %d\n", pid);
20 }
21 // Kindprozess
22 if (pid == 0) {
23     printf("[Kind]   Eigene PID:      %d\n", getpid())
24 );
25     printf("[Kind]   PID des Vaters: %d\n", getppid
26 ());
27
28     // Aktuelles Programm durch "date" ersetzen
29     // "date" wird der Prozessname in der
30     // Prozesstabelle
31     execl("/bin/date", "date", "-u", NULL);
32 }
33
34 printf("[Eltern] Programmende.\n");
35 return 0;
36 }

```

Listing 8.5 Die Bibliotheksfunktion `execl` ruft den Systemaufruf `exec` auf und ersetzt dadurch einen Prozess durch einen neuen

Die Ausgabe hat in den meisten Fällen die folgende Form:

```

[Eltern] Eigene PID:      3985
[Eltern] PID des Kindes: 3986
[Eltern] Programmende.
[Kind]   Eigene PID:      3986
[Kind]   PID des Vaters: 3985
Fr 4. Nov 16:38:19 UTC 2016

```

In seltenen Fällen wird auch bei diesem Programmbeispiel der Elternprozess vor dem Kind-Prozess beendet und dem Kindprozess der Prozess `init` mit der Prozessnummer 1 als neuer Elternprozess zugeordnet.

```
[Eltern] Eigene PID:      3988
[Eltern] PID des Kindes: 3989
[Eltern] Programmende .
[Kind]   Eigene PID:      3989
[Kind]   PID des Vaters:  1
Fr 4. Nov 16:38:26 UTC 2016
```

8.6 Prozesswechsel und Scheduling von Prozessen

Zu den Aufgaben von Betriebssystemen mit Mehrprogrammbetrieb gehört das *Dispatching* und das *Scheduling*. Dispatching ist das Umschalten des Hauptprozessors beim Prozesswechsel. Scheduling ist das Festlegen des Zeitpunkts des Prozesswechsels und der Ausführungsreihenfolge der Prozesse.

Beim Prozesswechsel entzieht der Dispatcher im Betriebssystemkern dem rechnenden Prozess den Prozessor und teilt ihn dem Prozess zu, der in der Warteschlange an erster Stelle steht. Bei Übergängen zwischen den Zuständen `bereit` und `blockiert` werden vom Dispatcher die entsprechenden Prozesskontrollblöcke aus den Zustandslisten entfernt und neu eingefügt. Übergänge aus oder in den Zustand `rechnend` bedeuten immer einen Wechsel des gegenwärtig rechnenden Prozesses auf dem Prozessor. Beim Prozesswechsel in oder aus dem Zustand `rechnend` muss der Dispatcher den Prozesskontext, also die Registerinhalte des gegenwärtig ausgeführten Prozesses im Prozesskontrollblock speichern (retten), danach den Prozessor einem anderen Prozess zuteilen und den Prozesskontext (Registerinhalte) des jetzt auszuführenden Prozesses aus seinem Prozesskontrollblock wieder herstellen.

Der Scheduler im Betriebssystemkern legt die Ausführungsreihenfolge der Prozesse im Zustand `bereit` fest. Allerdings ist kein Verfahren für jedes System optimal geeignet und kein Schedulingverfahren kann alle Scheduling-Kriterien wie Prozessor-Auslastung, Antwortzeit (*Latenz*), Durchlaufzeit (*Turnaround Time*), Durchsatz, Effizienz, Echtzeitverhalten (Termineinhaltung), Wartezeit, Verwaltungsaufwand (*Overhead*), Fairness, Berücksichtigen von Prioritäten und gleichmäßiger Ressourcenauslastung optimal berücksichtigen. Bei der Auswahl eines Schedulingverfahrens muss immer ein Kompromiss

zwischen den Scheduling-Kriterien gefunden werden. Die existierenden Schedulingverfahren werden in zwei Klassen unterschieden:

- *Nicht-präemptives (nicht-verdrängendes) Scheduling* bzw. *kooperatives Scheduling*. Dabei behält ein Prozess, der vom Scheduler den Hauptprozessor zugewiesen bekommen hat, die Kontrolle über diesen bis zu seiner vollständigen Fertigstellung oder bis er die Kontrolle freiwillig wieder abgibt. Problematisch bei solchen Schedulingverfahren ist, dass ein Prozess den Prozessor so lange belegen kann wie er will. Beispiele für Betriebssysteme, die diese Form des Scheduling verwenden sind Windows 3.x und Mac OS 8/9.
- *Präemptives (verdrängendes) Scheduling*. Dabei kann einem Prozess der Prozessor vor seiner Fertigstellung entzogen werden. In einem solchen Fall pausiert der Prozess so lange, bis der Scheduler ihm erneut den Prozessor zuteilt. Ein Nachteil des verdrängenden Scheduling ist der höhere Verwaltungsaufwand. Allerdings überwiegen die Vorteile des präemptivem Scheduling, weil Betriebssysteme damit auf Ereignisse reagieren und Prozesse mit einer höheren Priorität berücksichtigen können. Beispiele für Betriebssysteme, die diese Form des Scheduling verwenden sind Linux, Mac OS X, Windows 95 und neuere Versionen.

Wie groß der Einfluss des verwendeten Schedulingverfahrens auf die Gesamtleistung eines Computers sein kann, zeigt das folgende Beispiel. Zwei Prozesse P_A und P_B sollen nacheinander und ohne Unterbrechung ausgeführt werden. Prozess P_A benötigt den Hauptprozessor 27 ms und Prozess P_B benötigt ihn nur 3 ms. Der Scheduler des Betriebssystems muss die Reihenfolge festlegen, in der die beiden Prozesse ausgeführt werden. Die Tab. 8.1 und 8.2 zeigen die beiden möglichen Szenarien und deren Auswirkungen.

Die Ergebnisse in den Tab. 8.1 und 8.2 zeigen, dass sich Laufzeit und Wartezeit⁶ des Prozesses mit hohem Ressourcenaufwand nur wenig verschlechtern, wenn ein Prozess mit kurzer Laufzeit vor einem Prozess mit langer Laufzeit ausgeführt wird. Läuft ein Prozess mit einer langen Laufzeit aber vor einem Prozess mit kurzer Laufzeit, verschlechtern sich die

⁶ Die *Wartezeit* eines Prozesses ist die Zeit, die der Prozess in der *bereit*-Liste auf die Zuteilung des Prozessors gewartet hat.

Tab. 8.1 Auswirkung der Ausführungsreihenfolge auf die durchschnittliche Laufzeit

Reihenfolge	Laufzeit		Durchschnittliche Laufzeit
	P_A	P_B	
P_A, P_B	27 ms	30 ms	$\frac{27+30}{2} = 28,5$ ms
P_B, P_A	30 ms	3 ms	$\frac{30+3}{2} = 16,5$ ms

Tab. 8.2 Auswirkung der Ausführungsreihenfolge auf die durchschnittliche Wartezeit

Reihenfolge	Wartezeit		Durchschnittliche Wartezeit
	P_A	P_B	
P_A, P_B	0 ms	27 ms	$\frac{0+27}{2} = 13,5$ ms
P_B, P_A	3 ms	0 ms	$\frac{3+0}{2} = 1,5$ ms

Laufzeit und die Wartezeit des Prozesses mit geringem Ressourcenbedarf deutlich.

Die folgenden Abschnitte und Tab. 8.3 stellen einige klassische und moderne Schedulingverfahren und deren Eigenschaften vor.

8.6.1 Prioritätengesteuertes Scheduling

Beim prioritätengesteuerten Scheduling bekommt immer der Prozess mit der höchsten Priorität im Zustand `bereit` als nächstes den Prozessor zugewiesen. Die Prozesse werden somit nach ihrer Wichtigkeit bzw. Dringlichkeit abgearbeitet. Die Priorität kann von verschiedenen Kriterien abhängen, zum Beispiel benötigte Ressourcen, Rang des Benutzers, geforderte Echtzeitkriterien usw.

Prioritätengesteuertes Scheduling kann verdrängend (*präemptiv*) oder nicht-verdrängend (*nicht-präemptiv*) realisiert sein und die Vergabe der Prioritäten kann statisch oder dynamisch erfolgen. Statische Prioritäten ändern sich während der gesamten Lebensdauer eines Prozesses nicht und werden häufig in Echtzeitsystemen (siehe Abschn. 3.6) verwendet. Dynamische Prioritäten werden von Zeit zu Zeit angepasst. In diesem Fall heißt das verwendete Schedulingverfahren *Multilevel-Feedback Scheduling* (siehe Abschn. 8.6.11).

Tab. 8.3 Übersicht über klassische und moderne Schedulingverfahren

	Scheduling		Fair ^c	Laufzeit muss bekannt sein	Berücksichtigt Prioritäten
	NP ^a	P ^b			
Prioritätengesteuertes Scheduling	X	X	nein	nein	ja
First Come First Served	X		ja	nein	nein
Round Robin		X	ja	nein	nein
Shortest Job First	X		nein	ja	nein
Shortest Remaining Time First		X	nein	ja	nein
Longest Job First	X		nein	ja	nein
Longest Remaining Time First		X	nein	ja	nein
Highest Response Ratio Next	X		ja	ja	nein
Earliest Deadline First	X	X	ja	nein	nein
Fair-Share		X	ja	nein	nein
Statisches Multilevel-Scheduling		X	nein	nein	ja (statisch)
Multilevel-Feedback-Scheduling		X	ja	nein	ja (dynamisch)

^a NP = Nicht-präemptives (nicht-verdrängendes) Scheduling.

^b P = Präemptives (verdrängendes) Scheduling.

^c Ein Schedulingverfahren ist fair, wenn kein Prozess verhungern kann, weil er endlos lange auf die Zuteilung des Prozessors wartet, weil immer wieder Prozesse mit einer höheren Priorität in der bereit-Liste ankommen.

Eine Gefahr beim statischen prioritätengesteuerten Scheduling ist, dass Prozesse mit niedriger Priorität verhungern können [7]. Sie warten also endlos lange auf die Zuteilung des Prozessors, weil immer wieder Prozesse mit einer höheren Priorität in der bereit-Liste ankommen. Das statische prioritätengesteuerte Scheduling ist somit nicht fair.

Abb. 8.15 zeigt eine mögliche Realisierung für das prioritätengesteuerte Scheduling. Hierbei existiert für jede mögliche Priorität eine Warteschlange.

8.6.2 First Come First Served

Das Schedulingverfahren *First Come First Served* (FCFS) funktioniert nach dem Prinzip *First In First Out* (FIFO). Die Prozesse bekommen den

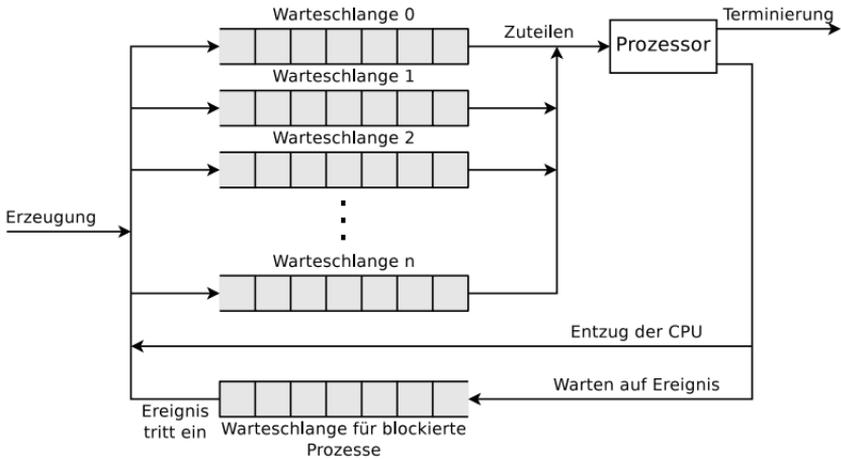


Abb. 8.15 Das prioritätengesteuerte Scheduling kann mit mehreren Warteschlangen für die unterschiedlichen Prioritäten realisiert werden [60]

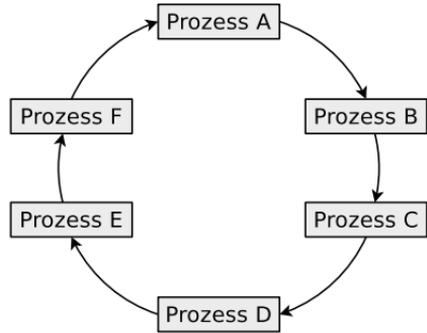
Prozessor entsprechend ihrer Ankunftsreihenfolge zugewiesen. Laufende Prozesse werden bei FCFS nicht unterbrochen. Es handelt sich somit um nicht-verdrängendes Scheduling.

Da alle Prozesse entsprechend ihrer Ankunftsreihenfolge berücksichtigt werden, ist das Verfahren fair. Allerdings kann die mittlere Wartezeit unter Umständen hoch sein, da Prozesse mit kurzer Abarbeitungszeit eventuell eine lange Zeit warten müssen, wenn vor ihnen Prozesse mit langer Abarbeitungszeit eingetroffen sind. FCFS eignet sich unter anderem für Stapelverarbeitung (siehe Abschn. 3.4.1) [54].

8.6.3 Round Robin

Bei *Round Robin* (RR), das in der Literatur auch *Zeitscheibenverfahren* [7, 62] heißt, werden Zeitscheiben (englisch: *Time Slices*) mit einer festen Dauer definiert. Die Prozesse werden in einer zyklischen Warteschlange eingereiht und nach dem Prinzip FIFO abgearbeitet (siehe Abb. 8.16). Der erste Prozess der Warteschlange erhält für die Dauer einer Zeitscheibe Zugriff auf den Prozessor. Nach dem Ablauf der Zeit-

Abb. 8.16 Beim Zeitscheibenverfahren Round Robin werden die Prozesse in einer zyklischen Warteschlange eingereiht



scheibe wird dem Prozess der Zugriff auf den Prozessor wieder entzogen und er wird am Ende der Warteschlange eingereiht. Bei Round Robin handelt es sich somit um verdrängendes Scheduling. Wird ein Prozess erfolgreich beendet, wird er aus der Warteschlange entfernt. Neue Prozesse werden am Ende der Warteschlange eingereiht.

Die Zugriffszeit auf den Prozessor verteilt dieses Verfahren fair auf die Prozesse. Round Robin mit der Zeitscheibengröße ∞ verhält sich wie FCFS.

Round Robin bevorzugt Prozesse mit kurzer Abarbeitungszeit, denn je länger die Bearbeitungsdauer eines Prozesses ist, desto mehr Runden sind für seine vollständige Ausführung nötig. Die Größe der Zeitscheiben ist wichtig für die Systemgeschwindigkeit. Sie liegt üblicherweise im ein- oder zweistelligen Millisekundenbereich [62]. Je kürzer die Zeitscheiben sind, desto mehr Prozesswechsel müssen stattfinden und jeder Prozesswechsel verursacht einen Verwaltungsaufwand (*Overhead*). Je länger die Zeitscheiben sind, desto mehr geht die „gefühlte Parallelität“ verloren. Das System hängt⁷. Dieses Schedulingverfahren eignet sich unter anderem für interaktive Systeme [54].

8.6.4 Shortest Job First/Shortest Process Next

Bei *Shortest Job First* (SJF), das auch *Shortest Process Next* (SPN) heißt, erhält der Prozess mit der kürzesten Abarbeitungszeit als erster Zugriff

⁷ Bei einem interaktiven System würden man sagen: „es ruckelt“.

auf den Prozessor. Es handelt sich um nicht-verdrängendes Scheduling. SJF ist nicht fair, denn Prozesse mit kurzer Abarbeitungszeit werden bevorzugt und Prozesse mit langer Abarbeitungszeit erhalten eventuell erst nach einer langen Wartezeit Zugriff auf den Prozessor oder sie verhungern.

Das größte Problem von SJF ist, dass für jeden Prozess bekannt sein muss, wie lange er bis zu seiner Terminierung braucht, also wie lange seine Abarbeitungszeit ist. Das ist in der Praxis praktisch nie der Fall [62]. In Szenarien, wo die Abarbeitungszeit der Prozesse, eventuell durch die Erfassung und Analyse vorheriger Prozesse abgeschätzt werden kann, eignet sich SJF für Stapelverarbeitung (siehe Abschn. 3.4.1) oder für interaktive Prozesse, die eine kurze Abarbeitungszeit auf dem Prozessor haben [7, 18, 54].

8.6.5 Shortest Remaining Time First

Verdrängendes SJF heißt *Shortest Remaining Time First* (SRTF). Trifft ein neuer Prozess ein, wird die Restlaufzeit des aktuell rechnenden Prozesses mit jedem Prozess in der Liste der wartenden Prozesse verglichen. Hat der gegenwärtig rechnende Prozesses die kürzeste Restlaufzeit, darf er weiterrechnen. Haben ein oder mehr Prozesse in der Liste der wartenden Prozesse eine kürzere Abarbeitungszeit bzw. Restlaufzeit, erhält der Prozess mit der kürzesten Restlaufzeit Zugriff auf den Prozessor. Die Prozesse in der Liste der wartenden Prozesse werden nur dann mit dem aktuell rechnenden Prozess verglichen, wenn ein neuer Prozess eintrifft. Solange kein neuer Prozess eintrifft, wird auch kein rechnender Prozess unterbrochen.

Die Nachteile von SJF gelten auch für die verdrängenden Variante. Die (Rest-)laufzeit der Prozesse muss bekannt sein, was in der Praxis in den allermeisten Fällen unrealistisch ist. Das Verfahren ist nicht fair, da Prozesse mit langer Abarbeitungszeit verhungern können.

8.6.6 Longest Job First

Bei *Longest Job First* (LJF) erhält der Prozess mit der längsten Abarbeitungszeit als erster Zugriff auf den Prozessor. Es handelt sich um

nicht-verdrängendes Scheduling. LJF ist nicht fair, da Prozesse mit langer Abarbeitungszeit bevorzugt werden und Prozesse mit kurzer Abarbeitungszeit möglicherweise erst nach sehr langer Wartezeit Zugriff auf den Prozessor erhalten oder verhungern.

Genau wie bei SJF und SRTF muss auch bei LJF für jeden Prozess bekannt sein, wie lange er den Prozessor bis zu seiner Abarbeitung benötigt. Wenn die Abarbeitungszeit der Prozesse abgeschätzt werden kann, eignet sich LJF genau wie SJF für Stapelverarbeitung (siehe Abschn. 3.4.1).

8.6.7 Longest Remaining Time First

Verdrängendes LJF heißt *Longest Remaining Time First* (LRTF). Trifft ein neuer Prozess ein, wird genau wie bei SRTF die Restlaufzeit des gegenwärtig rechnenden Prozesses mit jedem Prozess in der Liste der wartenden Prozesse verglichen. Hat der rechnende Prozess die längste Restlaufzeit, darf er weiterrechnen. Haben ein oder mehr Prozesse in der Liste der wartenden Prozesse eine längere Abarbeitungszeit bzw. Restlaufzeit, erhält der Prozess mit der längsten Restlaufzeit Zugriff auf den Prozessor. Die Prozesse in der Liste der wartenden Prozesse werden nur dann mit dem rechnenden Prozess verglichen, wenn ein neuer Prozess eintrifft. Solange kein neuer Prozess eintrifft, wird auch kein rechnender Prozess unterbrochen.

Die Nachteile von LJF gelten auch für die verdrängende Variante. Die (Rest-)laufzeit der Prozesse muss bekannt sein, was in der Praxis in den allermeisten Fällen unrealistisch ist. Das Verfahren ist nicht fair, da Prozesse mit kurzer Abarbeitungszeit verhungern können.

8.6.8 Highest Response Ratio Next

Das Schedulingverfahren *Highest Response Ratio Next* (HRRN) ist eine faire Variante von SJF/SRTF/LJF/LRTF, denn es berücksichtigt das Alter der Prozesse, um ein Verhungern zu vermeiden. Das für die Ausführungsreihenfolge der Prozesse entscheidende Kriterium ist ein *Antwortquotient* (englisch: *Response Ratio*), den der Scheduler für jeden

Prozess mit Hilfe der folgenden Formel berechnet:

$$\text{Antwortquotient} = \frac{\text{geschätzte Rechenzeit [s]} + \text{Wartezeit [s]}}{\text{geschätzte Rechenzeit [s]}}$$

Der Antwortquotienten hat bei der Erzeugung eines Prozesses den Wert 1 und steigt bei kurzen Prozessen schnell an. Das Schedulingverfahren arbeitet dann effizient, wenn der Antwortquotient aller Prozesse im System niedrig ist. Nach der Beendigung oder bei der Blockade eines Prozesses bekommt der Prozess mit dem höchsten Antwortquotient den Prozessor zugewiesen. Damit ist sichergestellt, dass kein Prozess verhungert. Das macht HRRN zu einem fairen Verfahren.

Da bei HRRN genau wie bei SJF/SRTF/LJF/LRTF die Laufzeiten der Prozesse durch statistische Erfassungen der Vergangenheit abgeschätzt werden müssen, ist das Verfahren in der Praxis meist nicht einsetzbar [7].

8.6.9 Earliest Deadline First

Der Fokus beim Schedulingverfahren *Earliest Deadline First* (EDF) ist, dass die Termine zur Fertigstellung (*Deadlines*) der Prozesse eingehalten werden. Die Prozesse im Zustand `bereit` werden anhand ihrer jeweiligen Deadline geordnet. Der Prozess, dessen Deadline am nächsten ist, bekommt als nächstes den Prozessor zugewiesen. Eine Überprüfung und gegebenenfalls Neuorganisation der Warteschlange findet immer dann statt, wenn ein neuer Prozess in den Zustand `bereit` wechselt oder ein aktiver Prozess terminiert.

EDF kann verdrängend oder nicht-verdrängend realisiert werden. Verdrängendes EDF eignet sich unter anderem für Echtzeitbetriebssysteme (siehe Abschn. 3.6), nicht-verdrängendes EDF eignet sich unter anderem für Stapelverarbeitung (siehe Abschn. 3.4.1).

8.6.10 Fair-Share-Scheduling

Das Schedulingverfahren *Fair-Share* verteilt die verfügbaren Ressourcen zwischen Gruppen von Prozessen in einer fairen Art und Weise. Die

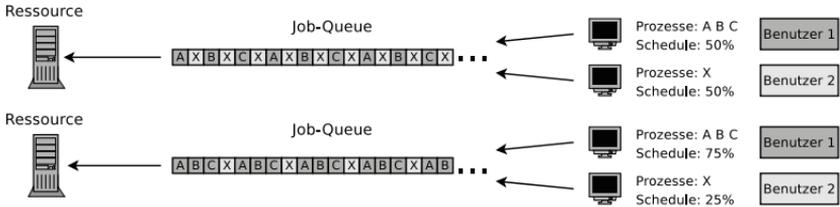


Abb. 8.17 Fair-Share verteilt die Ressourcen fair zwischen Gruppen von Prozessen

Rechenzeit wird den Benutzern und nicht den Prozessen zugeteilt. Das führt dazu, dass die Rechenzeit die ein Benutzer erhält, unabhängig von der Anzahl seiner Prozesse ist (siehe Abb. 8.17). Die Ressourcenanteile, die die Benutzer erhalten, heißen *Shares* [30].

Fair-Share wird häufig in verteilten Systemen als Schedulingverfahren vom verwendeten Job-Scheduler eingesetzt. Die Aufgabe eines Job-Schedulers (z. B. Maui Cluster Scheduler, Moab Cluster Suite, Oracle Grid Engine, Slurm Workload Manager) ist die Verteilung der Rechenaufträge auf Ressourcen innerhalb eines Standorts. Verteilt ein Job-Scheduler Aufgaben zwischen den Standorten eines verteilten Systems, heißt dieser *Meta-Scheduler* [4].

Ein Beispiel für ein Betriebssystem, das einen Fair-Share-Scheduler enthält, ist Oracle Solaris Version 9 und 10 [37, 45].

8.6.11 Multilevel-Scheduling

Einige der bislang vorgestellten Schedulingverfahren (SJF, SRTF, LJF, LRTF und HRRN) sind in der Praxis meist untauglich, weil die Laufzeiten der Prozesse im Voraus nicht bekannt sind und Abschätzungen durch statistische Erfassung aus der Vergangenheit keine exakten Ergebnisse liefern. Von den übrigen vorgestellten Verfahren (Prioritätengesteuertes Scheduling, FCFS, RR, EDF und Fair-Share) erfordert jedes Kompromisse bezüglich der unterschiedlichen Scheduling-Kriterien. Eine Möglichkeit, damit umzugehen, ist die Implementierung von statischem oder alternativ von dynamischem Multilevel-Scheduling.

Tab. 8.4 Beispiel für statisches Multilevel-Scheduling mit verschiedenen Prozessklassen

Priorität	Prozessklasse	Scheduling-Strategie
höchste	Echtzeitprozesse (zeitkritisch)	Prioritätengesteuert
mittlere	Interaktive Prozesse	Round Robin
niedrigste	Rechenintensive Stapelprozesse	First Come First Served

Beim *statischen Multilevel-Scheduling* wird die bereit-Liste in mehrere Teillisten unterteilt. Für jede Teilliste kann eine andere Scheduling-Strategie verwendet werden. Die Teillisten haben unterschiedliche Prioritäten oder Zeitmultiplexe (z. B. 80 %:20 % oder 60 %:30 %:10 %). Somit ist statisches Multilevel-Scheduling geeignet, um zeitkritische von zeitunkritischen Prozessen zu trennen. Ein Beispiel für eine sinnvolle Unterteilung der Prozesse in verschiedene Prozessklassen (Teillisten) mit verschiedenen Scheduling-Strategien enthält Tab. 8.4.

Ein Nachteil von statischem Multilevel-Scheduling ist, dass für eine korrekte Arbeitsweise jeder Prozess bei seiner Erzeugung in die passende Prozessklasse eingefügt werden muss. Zudem ist das statischen Multilevel-Scheduling nicht fair, weil Prozesse mit einer niedrigen Priorität verhungern können [62]. Diese Probleme löst das *Multilevel-Feedback-Scheduling*, indem es Prozesse, die schon länger aktiv sind, durch eine Reduzierung von deren Priorität bestraft [18]. Multilevel-Feedback-Scheduling arbeitet genau wie statisches Multilevel-Scheduling mit mehreren Warteschlangen. Jede Warteschlange hat eine andere Priorität oder einen anderen Zeitmultiplex. Jeder neue Prozess wird in die oberste Warteschlange eingefügt. Damit hat er automatisch die höchste Priorität (siehe Abb. 8.18). Innerhalb jeder Warteschlange wird Round Robin eingesetzt. Dadurch sind keine komplizierten Abschätzungen der (Rest-)laufzeiten nötig. Gibt ein Prozess den Prozessor freiwillig wieder ab, wird er wieder in die gleiche Warteschlange eingereiht. Hat ein Prozess seine volle Zeitscheibe genutzt, kommt er in die nächst tiefere Warteschlange mit einer niedrigeren Priorität. Die Prioritäten werden bei diesem Verfahren somit dynamisch vergeben.

Multilevel-Feedback-Scheduling bevorzugt neue Prozesse gegenüber älteren (länger laufenden) Prozessen. Das Verfahren bevorzugt auch Prozesse mit vielen Ein-/Ausgabeoperationen, weil diese nach einer freiwillig

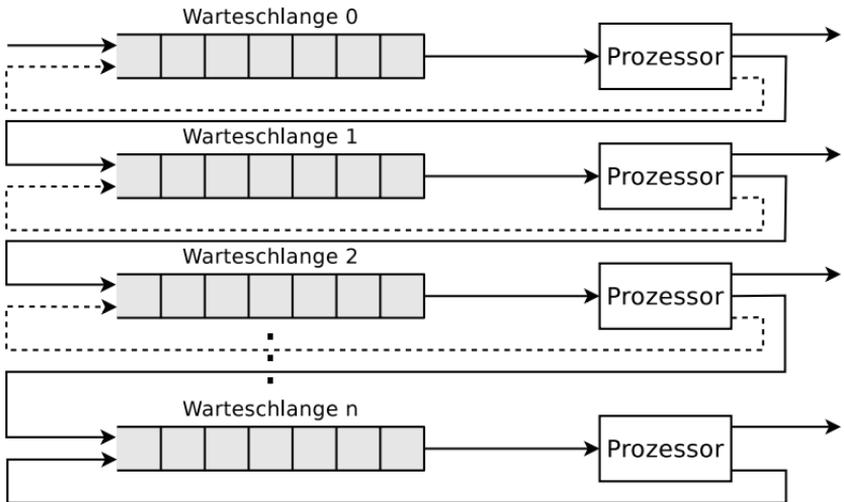


Abb. 8.18 Beim Multilevel-Feedback-Scheduling wird jeder neue Prozess in die oberste Warteschlange mit der höchsten Priorität eingefügt [60]

ligen Abgabe des Prozessors wieder in die ursprüngliche Warteliste eingeordnet werden und dadurch ihre Priorität behalten. Ältere, länger laufende Prozesse werden verzögert, was in der Praxis meist akzeptabel ist.

Moderne Betriebssysteme wie zum Beispiel Linux, Mac OS X und Microsoft Windows verwenden für das Scheduling der Prozesse Varianten des Multilevel-Feedback-Scheduling.

Prozesse müssen nicht nur Lese- und Schreibzugriffe auf Daten ausführen, sondern sie müssen sich auch häufig gegenseitig aufrufen, aufeinander warten und sich untereinander abstimmen. Kurz gesagt: Prozesse müssen miteinander interagieren können. Diese Funktionalität heißt *Interprozesskommunikation* (IPC) und das vorliegende Kapitel beschreibt die verschiedenen Möglichkeiten, wie Prozesse Informationen an andere Prozesse weiterreichen und auf gemeinsame Ressourcen zugreifen können.

9.1 Kritische Abschnitte und Wettlaufsituationen

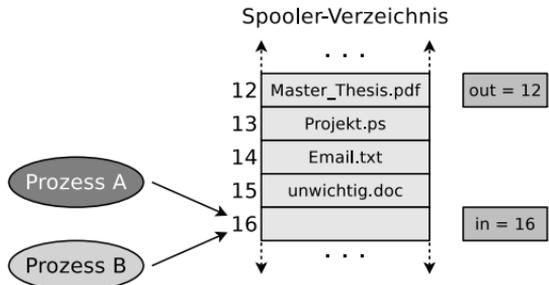
Laufen mehrere parallel ausgeführte Prozesse, unterscheidet man kritische von unkritischen Abschnitten. Bei *unkritischen Abschnitten* greifen die Prozesse gar nicht oder nur lesend auf gemeinsame Daten zu. Bei *kritischen Abschnitten* hingegen greifen die Prozesse lesend und schreibend auf gemeinsame Daten zu. Um Fehler zu vermeiden, dürfen kritische Abschnitte nicht von mehreren Prozessen gleichzeitig durchlaufen werden. Damit Prozesse konfliktfrei auf einen gemeinsam genutzten Speicher und die darauf abgelegten Daten zugreifen können, muss das Betriebssystem einen Mechanismus zum *wechselseitigen Ausschluss* (englisch: *Mutual Exclusion*) bereitstellen.

Ein Beispiel für einen kritischen Abschnitt aus [54] ist das folgende Szenario eines Drucker-Spoolers in Tab. 9.1. Die beiden Prozesse P_A und P_B möchten jeweils ein Dokument ausdrucken (siehe Abb. 9.1). Der Spooler arbeitet mit zwei Variablen, die in einer Textdatei verwaltet werden und somit für alle Prozesse erreichbar sind. Die Variable `out` speichert die Nummer des nächsten auszudruckenden Dokuments im Spoo-

Tab. 9.1 Beispiel für einen kritischen Abschnitt und dessen mögliche Auswirkungen [54]

Prozess P_A		Prozess P_B
<code>next_free_slot = in;</code> (Ergebnis: 16)	Prozesswechsel	<code>next_free_slot = in;</code> (Ergebnis: 16) <code>Speichere Eintrag in next_free_slot;</code> (Ergebnis: 16) <code>in = next_free_slot+1;</code> (Ergebnis: 17)
<code>Speichere Eintrag in next_free_slot;</code> (Ergebnis: 16) <code>in = next_free_slot+1;</code> (Ergebnis: 17)	Prozesswechsel	

Abb. 9.1 Zwei Prozesse befinden sich in einer Wettlaufsituationen (Race Condition) [54]



ler-Verzeichnis und die Variable `in` speichert die Nummer des nächsten freien Eintrags im Spooler-Verzeichnis. Jeder Prozess muss sein Dokument in das Spooler-Verzeichnis schreiben und danach den Wert der Variable `in` um den Wert 1 erhöhen.

Prozess P_A liest im ersten Schritt den Wert der Variable `in`, um die Nummer des nächsten freien Speicherplatzes (es ist die Nummer 16) zu erhalten. Daraufhin kommt es zum Prozesswechsel und Prozess P_B liest im ersten Schritt den Wert der Variable `in`, um die Nummer des nächsten freien Speicherplatzes zu erfahren. Die Variable speichert unverändert den Wert 16. Daraufhin schreibt Prozess P_B seinen Druckauftrag in den Speicherplatz mit der Nummer 16. Sobald der Druckauftrag übermittelt ist, erhöht Prozess P_B die Zählvariable des Spooler-Verzeichnisses um den Wert 1. Nun kommt es erneut zum Prozesswechsel und P_A nimmt immer noch an, das der nächste freie Speicherplatz derjenige mit der Nummer 16 ist. Aus diesem Grund schreibt P_A seinen Druckauftrag ebenfalls in den Speicherplatz mit der Nummer 16 und überschreibt damit den Druckauftrag von Prozess P_B . Abschließend erhöht auch Prozess P_A die Zählvariable des Spooler-Verzeichnisses um den Wert 1.

Im Ergebnis ist das Spooler-Verzeichnis zwar in einem konsistenten Zustand, aber der Eintrag von Prozess P_B wurde von Prozess P_A überschrieben und ging verloren. Eine solche Situation heißt *Race Condition*. Sie beschreibt die *unbeabsichtigte Wettlaufsituation* zweier Prozesse, die den Wert der gleichen Speicherstelle ändern wollen. Das Ergebnis eines Prozesses hängt dabei von der Reihenfolge oder dem zeitlichen Ablauf anderer Ereignisse ab. Race Conditions sind ein häufiger Grund für schwer auffindbare Programmfehler, denn das Auftreten und die Symptome hängen von unterschiedlichen Ereignissen ab. Bei jedem Testdurchlauf können die Symptome unterschiedlich sein oder verschwinden. Eine Vermeidung ist unter anderem durch das Konzept der Sperren (siehe Abschn. 9.2.2) oder das Konzept der *Semaphore* (siehe Abschn. 9.4.1) möglich.

Unbeabsichtigte Wettlaufsituationen in der Informatik sind keine *Petitesse* und können je nach Anwendungsfall durchaus tragische Auswirkungen¹ nach sich ziehen.

¹ Ein bekanntes Beispiel für tragische Auswirkungen durch eine Race Condition ist der Elektronen-Linearbeschleuniger Therac-25, der zur Strahlentherapie von

9.2 Synchronisation von Prozessen

Bei der Prozessinteraktion unterscheidet man den funktionalen und den zeitlichen Aspekt. Aus funktionaler Sicht ermöglicht die Prozessinteraktion die *Kommunikation* und die *Kooperation* zwischen Prozessen (siehe Abb. 9.2).

Zudem gibt es bei der Prozessinteraktion auch einen zeitlichen Aspekt, nämlich die *Synchronisation*. Kommunikation und Kooperation basieren beide auf der Synchronisation, denn sie benötigen eine zeitliche Abstimmung zwischen den Interaktionspartnern, um korrekte Ergebnisse zu erhalten. Synchronisation ist somit die elementarste Form der Interaktion (siehe Abb. 9.3). Aus diesem Grund beschreibt dieses

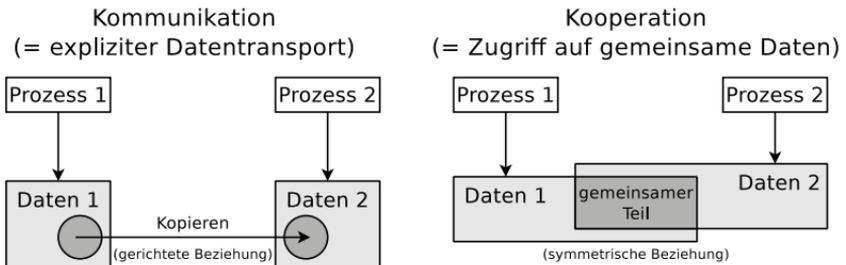
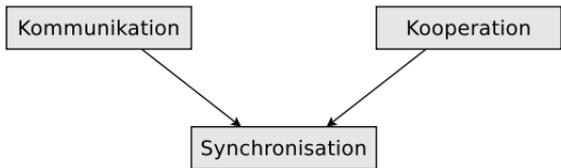


Abb. 9.2 Aus funktionaler Sicht ermöglicht Prozessinteraktion die Kommunikation und die Kooperation zwischen Prozessen [22]

Abb. 9.3 Synchronisation ist die elementarste Form der Interaktion zwischen Prozessen [22]



Krebstumoren eingesetzt wurde. Dieser verursachte Mitte der 1980er Jahre in den vereinigten Staaten Unfälle. Von den getöteten Patienten starben zwei nachweislich durch eine Race Condition, die zu inkonsistenten Einstellungen des Gerätes und damit zu einer erhöhten Strahlendosis führte. Ursächlich war eine fehlerhafte Synchronisierung mit dem Prozess der Eingabeaufforderung. Der Fehler trat allerdings nur dann auf, wenn die Bedienung zu schnell erfolgte. Bei Tests trat der Fehler nicht auf, weil es Erfahrung (Routine) erforderte, um das Gerät so schnell zu bedienen [33].

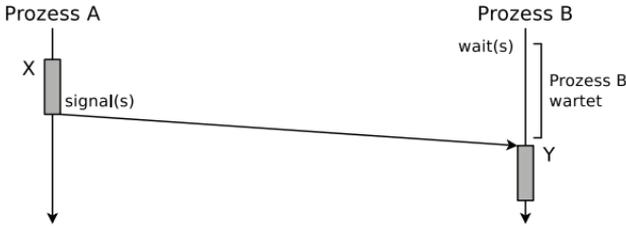


Abb. 9.4 Mit Signalisierung wird eine Ausführungsreihenfolge festgelegt

Kapitel zuerst die Synchronisation von Prozessen und anschließend unterschiedliche Formen der Kommunikation und der Kooperation.

9.2.1 Definition der Ausführungsreihenfolge durch Signalisierung

Eine Möglichkeit, die Ausführungsreihenfolge der Prozesse zu definieren und somit die Prozesse zu synchronisieren, ist die Verwendung von Signalen. Ein Beispiel für Signalisierung zeigt Abb. 9.4. Bei diesem Szenario soll Abschnitt X von Prozess P_A vor Abschnitt Y von Prozess P_B ausgeführt werden. Die Operation `signal` signalisiert, wenn Prozess P_A den Abschnitt X abgearbeitet hat. Als Konsequenz muss Prozess P_B eventuell auf das Signal von Prozess P_A warten.

Die einfachste Form der Realisierung ist das *aktive Warten* (englisch: *Busy Waiting*), das in der Literatur auch *Polling* heißt [63]. Abb. 9.5 zeigt

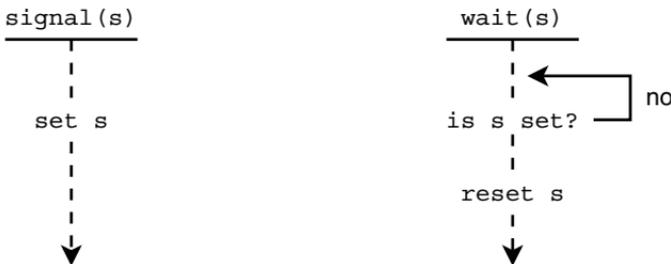


Abb. 9.5 Arbeitsweise einer Warteschleife

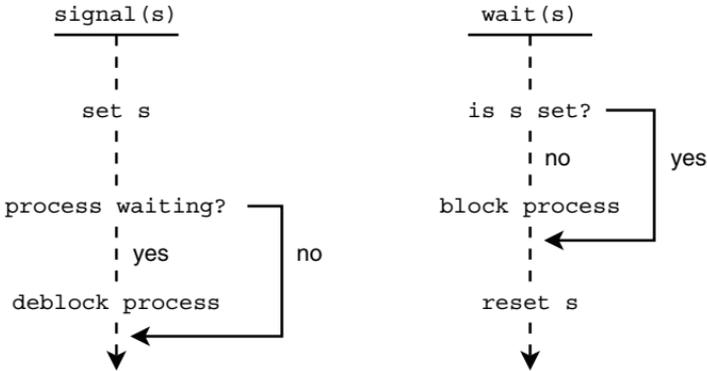


Abb. 9.6 Beim passiven Warten wird keine Rechenzeit des Prozessors vergeudet

aktives Warten an der globalen Signalvariable `s` [60]. Diese kann sich der Einfachheit halber in einer lokalen Datei befinden. Der Prozess, dessen kritischer Abschnitt zuerst ausgeführt werden soll, setzt die Signalvariable mit der `signal`-Operation, sobald er seinen kritischen Abschnitt fertig abgearbeitet hat. Der andere Prozess prüft in regelmäßigen Abständen, ob die Signalvariable gesetzt ist. Ist die Signalvariable gesetzt, setzt die `wait`-Operation diese zurück.

Die Namen `signal` und `wait` für die benötigten Operationen sind generische Bezeichner. Die existierenden Betriebssysteme stellen Werkzeuge wie Systemaufrufe und Bibliotheksfunktionen zur Verfügung, um die in diesem Abschnitt beschriebenen Funktionalitäten nachzubilden.

Ein Nachteil des aktiven Wartens ist, dass Rechenzeit verschwendet wird, weil die `wait`-Operation den Prozessor in regelmäßigen Abständen belegt. Diese Technik heißt auch *Warteschleife* [18].

Ein besseres Konzept zur Synchronisation von Prozessen, das keine Rechenzeit des Prozessors vergeudet, zeigt Abb. 9.6, das in der Literatur auch *passives Warten* heißt [63]. Die `signal`-Operation setzt die Signalvariable `s` und überprüft, ob es einen wartenden Prozess gibt. Ist das der Fall, deblockiert die `signal`-Operation diesen. Die `wait`-Operation prüft, ob die Signalvariable gesetzt ist. Ist das Fall, setzt die `wait`-Operation die Signalvariable zurück. Ist die Signalvariable nicht gesetzt, blockiert die `wait`-Operation den Prozess.

Eine Möglichkeit, um mit den Mitteln von Linux und anderen Unix-ähnlichen Betriebssystem eine Ausführungsreihenfolge mit passivem Warten festzulegen, ist die Funktion `sigsuspend`. Mit dieser blockiert sich ein Prozess so lange selbst, bis ein anderer Prozess ihm mit der Funktion `kill`² ein passendes Signal (meist `SIGUSR1` oder `SIGUSR2`) sendet und somit signalisiert, dass er weiterarbeiten soll.

Alternative Systemaufrufe und gleichnamige Funktionsaufrufe, mit denen sich ein Prozess selbst so lange blockieren kann, bis er durch einen Systemaufruf wieder geweckt wird, sind `pause` und `sleep` [24].

Eine intensive Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten, die Ausführungsreihenfolge von Prozessen durch Signale zu beeinflussen, bieten [23, 24, 26].

9.2.2 Schutz kritischer Abschnitte durch Sperren

Beim Signalisieren wird immer eine Ausführungsreihenfolge festgelegt. Soll aber einfach nur sichergestellt werden, dass es keine Überlappung in der Ausführung der kritischen Abschnitte gibt, können die beiden Operationen `lock` und `unlock` wie in Abb. 9.7 eingesetzt werden. Die Operation `lock` blockiert hier den anderen Prozess und `unlock` teilt ihm mit, dass er in seinen kritischen Abschnitt eintreten darf.

Das in Abb. 9.7 gezeigte Synchronisationskonzept zum Schutz kritischer Abschnitte ohne Definition einer Ausführungsreihenfolge heißt in der Literatur auch *Sperren* [64]. Die Arbeitsweise der beiden Operatio-

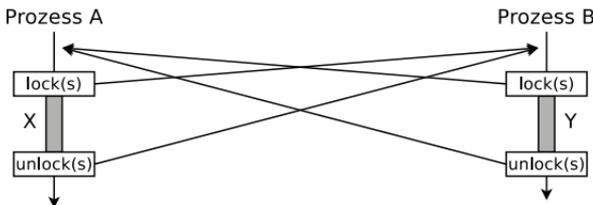


Abb. 9.7 Sperren sichern kritische Abschnitte [64]

² Mit dem Systemaufruf `kill` und der gleichnamigen Bibliotheksfunktion sowie dem gleichnamigen Kommando in der Shell ist es möglich, Signale an Prozesse zu senden.

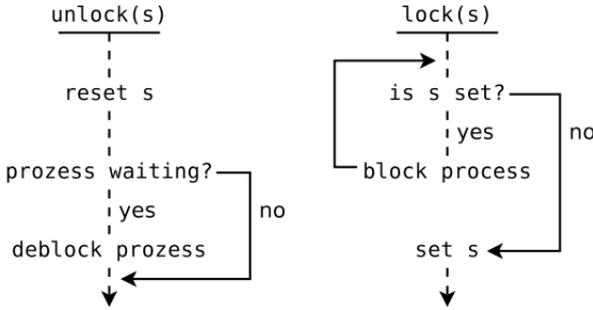


Abb. 9.8 Sperren vermeiden Überlappungen bei der Abarbeitung von zwei kritischen Abschnitten

nen lock und unlock zum Sperren und Freigeben von Prozessen zeigt Abb. 9.8.

Auch die beiden Operationen lock und unlock zum Sperren und Freigeben von Prozessen können unter Linux und anderen Unix-ähnlichen Betriebssystem mit Systemaufrufen und Bibliotheksfunktion wie sigsuspend, kill, pause und sleep realisiert werden.

Eine noch einfachere Möglichkeit zur Realisierung von Sperren ist die Verwendung der beiden Signale SIGSTOP (Signalnummer 19) und SIGCONT (Signalnummer 18). Mit dem ersten Signal ist es möglich, einen anderen Prozess im System zu stoppen und mit dem zweiten Signal kann er reaktiviert werden.

Soll das Sperren nicht mit Signalen realisiert werden, kann auch eine lokale Datei als Sperrmechanismus für wechselseitigen Ausschluss dienen. Dafür muss nur jeder Prozess vor dem Eintritt in seinen kritischen Abschnitt prüfen, ob er die Datei mit dem Systemaufruf open, oder alternativ mit einer Bibliotheksfunktion wie fopen, exklusiv öffnen kann. Wenn das nicht der Fall ist, muss er für eine bestimmte Zeit pausieren (z. B. mit dem Systemaufruf sleep) und es danach erneut versuchen (*aktives Warten*) oder alternativ sich mit sleep oder pause selbst pausieren und hoffen, dass der Prozess, der bereits die Datei geöffnet hat, ihn nach Abschluss seines kritischen Abschnitts mit einem Signal deblockiert (*passives Warten*). Eine intensive Auseinandersetzung mit diesem Konzept zu Prozesssynchronisation bieten [17, 23, 62].

9.2.3 Verhungern und Deadlock

Bei der Definition einer Ausführungsreihenfolge oder dem Blockieren von Prozessen kann es leicht zum *Verhungern* (englisch: *Starvation*) oder zu einer *Verklemmung* (englisch: *Deadlock*) kommen. Das Verhungern beschreibt eine Situation, in der ein Prozess eine Sperre nicht wieder aufhebt und darum ein oder mehr Prozesse endlos auf die Freigabe warten. Beim Deadlock warten zwei oder mehr Prozesse auf die von ihnen gesperrten Ressourcen. Sie sperren sich somit gegenseitig. Da alle am Deadlock beteiligten Prozesse endlos lange warten, kann keiner ein Ereignis auslösen, das die Situation auflöst. Damit ein Deadlock entstehen kann, müssen laut [12] folgende Bedingungen gleichzeitig erfüllt sein [54]:

- *Wechselseitiger Ausschluss* (englisch: *Mutual Exclusion*). Mindestens eine Ressource wird von genau einem Prozess belegt oder ist verfügbar. Sie ist also nicht gemeinsam nutzbar (englisch: *non-sharable*).
- *Anforderung weiterer Betriebsmittel* (englisch: *Hold and Wait*). Ein Prozess, der bereits mindestens eine Ressource belegt, fordert weitere Ressourcen an, die von einem anderen Prozess bereits belegt sind.
- *Ununterbrechbarkeit* (englisch: *no preemption*). Die Ressourcen, die ein Prozess besitzt, können nicht vom Betriebssystem entzogen, sondern nur durch ihn selbst freigegeben werden.
- *Zyklische Wartebedingung* (englisch: *Circular Wait*). Es gibt eine zyklische Kette von Prozessen. Jeder Prozess fordert eine Ressource an, die der nächste Prozess in der Kette besitzt.

Fehlt eine der genannten Bedingungen, kann kein Deadlock entstehen.

Es gibt verschiedene Verfahren zur Deadlock-Erkennung. Zwei davon stellen die folgenden beiden Abschnitte vor. Solche Verfahren haben generell den Nachteil, dass Sie einen Verwaltungsaufwand erzeugen. In allen bekannten Betriebssystemen sind Deadlocks prinzipiell möglich und häufig werden sie abhängig von der Wichtigkeit des Computersystems akzeptiert. Sind beispielsweise alle möglichen Inodes im Dateisystem vergeben, können keine neuen Dateien mehr angelegt werden.

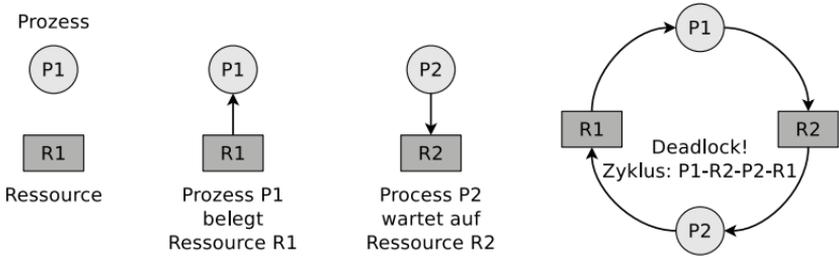


Abb. 9.9 Mit Betriebsmittel-Graphen ist es möglich, Deadlocks zu modellieren

Ist die Prozesstabelle voll, können keine neuen Prozesse mehr erzeugt werden [7, 54]. Sind der Hauptspeicher und der Auslagerungsspeicher voll, wird das Betriebssystem unbenutzbar [18]. Die Wahrscheinlichkeit, dass solche Dinge im Alltag passieren, ist gering, aber es ist auch nicht unmöglich. Solche potentiellen Deadlocks werden in den allermeisten Anwendungsfällen eher akzeptiert als der zur Erkennung und Vermeidung nötige Verwaltungsaufwand. In diesem Zusammenhang spricht man auch von einer Politik der *Deadlock-Ignorierung* oder *Vogel-Strauß-Politik* (englisch: *Ostrich Algorithm*) [18, 54].

Betriebsmittel-Graphen

Betriebsmittel-Graphen (englisch: *Resource Allocation Graphs*) sind eine Möglichkeit, um mit gerichteten Graphen die Beziehungen von Prozessen und Ressourcen darzustellen und Deadlocks zu modellieren, wenn der zeitliche Ablauf der Ressourcenanforderungen durch die Prozesse im Voraus bekannt ist. Prozesse sind im Graph als Kreise und Ressourcen als Rechtecke dargestellt. Eine Kante von einem Prozess zu einer Ressource bedeutet, dass der Prozess blockiert ist, weil er auf die Ressource wartet. Eine Kante von einer Ressource zu einem Prozess bedeutet, dass der Prozess die Ressource belegt [7].

Abb. 9.9 zeigt die Komponenten und Beziehungen im Betriebsmittel-Graph, außerdem wird ein Zyklus dargestellt. Die beiden Prozesse warten aufeinander. Diese Deadlock-Situation kann nur durch den Abbruch eines der beteiligten Prozesse aufgelöst werden [1].

Deadlock-Erkennung mit Petrinetzen

Petrinetze ermöglichen die grafische Modellierung nebenläufiger Systeme und sind eine weitere Möglichkeit der Darstellung von Deadlock-Situationen. Aus Platzgründen und wegen der großen Ähnlichkeit zu Betriebsmittel-Graphen enthält dieses Werk keine weiteren Informationen zu Petrinetzen. Eine intensive Auseinandersetzung mit diesem Thema bietet [36].

Deadlock-Erkennung mit Matrizen

Ein Nachteil der Deadlock-Erkennung mit Betriebsmittel-Graphen ist, dass man damit nur einzelne Ressourcen darstellen kann. Gibt es mehrere Kopien (Instanzen) einer Ressource, sind Graphen zur Darstellung bzw. Erkennung von Deadlocks ungeeignet. Existieren von einer Ressource mehrere Instanzen, kann ein in [54] beschriebenes, matrixbasiertes Verfahren verwendet werden, das zwei Vektoren und zwei Matrizen benötigt.

Die beiden Vektoren sind der *Ressourcenvektor* (englisch: *Existing Resource Vektor*), der anzeigt, wie viele Instanzen von jeder Ressourcenklasse existieren und der *Ressourcenrestvektor* (englisch: *Available Resource Vektor*), der anzeigt, wie viele Instanzen von jeder Ressourcenklasse noch nicht durch Prozesse belegt sind.

Die beiden Matrizen sind die *Belegungsmatrix* (englisch: *Current Allocation Matrix*), die anzeigt, wie viele Instanzen der einzelnen Ressourcenklassen jeder Prozess belegt und die *Anforderungsmatrix* (englisch: *Request Matrix*), die anzeigt, wie viele Ressourcen die einzelnen Prozesse noch anfordern.

Die Werte des folgenden Beispiels zur Deadlock-Erkennung mit Matrizen sind aus [54] entnommen. Ähnliche Beispiele enthalten [7] und [60]. Gegeben sind im Szenario der Ressourcenvektor, die Belegungsmatrix und die Anforderungsmatrix.

$$\begin{aligned} \text{Ressourcenvektor} &= (4 \quad 2 \quad 3 \quad 1) \\ \text{Belegungsmatrix} &= \begin{bmatrix} 0 & 0 & 1 & 0 \\ 2 & 0 & 0 & 1 \\ 0 & 1 & 2 & 0 \end{bmatrix} \end{aligned}$$

$$\text{Anforderungsmatrix} = \begin{bmatrix} 2 & 0 & 0 & 1 \\ 1 & 0 & 1 & 0 \\ 2 & 1 & 0 & 0 \end{bmatrix}$$

Im Ressourcenvektor ist jede Spalte stellvertretend für eine Ressourcenklasse. Dementsprechend sagt der Ressourcenvektor aus, dass vier Instanzen der Ressourcenklasse 1 existieren, zwei Instanzen der Klasse 2, drei Instanzen der Klasse 3 und eine Instanz der Klasse 4.

Auch in der Belegungsmatrix beschreiben die Spalten die Ressourcenklassen und jede Zeile steht für einen Prozess. Die Belegungsmatrix gibt somit an, dass Prozess 1 eine Instanz von Klasse 3 belegt, Prozess 2 belegt zwei Instanzen von Klasse 1 und eine Instanz von Klasse 4 und Prozess 3 belegt eine Instanz von Klasse 2 und zwei Instanzen von Klasse 3.

Die Anforderungsmatrix gibt an, wie viele Instanzen jeder Ressourcenklasse (erneut dargestellt durch die Spalten) jeder Prozess (erneut dargestellt durch die Zeilen) noch anfordert, damit er komplett abgearbeitet wird und anschließend alle seine belegten Ressourcen freigeben kann.

Mit Hilfe des Ressourcenvektors und der Belegungsmatrix ist es möglich, den Ressourcenrestvektor zu berechnen. Dafür werden die Werte im Ressourcenvektor von den summierten Spalten in der Belegungsmatrix subtrahiert. Für unser Beispiel ergibt sich der folgende Ressourcenrestvektor:

$$\text{Ressourcenrestvektor} = (2 \quad 1 \quad 0 \quad 0)$$

Konkret bedeutet das, dass nur zwei Instanzen von Klasse 1 und noch eine Instanz von Klasse 2 frei sind. Die Ressourcenklassen 3 und 4 sind vollständig belegt. Ein Vergleich des Ressourcenrestvektors mit den einzelnen Zeilen der Anforderungsmatrix zeigt, welche Prozesse zum aktuellen Zeitpunkt weiterlaufen können, weil das Betriebssystem ihre Ressourcenanforderungen bedienen kann.

Prozess 1 ist blockiert, weil keine Instanz von Klasse 4 frei ist und Prozess 2 ist blockiert, weil keine Instanz von Klasse 3 frei ist. Nur Prozess 3 ist nicht blockiert. Er kann als einziger Prozess weiterlaufen. Sobald er fertig ausgeführt ist, gibt das Betriebssystem seine Ressourcen

frei. Dadurch ändern sich der Ressourcenrestvektor und die Anforderungsmatrix wie folgt:

$$\begin{aligned} \text{Ressourcenrestvektor} &= (2 \quad 2 \quad 2 \quad 0) \\ \text{Anforderungsmatrix} &= \begin{bmatrix} 2 & 0 & 0 & 1 \\ 1 & 0 & 1 & 0 \\ - & - & - & - \end{bmatrix} \end{aligned}$$

Nach dem neuen Ressourcenrestvektor sind nun jeweils zwei Instanzen der Ressourcenklassen 1, 2 und 3 frei. Alle Ressourcen von Klasse 4 sind nach wie vor von Prozessen belegt. Entsprechend sind zum aktuellen Zeitpunkt keine Instanzen der Klasse 4 verfügbar. Ein Vergleich des neuen Ressourcenrestvektors mit den einzelnen Zeilen der Anforderungsmatrix zeigt, dass Prozess 1 immer noch blockiert ist, weil keine Ressource von Klasse 4 frei ist. Prozess 2 hingegen kann weiterlaufen und sobald er fertig ausgeführt ist, gibt das Betriebssystem auch seine Ressourcen frei. Dadurch ändern sich der Ressourcenrestvektor und die Anforderungsmatrix wie folgt:

$$\begin{aligned} \text{Ressourcenrestvektor} &= (4 \quad 2 \quad 2 \quad 1) \\ \text{Anforderungsmatrix} &= \begin{bmatrix} 2 & 0 & 0 & 1 \\ - & - & - & - \\ - & - & - & - \end{bmatrix} \end{aligned}$$

Ab diesem Zeitpunkt ist auch Prozess 1 nicht mehr blockiert, da das Betriebssystem nun seine Ressourcenanforderungen (zwei Instanzen der Klasse 1 und eine Instanz der Klasse 4) bedienen kann. Damit ist klar, dass es im vorgestellten Szenario nicht zum Deadlock kommt.

9.3 Kommunikation von Prozessen

Betriebssysteme ermöglichen den Prozessen die *Interprozesskommunikation* durch die Nutzung von gemeinsamen Speicher, Nachrichtenwarteschlangen, Pipes und Sockets. Die folgenden Abschnitte beschreiben diese vier Kommunikationskonzepte.

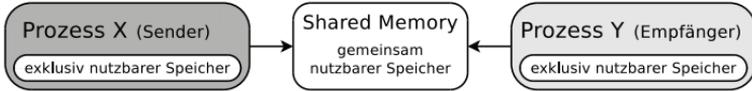


Abb. 9.10 Gemeinsame Speichersegmente sind Speicherbereiche, auf die mehrere Prozesse direkt zugreifen können

9.3.1 Gemeinsamer Speicher (Shared Memory)

Interprozesskommunikation über einen *gemeinsamen Speicher* (englisch: *Shared Memory*) ist speicherbasierte Kommunikation. Die dabei verwendeten gemeinsamen Speichersegmente sind Speicherbereiche, auf die mehrere Prozesse direkt zugreifen können (siehe Abb. 9.10). Die Prozesse müssen die Zugriffe selbst koordinieren und sicherstellen, dass ihre Speicherzugriffe sich gegenseitig ausschließen. Ein lesender Prozess darf nichts aus dem gemeinsamen Speicher lesen, bevor der schreibende Prozess fertig geschrieben hat. Ist die Koordinierung der Zugriffe nicht sorgfältig, kommt es zu Inkonsistenzen.

Der Betriebssystemkern von Linux speichert beispielsweise zur Verwaltung der gemeinsamen Speicherbereiche eine *Shared Memory-Tabelle* mit Informationen über die existierenden Segmente. Zu diesen Informationen gehören: Anfangsadresse im Speicher, Größe, Besitzer (Benutzername und Gruppe) und Zugriffsrechte (siehe Abb. 9.11). Ein gemeinsames Speichersegment wird immer über seine Indexnummer in der Shared Memory-Tabelle angesprochen.

Ist ein gemeinsames Speichersegment an keinen Prozess mehr gebunden, wird es nicht automatisch vom Betriebssystem gelöscht, sondern bleibt erhalten, bis die Löschung durch den Systemaufruf `shmctl` angewiesen wird oder bis zum Neustart des Betriebssystems. Linux stellt vier Systemaufrufe für die Arbeit mit gemeinsamem Speicher bereit (siehe Tab. 9.2).

Das Programmbeispiel in Listing 9.1 zeigt in der Programmiersprache C die Erzeugung eines gemeinsamen Speichersegments unter Linux mit der Funktion `shmget` (in Zeile 18), das Anhängen an den virtuellen Adressraum des aufrufenden Prozess mit `shmat` (in Zeile 27), das Schreiben einer Zeichenkette in das Segment (in Zeile 36), das Auslesen

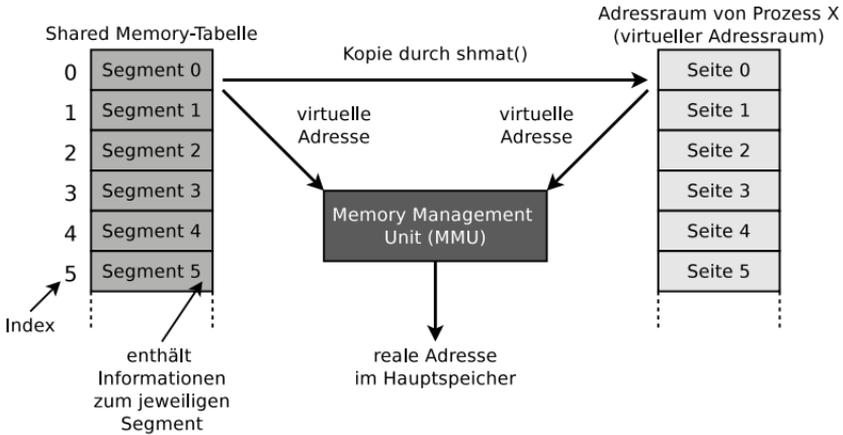


Abb. 9.11 Der Kernel verwaltet die Informationen über die gemeinsamen Speichersegmente in der Shared Memory-Tabelle

Tab. 9.2 Linux-Systemaufrufe zur Verwaltung gemeinsamer Speichersegmente

Systemaufruf	Funktionalität
<code>shmget</code>	Ein Segment erzeugen oder auf ein bestehendes zugreifen
<code>shmat</code>	Ein Segment an einen Prozess anhängen
<code>shmdt</code>	Ein Segment von einem Prozess lösen/freigeben
<code>shmctl</code>	Den Status (u. a. Zugriffsrechte) eines Segments abfragen, es ändern oder löschen

dieser Zeichenkette aus dem Segment (in Zeile 45), das Lösen des Segments vom virtuellen Adressraum des aufrufenden Prozess mit `shmdt` (in Zeile 51) und abschließend das Entfernen (Löschen) das Segments aus dem Betriebssystem mit `shmctl` (in Zeile 60).

Das Beispiel geht an der Realität vorbei, weil der schreibende und der lesende Prozess identisch sind. Es zeigt aber auf kompakte Art und Weise die Realisierung der oben genannten Schritte. Zudem ist es einfach, einzelne Codebereiche in einen zweiten Prozess zu verlagern. Sinnvollerweise würde ein zweiter Prozess den Zugriff auf ein existierendes Segment und einen Lese- oder Schreibzugriff darauf erhalten.

War der Aufruf der Funktion `shmget` in Zeile 18 erfolgreich, ist der Rückgabewert die im Betriebssystem eindeutige Shared Memory-ID.

Wenn der Rückgabewert der Funktion `-1` ist, konnte der Betriebssystemkern das Segment nicht anlegen. Ein Shared Memory-Key für das neue Segment wird in Zeile 9 definiert. Die Konstante `MAXMEMSIZE` in Zeile 6 enthält die Speicherkapazität des Segments, in diesem Fall: 20 Bytes. Der Parameter `IPC_CREAT` in Zeile 18 gibt an, dass ein eventuell existierendes Segment mit dem gleichen Shared Memory-Key nicht überschrieben, sondern nur seine Shared Memory-ID zurückgeliefert werden soll. Der Parameter `0600` in der gleichen Zeile definiert die Zugriffsrechte. In diesem Fall darf nur der Benutzer, der das Segment anlegt, auf dieses lesend und schreibend zugreifen.

Beim Versuch das Segment mit der Funktion `shmat` in Zeile 27 an den virtuellen Adressraum des aufrufenden Prozess anzuhängen, ist als Parameter die Variable `returncode_shmget` angegeben. Diese enthält den Rückgabewert von `shmget` mit der eindeutigen Shared Memory-ID. Wenn der Rückgabewert der Funktion `-1` ist, konnte der Betriebssystemkern das Segment nicht anhängen. Die Überprüfung des Rückgabewerts sieht bei `shmat` etwas anders aus als bei den in diesem Abschnitt besprochenen Funktionen, weil der Rückgabewert ein Zeiger ist, der nicht mit einer natürlichen Zahl verglichen werden darf [66].

Beim Schreiben der Zeichenkette in das Segment mit der Funktion `sprintf` in Zeile 36 ist ebenfalls mit der Variable `returncode_shmget` der Rückgabewert von `shmget` als Ziel der Schreibweisung angegeben. Auch hier gibt wieder der Rückgabewert der Funktion Auskunft darüber, ob der Schreibzugriff erfolgreich durchgeführt wurde, denn der Rückgabewert enthält die Anzahl der geschriebenen Zeichen und im Fehlerfall ist er `< 0`.

Der Lesezugriff auf das Segment mit der Funktion `printf` in Zeile 45 ist selbsterklärend.

Auch beim Versuch, das Segment mit der Funktion `shmdt` in Zeile 51 vom Prozess zu lösen und beim Versuch, das Segment mit der Funktion `shmctl` und dem Parameter `IPC_RMID` in Zeile 60 zu löschen, ist als Parameter die Variable `returncode_shmget` angegeben, die die Shared Memory-ID enthält. Auch bei diesen Funktionen ist der Rückgabewert im Fehlerfall `-1`.

```
1 #include <stdlib.h>
2 #include <sys/types.h>
3 #include <sys/ipc.h>
4 #include <sys/shm.h>
5 #include <stdio.h>
6 #define MAXMEMSIZE 20
7
8 int main(int argc, char **argv) {
9     int shared_memory_key = 12345;
10    int returncode_shmget;
11    int returncode_shmdt;
12    int returncode_printf;
13    int returncode_printf;
14    int returncode_shmctl;
15    char *sharedmempointer;
16
17    // Gemeinsames Speichersegment erzeugen
18    returncode_shmget = shmget(shared_memory_key, MAXMEMSIZE, IPC_CREAT | 0600);
19    if (returncode_shmget < 0) {
20        printf("Das Segment konnte nicht mit shmget erstellt werden.\n");
21        exit(1);
22    }
23
24    printf("Das Segment wurde erstellt.\n");
25
26    // Gemeinsames Speichersegment anhängen
27    sharedmempointer = shmat(returncode_shmget, 0, 0);
28    if (sharedmempointer==(char *)-1) {
29        printf("Das Segment konnte nicht mit shmat angehängt werden.\n");
```

```
30  exit(1);
31  } else {
32  printf("Das Segment wurde angehängt.\n");
33  }
34
35  // Eine Zeichenkette in das Segment schreiben
36  returncode_sprintf = sprintf(sharedmempointer, "Hallo Welt.");
37  if (returncode_sprintf < 0) {
38  printf("Der Schreibzugriff ist fehlgeschlagen.\n");
39  exit(1);
40  } else {
41  printf("%i Zeichen wurden in das Segment geschrieben.\n", returncode_sprintf);
42  }
43
44  // Die Zeichenkette im Segment ausgeben
45  if (printf ("Inhalt des Segments: %s\n", sharedmempointer) < 0) {
46  printf("Der Lesezugriff ist fehlgeschlagen.\n");
47  exit(1);
48  }
49
50  // Gemeinsames Speichersegment lösen
51  returncode_shmctl = shmctl(sharedmempointer);
52  if (returncode_shmctl < 0) {
53  printf("Das Segment konnte nicht mit shmctl gelöst werden.\n");
54  exit(1);
55  } else {
56  printf("Das Segment wurde vom Prozess gelöst.\n");
57  }
58
```

```
59 // Gemeinsames Speichersegment löschen
60 returncode_shmctl = shmctl(returncode_shmget, IPC_RMID, 0);
61 if (returncode_shmctl == -1) {
62     printf("Das Segment konnte nicht mit shmctl gelöscht werden.\n");
63     exit(1);
64 } else {
65     printf("Das Segment wurde gelöscht.\n");
66 }
67
68     exit(0);
69 }
```

Listing 9.1 Programmbeispiel zu gemeinsamen Speicherbereichen

Das Übersetzen des Programms mit dem GNU C Compiler (`gcc`) unter Linux und das anschließende Ausführen führt im Erfolgsfall zu folgender Ausgabe:

```
Das Segment wurde erstellt.
Das Segment wurde angehängt.
11 Zeichen wurden in das Segment geschrieben.
Inhalt des Segments: Hallo Welt.
Das Segment wurde vom Prozess gelöst.
Das Segment wurde gelöscht.
```

Interessant ist die Beobachtung der verschiedenen Zustände, in denen sich das im Programm erstellte und abschließend gelöschte Segment während der Laufzeit befindet. Diese kann man durch Kürzen des Programms selbst mit dem Programm `ipcs`, das Informationen über bestehende gemeinsame Speichersegmente liefert, auf der Kommandozeile von Linux nachvollziehen.

Nach der Erzeugung des Segments mit der Funktion `shmget` sind in der Ausgabe³ von `ipcs` die im Programmbeispiel festgelegten Zugriffsrechte und die Größe sichtbar. Die Spalte `nattch` gibt an, wie viele Prozesse das Segment bereits an sich gebunden haben.

```
$ ipcs -m
----- Shared Memory Segments -----
key          shmid      owner      perms      bytes      nattch     status
0x00003039   56393780   bnc        600        20         0
```

Der Shared Memory-Key wird in Hexadezimalsystem angegeben. Eine Konversion ins Dezimalsystem mit dem Kommando `printf` zeigt, dass auch der im Programmbeispiel festgelegte Shared Memory-Key berücksichtigt wurde.

```
$ printf "%d\n" 0x00003039          # Umrechnen von Hexa-
                                     # dezimal in Dezimal
12345
```

Nach dem Anhängen des Segments mit der Funktion `shmat` verändert sich die Ausgabe von `ipcs` nur in der Zeile `nattch`. Hier wird

³ Mit der Option `-m` wurde `ipcs` angewiesen, nur die gemeinsamen Speicherbereiche auszugeben.

deutlich, dass bislang ein Prozess das Segment an seinen virtuellen Speicher angebunden hat.

```
$ ipcs -m
----- Shared Memory Segments -----
key      shmid    owner    perms    bytes    nattch   status
0x00003039 56393780 bnc      600      20       1
```

Das Schreiben in das Speichersegment und das Lesen daraus schlägt sich nicht in der Ausgabe von `ipcs` nieder – das Lösen des Segments vom Prozess mit der Funktion `shmdt` hingegen schon (erneut in der Spalte `nattch`). Nach dem Löschen des Segments mit `shmctl` ist auch in der Ausgabe von `ipcs` nichts mehr davon zu sehen.

Das Löschen gemeinsamer Speichersegmente ist auch von der Eingabeaufforderung aus mit dem Kommando `ipcrm` möglich. Das ist besonders hilfreich, wenn bei der Entwicklung eigener Software zwar Segmente erzeugt, aber nicht mehr entfernt wurden. Das folgende Kommando würde das Segment mit der Shared Memory-ID 56393780 aus dem Betriebssystem entfernen:

```
$ ipcrm shm 127008849
resource(s) deleted
```

9.3.2 Nachrichtenwarteschlangen (Message Queue)

Nachrichtenwarteschlangen (englisch: *Message Queues*) sind verkettete Listen, in die Prozesse nach dem FIFO-Prinzip Nachrichten ablegen und aus denen sie Nachrichten abholen können (siehe Abb. 9.12).

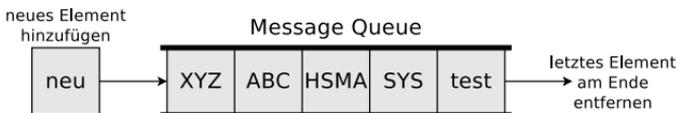


Abb. 9.12 Nachrichtenwarteschlangen ermöglichen Interprozesskommunikation nach dem FIFO-Prinzip

Tab. 9.3 Linux-Systemaufrufe zur Verwaltung von Nachrichtenwarteschlangen

Systemaufruf	Funktionalität
<code>msgget</code>	Eine Nachrichtenwarteschlange erzeugen oder auf eine bestehende zugreifen
<code>msgsnd</code>	Eine Nachricht in eine Nachrichtenwarteschlange schreiben (schicken)
<code>msgrcv</code>	Eine Nachricht aus einer Nachrichtenwarteschlange lesen (empfangen)
<code>msgctl</code>	Den Status (u. a. Zugriffsrechte) einer Nachrichtenwarteschlange abfragen, ändern oder löschen

Ein Vorteil gegenüber gemeinsamen Speicherbereichen ist, dass die auf eine Nachrichtenwarteschlange zugreifenden Prozesse ihre Zugriffe nicht selbst koordinieren müssen. Dieses ist Aufgabe des Betriebssystems.

Normalerweise ist ein Prozess, der eine Nachricht in eine Nachrichtenwarteschlange ohne freie Kapazität senden möchte, so lange blockiert, bis wieder Kapazität frei ist. Ähnlich ist es bei Lesezugriffen. Versucht ein Prozess eine Nachricht aus einer leeren Nachrichtenwarteschlange zu empfangen, ist der Prozess so lange blockiert, bis eine Nachricht vorliegt.

Alternativ sind auch nicht-blockierende Lese- und Schreibzugriffe auf Nachrichtenwarteschlangen möglich. In einem solchen Fall würde beim Versuch, in eine volle Nachrichtenwarteschlange zu schreiben oder aus einer leeren Nachrichtenwarteschlange zu lesen, die jeweilige Funktion eine Fehlermeldung zurückgeben und der Prozess weiterarbeiten.

Genau wie bei den gemeinsamen Speicherbereichen hat die Beendigung eines Prozesses keinen Einfluss auf die Daten, die sich bereits in einer Nachrichtenwarteschlange befinden. Nachrichten bleiben also auch nach der Beendigung des Erzeuger-Prozesses in der Nachrichtenwarteschlange erhalten.

Linux stellt vier Systemaufrufe für die Arbeit mit Nachrichtenwarteschlangen bereit (siehe Tab. 9.3).

Das Programmbeispiel in Listing 9.2 zeigt in der Programmiersprache C die Erzeugung einer Nachrichtenwarteschlange unter Linux mit der Funktion `msgget` (in Zeile 23), das Schreiben einer Nachricht in

die Nachrichtenwarteschlange mit `msgsnd` (in Zeile 37), das Auslesen dieser Nachricht aus der Nachrichtenwarteschlange mit `msgrcv` (in Zeile 47) und abschließend das Entfernen (Löschen) der Nachrichtenwarteschlange aus dem Betriebssystem mit `msgctl` (in Zeile 57).

Auch dieses Beispiel geht an der Realität vorbei, weil der sendende und der empfangende Prozess identisch sind. Aber auch dieses Beispiel zeigt auf kompakte Art und Weise die Realisierung der oben genannten Schritte. Zudem ist es einfach, einzelne Codebereiche in einen zweiten Prozess zu verlagern. Sinnvollerweise würde ein zweiter Prozess den Zugriff auf eine existierende Nachrichtenwarteschlange und das Schreiben oder Lesen daraus enthalten.

War die Erzeugung der Nachrichtenwarteschlange mit der Funktion `msgget` in Zeile 23 erfolgreich, ist der Rückgabewert die im Betriebssystem eindeutige Message Queue-ID. Hat der Rückgabewert den Wert `-1`, ist der Versuch, die Nachrichtenwarteschlange anzulegen, fehlgeschlagen. Mögliche Gründe sind beispielsweise, dass der Hauptspeicher und Auslagerungsspeicher vollständig belegt sind, oder dass die maximale Anzahl an Nachrichtenwarteschlangen im Betriebssystem bereits erreicht wurde. Ein Message-Queue-Key für die neue Nachrichtenwarteschlange wird in Zeile 15 definiert. Genau wie bei Listing 9.1 legt auch hier der Parameter `IPC_CREAT` in Zeile 23 fest, dass eine eventuell existierende Nachrichtenwarteschlange mit der gleichen Message-Queue-Key nicht überschrieben, sondern nur ihre Message Queue-ID zurückgeliefert werden soll. Der Parameter `0600` in der gleichen Zeile definiert auch hier die Zugriffsrechte. In diesem Fall darf nur der Benutzer, der das Segment anlegt, auf dieses lesend und schreibend zugreifen.

Beim Versuch, mit der Funktion `msgsnd` eine Nachricht in die Nachrichtenwarteschlange zu schreiben, ist mit der Variable `returncode_msgget` der Rückgabewert von `msgget` als Ziel der Schreibanweisung angegeben. Geschrieben wird der Inhalt eines Sendepuffers, dem in Zeile 34 eine Zeichenkette übergeben wird. Die Struktur des Sendepuffers ist in den Zeilen 9–12 definiert. Die im Beispiel definierte Struktur sieht nicht nur eine maximal 80 Zeichen lange Zeichenkette pro Sendepufferinstanz vor, sondern auch eine Zahl, die den Nachrichtentyp definiert. In Zeile 32 wird als Nachrichtentyp der Wert 1 definiert. Ist der Rückgabe-

wert der Funktion eine positive ganze Zahl, dann war der Schreibzugriff erfolgreich und der Rückgabewert entspricht der Anzahl der gesendeten Zeichen. Im Fehlerfall ist der Rückgabewert -1 .

Ohne den Parameter `IPC_NOWAIT` in Zeile 37 wäre der Prozess, wenn die Nachrichtenwarteschlange keine freie Kapazität mehr hat, so lange blockiert, bis ausreichend freie Kapazität vorliegt. In unserem Beispiel in Listing 9.2 ist es unwahrscheinlich, dass so etwas passieren kann. Aber in Fällen, wo nicht eine neue Nachrichtenwarteschlange erzeugt, sondern auf eine bereits existierende zugegriffen wird, ist es durchaus möglich.

In Zeile 47 versucht das Programm, mit der Funktion `msgrcv` die erste Nachricht vom Nachrichtentyp 1 aus der Nachrichtenwarteschlange zu lesen. Als Parameter der Funktion sind neben der Variable `returncode_msgget` mit dem Rückgabewert von `msgget` unter anderem ein Empfangspuffer angegeben, der die Struktur der Nachricht definiert und der Struktur des Sendepuffers entspricht. Der Nachrichtentyp ist erneut 1 und wird in Zeile 45 definiert. Der Parameter `IPC_NOWAIT` beim Aufruf von `msgrcv` stellt sicher, dass der Prozess im Fall einer leeren Nachrichtenwarteschlange nicht im blockierten Zustand auf das Vorhandensein einer Nachricht wartet, sondern stattdessen mit einer Fehlermeldung abbricht.

Hat `mtype` den Wert 0, wird die erste Meldung aus der Nachrichtenwarteschlange gelesen. Ist der Wert von `mtype` eine positive ganze Zahl, dann wird die erste Meldung dieses Typs gelesen. Ist der Wert von `mtype` negativ, wird die erste Nachricht gelesen, deren Typ kleiner oder gleich dem absoluten Wert von `mtype` ist.

Auch beim Versuch, die Nachrichtenwarteschlange mit der Funktion `msgctl` und dem Parameter `IPC_RMID` in Zeile 57 zu löschen, ist als Parameter die Variable `returncode_msgget` angegeben, die die Message Queue-ID enthält. Auch bei diesen Funktionen ist der Rückgabewert im Fehlerfall -1 .

```
1 #include <stdlib.h>
2 #include <sys/types.h>
3 #include <sys/ipc.h>
4 #include <stdio.h>
5 #include <sys/msg.h>
6 #include <string.h>
7
8 // Template eines Puffers für msgsnd und msgrcv
9 typedef struct msgbuf {
10     long mtype;
11     char mtext[80];
12 } msg;
13
14 int main(int argc, char **argv) {
15     int message_queue_key = 12345;
16     int returncode_msgget;
17     int returncode_msgctl;
18     int returncode_msgrcv;
19     // Einen Empfangspuffer und einen Sendepuffer anlegen
20     msg sendbuffer, receivebuffer;
21
22     // Nachrichtenwarteschlange erzeugen
23     returncode_msgget = msgget(message_queue_key, IPC_CREAT | 0600);
24     if(returncode_msgget < 0) {
25         printf("Die Nachrichtenwarteschlange konnte nicht erstellt werden.\n");
26         exit(1);
27     } else {
28         printf("Die Nachrichtenwarteschlange %i mit der ID %i ist nun verfügbar.\n",
                message_queue_key, returncode_msgget);
```

```

29 }
30
31 // Nachrichtentyp festlegen
32 sendbuffer.mtype = 1;
33 // Nachricht in den Sendepuffer schreiben
34 strncpy(sendbuffer.mtext, "Testnachricht", 13);
35
36 // Eine Nachricht in die Nachrichtenwarteschlange schreiben
37 if (msgsnd(returncode_msgget, &sendbuffer, sizeof(sendbuffer.mtext), IPC_NOWAIT)
== -1) {
38     printf("In die Nachrichtenwarteschlange konnte nicht geschrieben werden.\n");
39     exit(1);
40 } else {
41     printf("Diese Nachricht wurde geschrieben: %s\n", sendbuffer.mtext);
42 }
43
44 // Die erste Nachricht vom Typ 1 aus der Nachrichtenwarteschlangen lesen
45 receivebuffer.mtype = 1;
46
47 returncode_msgrcv = msgrcv(returncode_msgget, &receivebuffer, sizeof(
receivebuffer.mtext), receivebuffer.mtype, MSG_NOERROR | IPC_NOWAIT);
48 if (returncode_msgrcv < 0) {
49     printf("Aus der Nachrichtenwarteschlange konnte nicht gelesen werden.\n");
50     exit(1);
51 } else {
52     printf("Diese Nachricht wurde gelesen: %s\n", receivebuffer.mtext);
53     printf("Die empfangene Nachricht ist %i Zeichen lang.\n", returncode_msgrcv);
54 }
55

```

```
56 // Nachrichtenwarteschlange löschen
57 returncode_msgctl = msgctl(returncode_msgget, IPC_RMID, 0);
58 if (returncode_msgctl < 0) {
59     printf("Die Nachrichtenwarteschlange konnte nicht gelöscht werden.\n");
60     exit(1);
61 } else {
62     printf("Die Nachrichtenwarteschlange %i mit der ID %i wurde gelöscht.\n",
        message_queue_key, returncode_msgget);
63 }
64
65 exit(0);
66 }
```

Listing 9.2 Programmbeispiel zu Nachrichtenwarteschlangen

Das Übersetzen des Programms mit dem GNU C Compiler (`gcc`) unter Linux und das anschließende Ausführen führt im Erfolgsfall zu folgender Ausgabe:

```
Die Nachrichtenwarteschlange 12345 mit der ID 131072 ist
    nun verfügbar.
Diese Nachricht wurde geschrieben: Testnachricht
Diese Nachricht wurde gelesen: Testnachricht
Die empfangene Nachricht ist 80 Zeichen lang.
Die Nachrichtenwarteschlange 12345 mit der ID 131072
    wurde gelöscht.
```

Interessant ist die Beobachtung der verschiedenen Zustände, in denen sich die im Programm erstellte und abschließend gelöschte Nachrichtenwarteschlange während der Laufzeit befindet. Diese kann man durch Kürzen des Programms selbst mit dem Programm `ipcs`, das Informationen über bestehende Nachrichtenwarteschlange liefert, auf der Kommandozeile von Linux nachvollziehen.

Nach der Erzeugung des Segments mit der Funktion `msgget` sind in der Ausgabe⁴ von `ipcs` die im Programmbeispiel festgelegten Zugriffsrechte und die Größe sichtbar. Aus den Spalten `used-bytes` und `messages` geht hervor, dass die Nachrichtenwarteschlange noch leer ist.

```
$ ipcs -q

----- Message Queues -----
key          msqid      owner      perms      used-bytes  messages
0x00003039  131072    bnc        600         0             0
```

Genau wie zuvor schon der Shared Memory-Key bei den gemeinsamen Speicherbereichen (siehe Abschn. 9.3.2) ist auch der Message Queue-Key im Hexadezimalsystem angegeben. Eine Konversion ins Dezimalsystem mit dem Kommando `printf` zeigt, dass der im Programmbeispiel festgelegte Message Queue-Key mit dem tatsächlich verwendeten übereinstimmt.

⁴ Mit der Option `-q` wurde `ipcs` angewiesen, nur die Nachrichtenwarteschlangen auszugeben.

```
$ printf "%d\n" 0x00003039          # Umrechnen von Hexa-
                                     # dezimal in Dezimal
12345
```

Nach dem Schreiben der Nachricht in die Nachrichtenwarteschlange mit der Funktion `msgsnd` verändert sich die Ausgabe von `ipcs` in den Zeilen `used-bytes` und `messages`. Hier sind die Größe aller Nachrichten in der Nachrichtenwarteschlange und die Anzahl der Nachrichten angegeben.

```
$ ipcs -q
----- Message Queues -----
key          msqid      owner      perms      used-bytes  messages
0x00003039  131072     bnc        600        80          1
```

Nach dem Löschen der Nachrichtenwarteschlange mit `msgctl` ist auch in der Ausgabe von `ipcs` nicht mehr davon zu sehen.

Das Löschen von Nachrichtenwarteschlangen ist genau wie bei gemeinsamen Speicherbereichen auch von der Eingabeaufforderung aus mit dem Kommando `ipcrm` möglich. Das folgende Kommando würde die Nachrichtenwarteschlange mit der Message Queue-ID 131072 aus dem Betriebssystem entfernen.

```
$ ipcrm msg 131072
resource(s) deleted
```

9.3.3 Kommunikationskanäle (Pipes)

Moderne Betriebssysteme ermöglichen Interprozesskommunikation über zwei verschiedene Arten von Pipes, nämlich anonyme und benannte Pipes.

Anonyme Pipes

Eine *anonyme Pipe* (englisch: *unnamed Pipe* [63]) ist ein gepufferter Kommunikationskanal zwischen zwei Prozessen und arbeitet nach dem FIFO-Prinzip.

Versucht ein Prozess Daten in eine volle Pipe zu schreiben, ist der Prozess so lange blockiert, bis es wieder freien Platz in der Pipe gibt.



Abb. 9.13 Anonyme Pipes ermöglichen Kommunikation nur in eine Richtung

Ähnlich ist es bei Lesezugriffen. Versucht ein Prozess aus einer leeren Pipe Daten zu lesen, ist der Prozess so lange blockiert, bis Daten vorliegen.

Das Anlegen einer Pipe geschieht unter Linux mit dem Systemaufruf `pipe`. Dabei legt der Betriebssystemkern einen Inode (siehe Abschn. 6.2) und zwei *Zugriffskennungen* (englisch: *Handles*) an.

Lese- und Schreibzugriffe auf eine Pipe sind über die beiden Zugriffskennungen mit den Systemaufrufen `read` und `write` oder alternativ mit den entsprechenden Bibliotheksfunktionen möglich.

Anonyme Pipes sind immer unidirektional. Das heißt, dass die Kommunikation nur in eine Richtung funktioniert (siehe Abb. 9.13). Ein Prozess kann in die Pipe schreiben und ein Prozess aus ihr lesen. Soll Kommunikation in beide Richtungen gleichzeitig möglich sein, sind zwei Pipes nötig, eine für jede mögliche Kommunikationsrichtung.

Anonyme Pipes ermöglichen Kommunikation nur zwischen eng verwandten Prozessen. Nur Prozesse, die via `fork` eng verwandt sind, können über anonyme Pipes kommunizieren, denn bei der Erzeugung von Kindprozessen mit `fork` erben die Kindprozesse auch den Zugriff auf die Zugriffskennungen. Mit der Beendigung des letzten Prozesses, der Zugriff auf eine anonyme Pipe hat, wird diese vom Betriebssystemkern entfernt.

Zu jedem Zeitpunkt kann immer nur ein Prozess auf eine Pipe zugreifen. Im Gegensatz zu gemeinsamen Speichersegmenten stellt der Betriebssystemkern den wechselseitigen Ausschluss der Zugriffe automatisch sicher.

Das Programmbeispiel in Listing 9.3 zeigt wie Interprozesskommunikation via anonyme Pipes unter Linux möglich ist. In Zeile 11 versucht das Programm, eine anonyme Pipe mit der Funktion `pipe` anzulegen. Zuvor legt es in Zeile 8 die beiden benötigten Zugriffskennungen `testpipe[0]` zum Lesen und `testpipe[1]` zum Schreiben an. In Zeile 20 versucht das Programm, einen Kindprozess mit der Funktion zu

erzeugen. War die Prozesserzeugung erfolgreich, schließt der Elternprozess in Zeile 34 den Lesekanal der Pipe mit der Funktion `close` und schreibt in Zeile 39 mit der Funktion `write` eine Zeichenkette in den Schreibkanal. Der Kindprozess blockiert in Zeile 47 den Schreibkanal der Pipe ebenfalls mit der Funktion `close` und liest in Zeile 53 mit der Funktion `read` die Zeichenkette aus dem Lesekanal. Zum Empfang ist ein Empfangspuffer nötig, der in Zeile 50 erzeugt wurde und im Beispiel eine Kapazität von 80 Zeichen hat. Abschließend gibt der Kindprozess die empfangene Zeichenkette auf der Kommandozeile aus.

```
1 #include <stdio.h>
2 #include <unistd.h>
3 #include <stdlib.h>
4
5 void main() {
6     int pid_des_Kindes;
7     // Zugriffskennungen zum Lesen und Schreiben anlegen
8     int testpipe[2];
9
10    // Die Pipe testpipe anlegen
11    if (pipe(testpipe) < 0) {
12        printf("Das Anlegen der Pipe ist fehlgeschlagen.\n");
13        // Programmabbruch
14        exit(1);
15    } else {
16        printf("Die Pipe testpipe wurde angelegt.\n");
17    }
18
19    // Einen Kindprozess erzeugen
20    pid_des_Kindes = fork();
21
22    // Es kam beim fork zu einem Fehler
23    if (pid_des_Kindes < 0) {
24        printf("Es kam beim fork zu einem Fehler!\n");
25        // Programmabbruch
26        exit(1);
27    }
28
29    // Elternprozess
30    if (pid_des_Kindes > 0) {
31        printf("Elternprozess: PID: %i\n", getpid());
32
33        // Lesekanal der Pipe testpipe blockieren
34        close(testpipe[0]);
35
36        char nachricht[] = "Testnachricht";
37
```

```
38     // Daten in den Schreibkanal der Pipe schreiben
39     write(testpipe[1], &nachricht, sizeof(nachricht));
40 }
41
42 // Kindprozess
43 if (pid_des_Kindes == 0) {
44     printf("Kindprozess: PID: %i\n", getpid());
45
46     // Schreibkanal der Pipe testpipe blockieren
47     close(testpipe[1]);
48
49     // Einen Empfangspuffer anlegen
50     char puffer[80];
51
52     // Daten aus dem Lesekanal der Pipe auslesen
53     read(testpipe[0], puffer, sizeof(puffer));
54
55     // Empfangene Daten ausgeben
56     printf("Empfangene Daten: %s\n", puffer);
57 }
58 }
```

Listing 9.3 Programmbeispiel zu anonymen Pipes

Das Übersetzen des Programms mit dem GNU C Compiler (gcc) unter Linux und das anschließende Ausführen führt im Erfolgsfall zu folgender Ausgabe:

```
Die Pipe testpipe wurde angelegt.
Elternprozess: PID: 4868
Kindprozess: PID: 4869
Empfangene Daten: Testnachricht
```

Benannte Pipes

Außer den anonymen Pipes ermöglichen moderne Betriebssysteme auch *benannte Pipes* (englisch: *named pipe* [63]). Diese heißen auch einfach *FIFO*.

Über benannte Pipes können auch nicht eng miteinander verwandte Prozesse kommunizieren. Zudem ermöglichen benannte Pipes bidirektionale Kommunikation zwischen zwei Prozessen.

Jede benannte Pipe ist durch einen Eintrag im Dateisystem repräsentiert. Aus diesem Grund bleiben sie im Gegensatz zu anonymen Pipes auch dann erhalten, wenn kein Prozess auf sie zugreift.

Das Anlegen einer Pipe geschieht unter Linux mit dem Systemaufruf `mkfifo` bzw. einer gleichnamigen Bibliotheksfunktion. Das Programmbeispiel in Listing 9.4 zeigt in der Programmiersprache C, wie Interprozesskommunikation mit benannten Pipes unter Linux möglich ist. In Zeile 10 versucht das Programm eine benannte Pipe mit dem Namen `testfifo` und größtmöglichen Zugriffsrechten mit der Funktion `mkfifo` anzulegen. Der Funktionsaufruf erzeugt im aktuellen Verzeichnis einen Dateisystemeintrag mit dem Namen `testfifo`. Der erste⁵ Buchstabe in der Ausgabe des Kommandos `ls` zeigt, dass `testfifo` eine benannte Pipe ist.

```
$ ls -la testfifo
prw-r--r-- 1 bnc bnc 0 Nov 12 10:54 testfifo
```

In Zeile 19 versucht das Programm, einen Kindprozess mit der Funktion `fork` zu erzeugen. War die Prozesserzeugung erfolgreich, öffnet der Elternprozess in Zeile 37 die Pipe für Schreibzugriffe mit der Funktion `open` und schreibt in Zeile 40 mit der Funktion `write` eine Zeichenkette in den Schreibkanal. Anschließend schließt der Elternprozess den Zugriff auf die Pipe mit der Funktion `close` in Zeile 43.

Der Kindprozess öffnet in Zeile 58 die Pipe für Lesezugriffe ebenfalls mit der Funktion `open` und liest in Zeile 61 mit der Funktion `read` die Zeichenkette aus dem Lesekanal. Zum Empfang ist ein Empfangspuffer nötig, der in Zeile 55 erzeugt wird und im Beispiel eine Kapazität von 80 Zeichen hat. Anschließend gibt der Kindprozess die empfangene Zeichenkette auf der Kommandozeile aus und schließt den Zugriff auf die Pipe mit der Funktion `close` in Zeile 69. Abschließend entfernt der Kindprozess die Pipe mit der Funktion `unlink` in Zeile 72.

```
1 #include <stdio.h>
2 #include <unistd.h>
3 #include <stdlib.h>
4 #include <fcntl.h>
```

⁵ Das erste Zeichen jedes Dateisystemeintrags in der Ausgabe von `ls -l` gibt an, um welche Art von Datei es sich handelt. Im Fall einer normalen Datei würde sich an dieser Stelle nur ein Bindestrich befinden. Ein Verzeichnis identifiziert der Buchstabe `d`. Sockets haben den Buchstaben `s` und benannte Pipes den Buchstaben `p`. Gerätedateien für zeichenorientierte Geräte haben den Buchstaben `c`, und für blockorientierte Geräte steht der Buchstabe `b`. Symbolische Links (Verknüpfungen), also Dateien, die auf andere Dateien verweisen, identifiziert der Buchstabe `l`.

```
5
6 void main() {
7     int pid_des_Kindes;
8
9     // Die Pipe anlegen
10    if (mkfifo("testfifo",0666) < 0) {
11        printf("Das Anlegen der Pipe ist fehlgeschlagen.\n");
12        // Programmabbruch
13        exit(1);
14    } else {
15        printf("Die Pipe testfifo wurde angelegt.\n");
16    }
17
18    // Einen Kindprozess erzeugen
19    pid_des_Kindes = fork();
20
21    // Es kam beim fork zu einem Fehler
22    if (pid_des_Kindes < 0) {
23        printf("Es kam beim fork zu einem Fehler!\n");
24        // Programmabbruch
25        exit(1);
26    }
27
28    // Elternprozess
29    if (pid_des_Kindes > 0) {
30        printf("Elternprozess: PID: %i\n", getpid());
31
32        // Zugriffskennung der Pipe anlegen
33        int fd;
34        char nachricht[] = "Testnachricht";
35
36        // Die Pipe für Schreibzugriffe öffnen
37        fd = open("testfifo", O_WRONLY);
38
39        // Daten in die Pipe schreiben
40        write(fd, &nachricht, sizeof(nachricht));
41
42        // Die Pipe schließen
43        close(fd);
44
45        exit(0);
46    }
47
48    // Kindprozess
49    if (pid_des_Kindes == 0) {
50        printf("Kindprozess: PID: %i\n", getpid());
51
52        // Zugriffskennung der Pipe anlegen
53        int fd;
```

```

54     // Einen Empfangspuffer anlegen
55     char puffer[80];
56
57     // Die Pipe für Lesezugriffe öffnen
58     fd = open("testfifo", O_RDONLY);
59
60     // Daten aus der Pipe auslesen
61     if (read(fd, puffer, sizeof(puffer)) > 0) {
62         // Empfangene Daten ausgeben
63         printf("Empfangene Daten: %s\n", puffer);
64     } else {
65         printf("Es kam beim Auslesen zu einem Fehler.\n");
66     }
67
68     // Die Pipe schließen
69     close(fd);
70
71     // Die Pipe löschen
72     if (unlink("testfifo") < 0) {
73         printf("Das Löschen ist fehlgeschlagen.\n");
74         // Programmabbruch
75         exit(1);
76     } else {
77         printf("Die Pipe wurde gelöscht.\n");
78     }
79
80     exit(0);
81 }
82 }

```

Listing 9.4 Programmbeispiel zu benannten Pipes (FIFO)

Das Übersetzen des Programms mit dem GNU C Compiler (gcc) unter Linux und das anschließende Ausführen führt im Erfolgsfall zu folgender Ausgabe:

```

Die Pipe testfifo wurde angelegt.
Elternprozess: PID: 12887
Kindprozess: PID: 12888
Empfangene Daten: Testnachricht
Die Pipe wurde gelöscht.

```

Mit benannten Pipes auf der Kommandozeile arbeiten

Auf der Kommandozeile können Pipes in Folgen von Kommandos mit dem senkrechten Strich, dem sogenannten *Pipe-Zeichen* |, realisiert werden. Dieses weist das Betriebssystem an, die Ausgabe des Kommandos

links neben dem Zeichen als Eingabe bei der Ausführung des Kommandos rechts vom Zeichen zu verwenden. Häufig werden solche Verkettungen von Anweisungen zum Filtern von Ausgaben mit dem Kommando `grep` verwendet. Ein Beispiel ist:

```
$ lsof | grep pipe
```

Das Kommando `lsof` gibt in einem Linux-Betriebssystem eine Liste aller existierenden und von mindestens einem Prozess verwendeten benannten Pipes aus. Durch das Kommando `grep pipe`, das die Ausgabe von `lsof` filtert, werden nur diejenigen Zeilen aus der Ausgabe von `lsof` ausgegeben, die das Schlüsselwort `pipe` enthalten.

Die einzelnen Schritte, die das Betriebssystem im obigen Beispiel abarbeitet, sind im Detail nachvollziehbar. In der Shell unter Linux ist es mit dem Kommando `mknod` möglich, eine benannte Pipe zu erzeugen [26]. Das erste Kommando unter den drei folgenden legt eine benannte Pipe `beispielfifo` im aktuellen Verzeichnis an. Anschließend wird die Ausgabe des Kommandos `lsof` in die benannte Pipe umgeleitet. Wichtig ist, dass dieser Prozess mit dem *kaufmännischen* `Und &` in den Hintergrund geschickt und nicht sofort beendet wird. Der Prozess, den das Kommando startet, muss so lange existieren, bis die Daten aus der benannten Pipe ausgelesen sind. Das dritte Kommando `grep` filtert den Inhalt der Pipe und gibt nur die Zeilen mit dem Schlüsselwort `pipe` auf der Kommandozeile aus.

```
$ mknod beispielfifo p
$ lsof > beispielfifo &
$ grep pipe < beispielfifo
```

9.3.4 Sockets

Soll Kommunikation nicht nur zwischen Prozessen auf einem Computer, sondern über Rechnergrenzen hinweg möglich sein, sind *Sockets* die geeignete Form der Interprozesskommunikation. Ein Benutzerprozess kann einen Socket vom Betriebssystem anfordern, und über diesen anschließend Daten versenden und empfangen. Das Betriebssystem verwaltet alle benutzten Sockets und die zugehörigen Verbindungsinformationen. Die Adressierung der einzelnen Prozesse auf einem Computer geschieht mit

Hilfe von Portnummern. Deren Vergabe erfolgt beim Verbindungsaufbau.

Eine weitere positive Eigenschaft von Sockets ist, dass sie Kommunikation zwischen Prozessen ermöglichen, die in verschiedenen Betriebssystemen laufen.

Je nach verwendetem Transportprotokoll, das zur Kommunikation zwischen den Prozessen verwendet wird, unterscheidet man verbindungslose und verbindungsorientierte Sockets.

Verbindungslose Sockets, die auch *Datagram Sockets* heißen, verwenden das Transportprotokoll User Datagram Protocol (UDP). Ein Vorteil verbindungsloser Sockets ist der geringere Verwaltungsaufwand (*Overhead*) von UDP im Vergleich zu TCP. Ein Nachteil ist, dass einzelne UDP-Segmente⁶ einander überholen oder verloren gehen können.

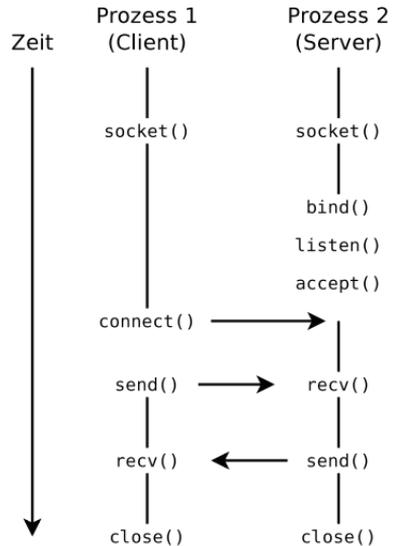
Verbindungsorientierte Sockets, die auch *Stream Sockets* heißen, verwenden das Transportprotokoll Transmission Control Protocol (TCP). Dieses bietet zum Preis des höheren Verwaltungsaufwands eine höhere Verlässlichkeit als UDP, da es verlorene Segmente neu anfordert und die korrekte Reihenfolge der Segmente sicherstellt.

Den Ablauf der Interprozesskommunikation mit verbindungsorientierten Sockets zeigt Abb. 9.14. Die benötigten Funktionen sind:

- `socket` zum Erstellen eines Sockets (Sender und Client benötigen jeweils einen Socket) auf dem lokalen System.
- `bind`, um einen Socket auf Serverseite an eine Portnummer zu binden.
- `listen`, um einen Socket auf Serverseite empfangsbereit zu machen, indem das Betriebssystem eine Warteschlange für Verbindungen mit Clients einrichtet.
- `accept`, um auf Serverseite eintreffende Verbindungsanforderungen von Clients zu akzeptieren.
- `connect`, um vom Client eine Verbindungsanforderung an einen Server zu senden.
- `send` und `recv`, um Daten zwischen Client und Server auszutauschen.
- `close`, um einen Socket auf dem lokalen System zu schließen.

⁶ Segmente sind die Nachrichteneinheiten, mit denen Transportprotokolle kommunizieren.

Abb. 9.14 Ablauf der Kommunikation mit Sockets und dem Transportprotokoll TCP



Das Programmbeispiele in Listing 9.5 und Listing 9.6 zeigen wie Interprozesskommunikation mit Sockets und dem Transportprotokoll TCP unter Linux möglich ist. Das Server-Programm in Listing 9.5 legt in Zeile 33 mit der Funktion `socket` einen Socket an, der das Transportprotokoll TCP (`SOCK_STREAM`) und das Vermittlungsprotokoll IPv4 (`AF_INET`) verwendet. Der Rückgabewert der Funktion ist der Socket-Deskriptor (`sd`), eine positive ganze Zahl.

Socket-Adressen werden in der Programmiersprache C in der Struktur `sockaddr_in` (siehe Zeile 14) gespeichert. Diese enthält die Variablen `sin_family` für die Adressfamilie und `sin_port` für die Portnummer sowie die Struktur `sin_addr` für die Adresse, die wiederum eine Variable `s_addr` enthält.

In Zeile 42 verknüpft der Server mit der Funktion `bind` den Socket mit einer Portnummer. Diese wird im Beispiel als Parameter direkt nach dem Dateinamen (`argv[1]`) beim Start des Programms in der Kommandozeile angegeben und in Zeile 25 in der Variable `portnummer` gespeichert. Die Funktion `atoi` in Zeile 25 konvertiert die Portnummer, die als Zeichenkette vorliegt, in den Datentyp Integer.

```
1 #include <stdlib.h>
2 #include <stdio.h>
3 #include <string.h>
4 #include <sys/types.h>
5 #include <sys/socket.h>
6 #include <netinet/in.h>
7
8 int main(int argc, char *argv[])
9 {
10     int sd;
11     int neuer_socket;
12     int portnummer;
13     int clientadressenlength;
14     struct sockaddr_in adresse;
15
16     char puffer[1024] = { 0 };
17
18     // Die Portnummer muss als Argument angegeben sein
19     if (argc < 2) {
20         printf("Sie müssen eine Portnummer angeben.\n");
21         exit(1);
22     }
23
24     // Das Argument nach dem Datenamen ist die Portnummer
25     portnummer = atoi(argv[1]);
26
27     // Socket-Adresse in der Struktur sockaddr_in speichern
28     adresse.sin_family = AF_INET;
29     adresse.sin_addr.s_addr = INADDR_ANY;
```

```
30  adresse.sin_port = htons(portnummer);
31
32  // Socket erstellen
33  sd = socket(AF_INET, SOCK_STREAM, 0);
34  if (sd < 0) {
35      printf("Der Socket konnte nicht erzeugt werden.\n");
36      exit(1);
37  } else {
38      printf("Der Socket wurde erzeugt.\n");
39  }
40
41  // Socket an eine Portnummer binden
42  if (bind(sd, (struct sockaddr *) &adresse, sizeof(adresse)) < 0) {
43      printf("Der Port ist nicht verfügbar.\n");
44      exit(1);
45  } else {
46      printf("Der Socket wurde an die Portnummer gebunden.\n");
47  }
48
49  // Warteschlange für Verbindungsanforderungen anlegen
50  if (listen(sd, 5) == 0) {
51      printf("Warte auf Verbindungsanforderungen.\n");
52  } else {
53      printf("Es kam beim listen zu einem Fehler.\n");
54  }
55
56  clientadresselength = sizeof(adresse);
57  neuer_socket = accept(sd, (struct sockaddr *) &adresse, &clientadresselength);
```

```
58 if (neuer_socket < 0) {
59     printf("Verbindungsanforderung fehlgeschlagen.\n");
60     exit(1);
61 } else {
62     printf("Verbindung zu einem Client aufgebaut.\n");
63 }
64
65 // Inhalt des Puffers mit Null-Bytes füllen
66 memset(puffer, 0, sizeof(puffer));
67
68 // Nachricht empfangen
69 if (read(neuer_socket, puffer, sizeof(puffer)) < 0) {
70     printf("Der Lesezugriff ist fehlgeschlagen.\n");
71     exit(1);
72 }
73
74 // Empfangene Nachricht lokal ausgeben
75 printf("Empfangene Nachricht: %s\n", puffer);
76
77 char antwort [] = "Server: Nachricht empfangen.\n";
78
79 // Nachricht senden
80 if (write(neuer_socket, antwort, sizeof(antwort)) < 0) {
81     printf("Der Schreibzugriff ist fehlgeschlagen.\n");
82     exit(1);
83 }
84
85 // Socket schließen
86 if (close(neuer_socket) == 0) {
```

```

87     printf("Der verbundene Socket wurde geschlossen.\n");
88 }
89
90 // Socket schließen
91 if (close(sd) == 0) {
92     printf("Der Socket wurde geschlossen.\n");
93 }
94
95 exit(0);
96 }

```

Listing 9.5 Programmbeispiel zu TCP-Sockets (Server)

```

1  #include <stdio.h>
2  #include <stdlib.h>
3  #include <string.h>
4  #include <sys/types.h>
5  #include <sys/socket.h>
6  #include <netinet/in.h>
7  #include <netdb.h>
8
9  int main(int argc, char *argv[])
10 {
11     int sd;
12     int portnummer;
13     struct sockaddr_in adresse;
14     struct hostent *server;
15
16     char puffer[1024] = { 0 };

```

```
17 // Wenn Hostname und Portnummer fehlen...
18 if (argc < 3) {
19     printf("Hostname und/oder Portnummer fehlen.\n");
20     exit(1);
21 }
22
23 // Das zweite Argument ist die Portnummer
24 portnummer = atoi(argv[2]);
25
26 // Socket erstellen
27 sd = socket(AF_INET, SOCK_STREAM, 0);
28 if (sd < 0) {
29     printf("Der Socket konnte nicht erzeugt werden.\n");
30     exit(1);
31 } else {
32     printf("Der Socket wurde erzeugt.\n");
33 }
34
35 // Die IP-Adresse zum Hostnamen erhalten
36 server = gethostbyname(argv[1]);
37 if (server == 0) {
38     printf("Der Server ist nicht erreichbar.\n");
39     exit(1);
40 }
41
42 // Socket-Adresse in der Struktur sockaddr_in speichern
43 adresse.sin_family = AF_INET;
44 inet_aton (argv[1], &adresse.sin_addr.s_addr);
45
```

```
46  adresse.sin_port = htons(portnummer);
47
48  // Verbindungsanfrage an Server senden
49  if (connect(sd, (struct sockaddr *) &adresse, sizeof(adresse)) < 0) {
50      printf("Verbindungsanfrage fehlgeschlagen.\n");
51      exit(1);
52  } else {
53      printf("Verbindung zum Server aufgebaut.\n");
54  }
55
56  printf("Bitte geben Sie die Nachricht ein: ");
57
58  // Inhalt des Puffers mit Null-Bytes füllen
59  memset(puffer, 0, sizeof(puffer));
60
61  // Nachricht von der Kommandozeile einlesen
62  fgets(puffer, sizeof(puffer), stdin);
63
64  // Nachricht senden
65  if (write(sd, puffer, strlen(puffer)) < 0) {
66      printf("Der Schreibzugriff ist fehlgeschlagen.\n");
67      exit(1);
68  }
69
70  // Inhalt des Puffers mit Null-Bytes füllen
71  memset(puffer, 0, sizeof(puffer));
72
73  // Nachricht empfangen
74  if (read(sd, puffer, sizeof(puffer)) < 0) {
```

```
75 printf("Der Lesezugriff ist fehlgeschlagen.\n");
76 exit(1);
77 } else {
78     printf("%s\n", puffer);
79 }
80
81 // Socket schließen
82 if (close(sd) == 0) {
83     printf("Der Socket wurde geschlossen.\n");
84 }
85
86 exit(0);
87 }
```

Listing 9.6 Programmbeispiel zu TCP-Sockets (Client)

Das Einrichten einer Warteschlange für eintreffende Verbindungsanforderungen geschieht mit der Funktion `listen` in Zeile 50. Der zweite Parameter neben dem Socket-Deskriptor ist die maximale Anzahl wartender Verbindungen (für die `accept` noch nicht aufgerufen wurde). In unserem Beispiel kann die Warteschlange fünf Verbindungsanforderungen aufnehmen. Sobald `listen` ausgeführt wurde, *lauscht* der Socket am Port. Er wartet auf eintreffende Verbindungsanforderungen.

Die erste Verbindungsanforderung in der Warteschlange holt die Funktion `accept` in Zeile 57. Der Rückgabewert in der Variable `neuer_socket` ist der Socket-Deskriptor des neuen Sockets. Enthält die Warteschlange keine Verbindungsanforderungen, ist der Prozess blockiert, bis eine Verbindungsanforderung eintrifft. Nachdem eine Verbindungsanforderung mit `accept` angenommen wurde, ist die Verbindung mit dem Client vollständig aufgebaut.

In Zeile 69 liest der Server mit der Funktion `read` eine Nachricht aus dem neuen Socket und schreibt diese in einen Puffer (`puffer`), der in Zeile 16 erzeugt und in Zeile 66 mit Null-Bytes gefüllt wurde. Nachdem der Inhalt des Puffers auf der Kommandozeile in Zeile 75 ausgegeben wurde, wird an den Client zur Bestätigung eine Nachricht zurückgesendet. Dies geschieht, indem das Programm mit der Funktion `write` in Zeile 80 die Nachricht in den neuen Socket schreibt.

In den Zeilen 86 und 91 werden der neue Socket und der *lauschende* Socket mit der Funktion `close` beendet.

Das Programmbeispiel in Listing 9.6 realisiert einen Client, der mit dem Server in Listing 9.5 Daten austauschen kann.

Auch das Client-Programm erzeugt in Zeile 28 mit der Funktion `socket` einen Socket, der das Transportprotokoll TCP (`SOCK_STREAM`) und das Vermittlungsprotokoll IPv4 (`AF_INET`) verwendet.

In Zeile 37 wandelt das Programm mit der Funktion `gethostbyname` den Hostnamen des Servers in eine IP-Adresse um. Der Hostname wird im Beispiel als Parameter direkt nach dem Dateinamen (`argv[1]`) beim Start des Programms in der Kommandozeile angegeben. Der zweite Parameter nach dem Dateinamen (`argv[2]`) enthält die Portnummer des Servers.

In den Zeilen 44–46 speichert das Programm die Adressfamilie, IP-Adresse und Portnummer des Servers in der Variable `adresse`, die der Struktur `sockaddr_in` entspricht.

Mit der Funktion `connect` in Zeile 49 sendet der Client eine Verbindungsanforderung an den Server. Wenn der Rückgabewert der Funktion dem Wert 0 entspricht, war die Verbindungsanforderung erfolgreich.

In der Zeile 62 wird eine Zeichenkette auf der Eingabeaufforderung eingelesen und in der Variable `puffer` gespeichert, die zuvor in Zeile 59 mit Null-Bytes gefüllt wurde. Den Inhalt der Variable `puffer` schreibt die Client-Anwendung in Zeile 65 mit der Funktion `write` in den neuen Socket und damit sendet er ihn an den Server.

Nachdem der Inhalt der Variable in Zeile 71 erneut mit Null-Bytes überschrieben wurde, empfängt die Client-Anwendung in Zeile 74 mit der Funktion `read` eine Nachricht des Servers, speichert sie in der Variable `puffer` und gibt sie auf der Eingabeaufforderung aus.

Abschließend beendet die Funktion `close` in Zeile 82 den Socket.

Das Übersetzen der Programme mit dem GNU C Compiler (`gcc`) unter Linux und das anschließende Ausführen führt im Erfolgsfall zu folgender Ausgabe auf dem Server:

```
./tcp_socket_server 50002
Der Socket wurde erzeugt.
Der Socket wurde an die Portnummer gebunden.
Warte auf Verbindungsanforderungen.
Verbindung zu einem Client aufgebaut.
Empfangene Nachricht: Das ist eine Testnachricht.

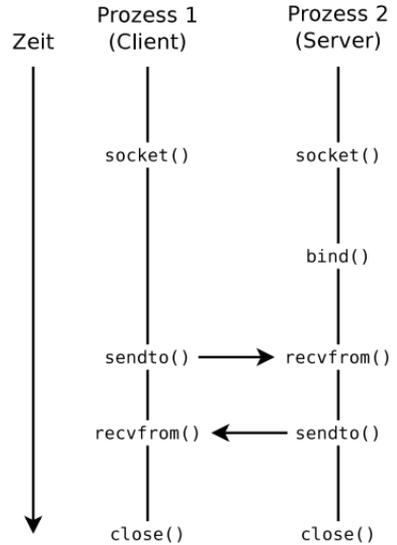
Der verbundene Socket wurde geschlossen.
Der Socket wurde geschlossen.
```

Anhand der Ausgabe von Client und Server ist ersichtlich, dass sich bei der Ausführung beide Prozesse im gleichen Betriebssystem und damit auf dem gleichen Computersystem befanden. Die Ausgabe auf dem Client ist wie folgt:

```
./tcp_socket_client localhost 50002
Der Socket wurde erzeugt.
Verbindung zum Server aufgebaut.
Bitte geben Sie die Nachricht ein: Das ist eine
    Testnachricht.
Server: Nachricht empfangen.

Der Socket wurde geschlossen.
```

Abb. 9.15 Ablauf der Kommunikation mit Sockets und dem Transportprotokoll UDP



Der Ablauf der Kommunikation mit verbindungslosen Sockets (siehe Abb. 9.15) unterscheidet sich nur geringfügig von verbindungsorientierten Sockets. Die einzigen beiden Unterschiede sind der Wegfall des Verbindungsaufbaus mit den Funktionen `listen`, `accept` und `connect` sowie die Verwendung der Funktionen `sendto` und `recvfrom` anstatt `send` und `recv`. Aus Platzgründen und wegen der großen Ähnlichkeit zwischen verbindungslosen und verbindungsorientierten Sockets enthält dieses Werk keine Programmbeispiele zu UDP-Sockets.

9.4 Kooperation von Prozessen

Der Schutz kritischer Abschnitte, so dass es keine Überlappung in der Ausführung gibt, ist mit dem einfachen Konzept der Sperren möglich (siehe Abschn. 9.2.2). Zwei komplexere Konzepte, die die Kooperation mehrerer Prozesse ermöglichen, sind Semaphoren und Mutexe.

9.4.1 Semaphor

Zur Sicherung kritischer Abschnitte kann außer den bekannten Sperren (siehe Abschn. 9.2.2) auch das bereits in den 1960er Jahren von Edsger Dijkstra entwickelte Konzept der *Semaphoren* [15] eingesetzt werden.

Eine Semaphore ist eine ganzzahlige, nichtnegative Zäblersperre. Im Gegensatz zu Sperren, die immer nur einem Prozess das Betreten des kritischen Abschnitts erlauben können, ist es mit einer Semaphore möglich, mehreren Prozessen das Betreten des kritischen Abschnitts zu erlauben. Prozesse, die darauf warten, die Semaphore passieren zu dürfen, sind im Zustand `blockiert` und warten darauf, vom Betriebssystem in den Zustand `bereit` überführt zu werden, wenn die Semaphore den Weg freigibt [62].

Das Konzept der Semaphoren beinhaltet die beiden in Abb. 9.16 dargestellten Zugriffsoperation P und V . Diese sind atomar, also nicht unterbrechbar. Die P -Operation⁷ prüft den Wert der Zähsperre (bzw. Zählvariable) und versucht, ihren Wert zu verringern. Ist der Wert 0, wird der Prozess blockiert. Ist der Wert > 0 , wird er um den Wert 1 erniedrigt.

Die V -Operation⁸ erhöht als erstes den Wert der Zähsperre um eins. Warten bereits Prozesse darauf, die Zähsperre passieren zu dürfen, wird der am längsten wartende Prozess deblockiert. Der soeben deblockierte Prozess setzt dann seine P -Operation fort und erniedrigt als erstes den Wert der Zähsperre.

Die beschriebene FIFO-Vorgehensweise, bei der der am längsten wartende Prozess als erstes aus der Warteschlange geholt wird, entspricht dem Konzept der *starken Semaphore* [60]. Dieses ist die typische Form der Semaphore, die Betriebssysteme bereitstellen. Ein Vorteil dieser Vorgehensweise ist, dass wartende Prozesse nicht verhungern können.

Ein anderes Konzept ist die *schwache Semaphore* [60]. Hier werden Prozesse nicht abhängig vom Zeitpunkt der Blockierung aus der

⁷ Das P geht ursprünglich auf die holländischen Wörter *probeerren* (deutsch: probieren) und *passeeren* (deutsch: passieren) zurück [36, 54, 62].

⁸ Das V geht ursprünglich auf die holländischen Wörter *verhogen* (deutsch: erhöhen) und *vrijgeven* (deutsch: freigeben) zurück [36, 54, 62].

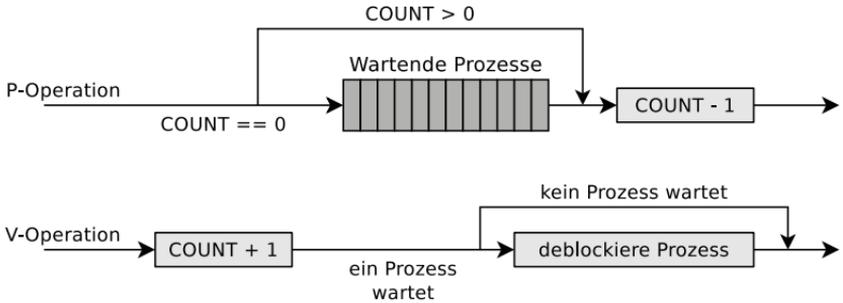


Abb. 9.16 Die P-Operation versucht, den Wert einer Semaphore zu verringern, und die V-Operation erhöht den Wert einer Semaphore [62]

Warteschlange geholt, sondern es ist zum Beispiel die Prozesspriorität entscheidend. Solche Semaphore sind unter anderem dort hilfreich, wo Echtzeitbetrieb (siehe Abschn. 3.6) realisiert werden soll.

Erzeuger/Verbraucher-Beispiel

Ein Szenario⁹, das den Nutzen von Semaphore anschaulich zeigt, ist das Erzeuger/Verbraucher-Beispiel. Dabei sendet ein Daten erzeugender Prozess (der Erzeuger) diese Daten an einen anderen Prozess (den Verbraucher).

Ein endlicher Zwischenspeicher (Puffer) soll Wartezeiten des Verbrauchers minimieren. Der Erzeuger legt Daten in den Puffer und der Verbraucher entfernt sie aus diesem (siehe Abb. 9.17). Ist der Puffer voll, muss der Erzeuger blockieren. Bei einem leeren Puffer muss der Verbraucher blockieren. Um Inkonsistenzen zu vermeiden, ist gegenseitiger Ausschluss zwingend erforderlich.

Zur Synchronisation der Zugriffe auf den Puffer werden drei Semaphore leer, voll und mutex benötigt.

⁹ Außer dem in diesem Werk beschriebenen Erzeuger/Verbraucher-Beispiel gibt es noch zahlreiche andere in der Literatur populäre Beispiele für den Einsatz von Semaphore zur Kooperation von Prozessen. Zwei weitere bekannte Beispiele sind das *Leser-/Schreiberproblem* [6, 17, 18, 54, 60, 65], bei dem es um den gleichzeitigen Zugriff mehrerer Prozesse auf eine gemeinsame Speicherstelle geht, sowie das *Philosophenproblem* [17, 47, 54], bei dem mehrere Prozesse in einer Art und Weise auf knappe Ressourcen zugreifen sollen, damit keiner verhungert.

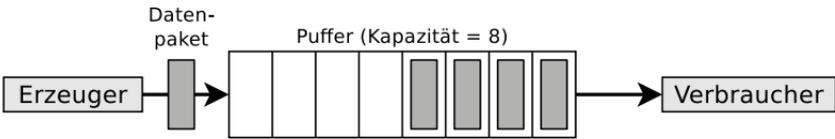


Abb. 9.17 Beim Erzeuger/Verbraucher-Beispiel schreibt ein Prozess Daten in einen Zwischenspeicher und ein anderer Prozess entnimmt Daten

Die Semaphore `leer` zählt die freien Plätze im Puffer. Der Erzeuger-Prozess erniedrigt sie mit der P-Operation, der Verbraucher-Prozess erhöht sie mit der V-Operation. Wenn `leer` den Wert 0 hat, ist der Puffer vollständig belegt und der Erzeuger-Prozess blockiert.

Die Semaphore `voll` zählt die Datenpakete, also die belegten Plätze im Puffer. Der Erzeuger-Prozess erhöht sie mit der V-Operation, der Verbraucher-Prozess erniedrigt sie mit der P-Operation. Wenn `voll` den Wert 0 hat, ist der Puffer leer und der Verbraucher-Prozess blockiert.

Die Semaphore `voll` und `leer` werden gegenläufig zueinander eingesetzt.

Die *binäre Semaphore* `mutex` ist für den wechselseitigen Ausschluss zuständig. Binäre Semaphore werden mit dem Wert 1 initialisiert und garantieren, dass zwei oder mehr Prozesse nicht gleichzeitig in ihre kritischen Bereiche eintreten können.

Listing 9.7 zeigt eine mögliche Lösung des Erzeuger/Verbraucher-Beispiels mit den in diesem Abschnitt beschriebenen drei Semaphore.

Semaphoren unter Linux

Das Konzept der Semaphore unter Linux weicht in einigen Punkten vom Konzept der Semaphore nach Dijkstra ab. Unter Linux und anderen Unix-ähnlichen Betriebssystemen kann die Zählvariable mit einer P- oder V-Operation um mehr als den Wert 1 erhöht bzw. erniedrigt werden. Es können auch Zugriffsoperationen auf mehreren verschiedenen Semaphore atomar durchgeführt werden. So können zum Beispiel mehrere P-Operationen zusammengefasst und nur dann durchgeführt werden, wenn keine der P-Operationen blockiert [62]. Das ist aber nur dann möglich, wenn sich die Semaphore in einer *Semaphorengruppe* befinden.

```

1  typedef int semaphore;
2  semaphore voll = 0;
3  semaphore leer = 8;
4  semaphore mutex = 1;
5
6  void erzeuge (void) {
7      int daten;
8      while (TRUE) {
9          erzeugeDatenpaket (daten);
10         P(leer);
11         P(mutex);
12         einfüegenDatenpaket (daten);
13         V(mutex);
14         V(voll);
15     }
16 }
17
18 void verbraucher (void) {
19     int daten;
20     while (TRUE) {
21         P(voll);
22         P(mutex);
23         entferneDatenpaket (daten);
24         V(mutex);
25         V(leer);
26         verbracheDatenpaket (daten);
27     }
28 }

```

Listing 9.7 Realisierung des Erzeuger/Verbraucher

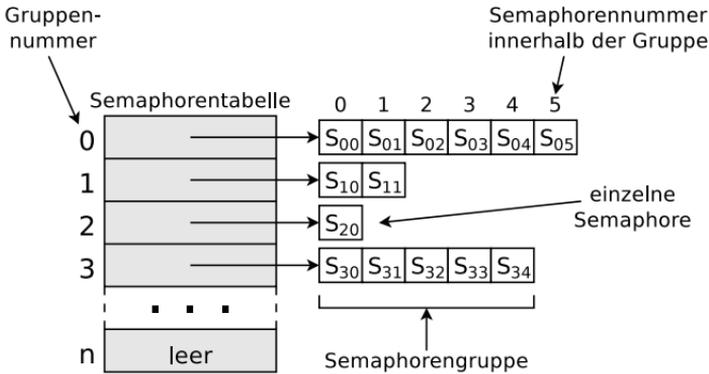


Abb. 9.18 Die Semaphortabelle unter Linux verweist auf Arrays mit mehreren Semaphoren [62]

Tab. 9.4 Linux-Systemaufrufe zur Verwaltung von Semaphoren

Systemaufruf	Funktionalität
semget	Neue Semaphore oder eine Gruppe von Semaphoren erzeugen oder eine bestehende Semaphore öffnen
semctl	Wert einer existierenden Semaphore oder einer Semaphoregruppe abfragen, ändern oder eine Semaphore löschen
semop	P- und V-Operationen auf Semaphoren durchführen

Der Linux-Betriebssystemkern verwaltet eine *Semaphortabelle* (siehe Abb. 9.18), die Verweise auf Arrays mit Semaphoren enthält. Jedes Array enthält eine einzelne oder eine Gruppe von Semaphoren und wird über den Index der Tabelle identifiziert. Einzelne Semaphoren werden über den Tabellenindex und die Position in der Gruppe angesprochen

Linux stellt drei Systemaufrufe für die Arbeit mit Semaphoren bereit (siehe Tab. 9.4).

Eine Übersicht über die existierenden Semaphoren in einem Linux-System liefert die Ausgabe des Kommandos `ipcs`.

Das Löschen von Semaphoren ist genau wie bei gemeinsamen Speicherbereichen und Nachrichtenwarteschlangen auch von der Eingabeaufforderung aus mit dem Kommando `ipcrm` möglich.

9.4.2 Mutex

Wird die Möglichkeit einer Semaphore zu zählen nicht benötigt, kann die vereinfachte Version einer Semaphore, der *Mutex*¹⁰, verwendet werden. Mit dem Konzept des Mutex ist der Schutz kritischer Abschnitte möglich, auf die zu jedem Zeitpunkt immer nur ein Prozess zugreifen darf.

Ein Mutex kann nur die beiden Zustände *belegt* und *nicht belegt* annehmen. Aus diesem Grund ist die Funktionalität eines Mutex mit der einer *binären Semaphore* identisch.

Linux stellt die beiden Systemaufrufe `mutex_lock` und `mutex_unlock` und die gleichnamigen Bibliotheksfunktionen für die Arbeit mit Mutexen bereit. `mutex_lock` entspricht der P-Operation und `mutex_unlock` entspricht der V-Operation.

Will ein Prozess auf den kritischen Abschnitt zugreifen, ruft er `mutex_lock` auf. Ist der kritische Abschnitt nicht gesperrt, kann der Prozess eintreten. Ist der kritische Abschnitt gesperrt, wird der Prozess blockiert, bis der Prozess im kritischen Abschnitt fertig ist und `mutex_unlock` aufruft. Warten mehrere Prozesse auf den kritischen Abschnitt, entscheidet der Zufall [54].

9.4.3 Monitor

Ein weiteres Konzept zum Schutz kritischer Abschnitte ist der von Per Brinch Hansen [21] und Tony Hoare [27] in den 1970er Jahren entwickelte *Monitor*. Ein Monitor besteht aus einer Datenstruktur und Zugriffsoperationen darauf, die als Modul zusammengefasst sind [1]. Prozesse können die Zugriffsoperationen des Monitors aufrufen, aber nicht auf die interne Datenstruktur des Monitors zugreifen [17]. Der Compiler realisiert den Monitor als exklusives Betriebsmittel¹¹, indem er auf der Ebene des Betriebssystems die Konzepte Mutex oder Semaphore verwendet. Für den Softwareentwickler geschieht dies transparent.

¹⁰ Der Begriff *Mutex* ist abgeleitet von *Mutual Exclusion*, also *wechselseitiger Ausschluss*.

¹¹ Der Compiler stellt sicher, dass zu jedem Zeitpunkt nur ein Prozess auf den Monitor und damit auf dem kritischen Abschnitt zugreifen kann.

Monitore bieten eine vergleichbare Funktionalität wie Mutexe oder binäre Semaphoren. Zudem ist die Arbeit mit ihnen im Vergleich zu Semaphoren einfacher und weniger fehleranfällig.

Beispiele für Programmiersprachen, die das Monitor-Konzept anbieten, sind Java¹² und Python [2]. Bei anderen Sprachen wie beispielsweise C und PHP fehlt das Monitor-Konzept. Hier müssen die Softwareentwickler zum Schutz kritischer Abschnitte auf Semaphoren oder Mutexe zurückgreifen.

Aus Platzgründen und wegen der großen Ähnlichkeit zum Konzept des Mutex enthält dieses Werk keine weiteren Informationen zu Monitoren. Eine intensive Auseinandersetzung mit diesem Thema bieten [7, 54, 60, 63].

¹² Wenn unter Java eine Methode oder ein Codebereich mit dem Schlüsselwort `synchronized` gekennzeichnet ist, erzeugt die Laufzeitumgebung einen Monitor und garantiert den exklusiven Zugriff darauf [29]. Der Zugriff auf einen Monitor bzw. dessen Freigabe geschieht unter Java mit den Methoden `wait`, `notify` und `notifyAll`.

Virtualisierung ist eine Herangehensweise in der Informationstechnik, die Ressourcen so in einer logischen Sicht zusammenfasst, dass ihre Auslastung optimiert werden kann. Das Schlagwort Virtualisierung umfasst mehrere grundsätzlich verschiedene Konzepte und Technologien.

Dieses Kapitel stellt die aus Sicht der Betriebssysteme interessanten Virtualisierungstechniken vor. Bei diesen handelt es sich um Partitionierung, Hardware-Emulation, Anwendungsvirtualisierung, vollständige Virtualisierung, Paravirtualisierung, Hardware-Virtualisierung und Betriebssystem-Virtualisierung. Andere Virtualisierungstechniken wie Netzwerk- oder Speichervirtualisierung behandelt dieser Werk nicht.

Die meisten in diesem Kapitel vorgestellten Virtualisierungstechniken ermöglichen die Erzeugung *virtueller Maschinen* (VM). Jede VM läuft in einer abgeschotteten Umgebung auf einer physischen Hardware und verhält sich wie ein vollwertiger Computer mit eigenen Komponenten. In einer VM kann ein Betriebssystem mit Anwendungen genau wie auf einem realen Computer laufen. Die Anwendungen, die in einer VM laufen, bemerken diesen Umstand nicht. Anforderungen der Betriebssystem-Instanzen werden von der Virtualisierungssoftware transparent abgefangen und auf die real vorhandene oder emulierte Hardware umgesetzt.

10.1 Partitionierung

Beim Virtualisierungskonzept *Partitionierung* können Teilsysteme auf den Gesamtressourcen eines Computersystems definiert werden. Jedes Teilsystem kann eine lauffähige Betriebssysteminstanz enthalten und verhält sich wie ein eigenständiger Computer. Die Ressourcen (Prozessor, Hauptspeicher, Datenspeicher, etc.) werden von der Firmware des Computers verwaltet, die diese den virtuellen Maschinen zuteilt. Eine zusätzliche Software zur Realisierung der Virtualisierungsfunktionalität ist nicht nötig (siehe Abb. 10.1).

Partitionierung kommt zum Beispiel bei IBM Großrechnern (zSerie) oder Midrange-Systemen (pSerie) mit Prozessoren der Serien Power5/6/7 zum Einsatz. Eine Änderung der Ressourcenzuteilung ist auf solchen Systemen im laufenden Betrieb ohne Neustart möglich. Auf einem aktuellen Großrechner können mehrere hundert bis tausend Linux-Instanzen gleichzeitig laufen.

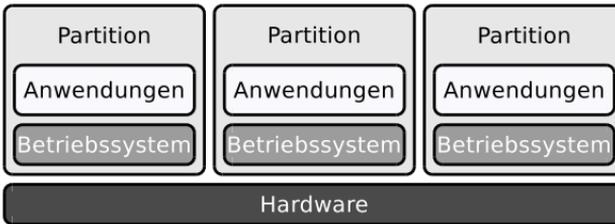
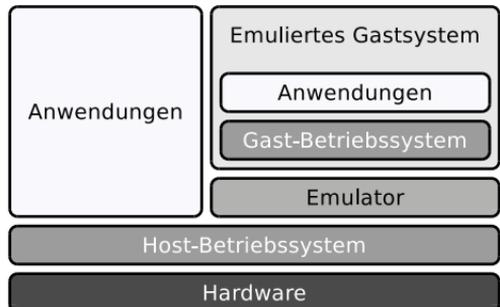


Abb. 10.1 Bei vollständiger Partitionierung werden Teilsysteme definiert, die sich wie eigenständige Computer verhalten

Abb. 10.2 Emulation bildet die komplette Hardware eines Rechnersystems nach



Aktuelle x86-kompatible Prozessoren mit Erweiterungen für Virtualisierungsanwendungen, wie zum Beispiel Intel Vanderpool (VT-x) und AMD Pacifica (AMD-V), unterstützen lediglich die Partitionierung des Prozessors selbst und nicht des Gesamtsystems.

Außerhalb von Großrechnern und Servern spielt Partitionierung in der Praxis keine Rolle.

10.2 Hardware-Emulation

Eine vollständig andere Technologie als Virtualisierung ist die *Emulation*. Diese bildet die komplette Hardware eines Rechnersystems nach, um ein *unverändertes Betriebssystem*, das für eine *andere Hardwarearchitektur* ausgelegt ist, zu betreiben (siehe Abb. 10.2).

Ein Nachteil von Emulatoren ist die geringere Ausführungsgeschwindigkeit im Vergleich mit Virtualisierungslösungen.

Beispiele für Emulatoren sind Bochs¹, Basilisk², DOSBox³, JSLinux⁴, JSNES⁵, MAME⁶, PearPC⁷, QEMU⁸, SheepShaver⁹, Hercules¹⁰ und Virtual PC¹¹.

¹ Bochs emuliert Computer mit den Prozessorfamilien x86 und AMD64.

² Basilisk emuliert die 680x0 Prozessorfamilie, um diejenigen Version von Mac OS (bis einschließlich Version 8.1) zu betreiben, die auf 68K-Macintoshs lauffähig sind.

³ DOSBox emuliert einen Computer mit x86-Prozessor und weitere Hardware, die zum Betrieb von MS-DOS und Windows 3x benötigt wird oder hilfreich ist.

⁴ JSLinux emuliert einen Computer mit einem x86-kompatiblen 32 Bit-Prozessor. Der Emulator wurde in JavaScript entwickelt und ermöglicht den Betrieb eines einfachen Linux-Betriebssystems im Browser.

⁵ JSNES ist ein Emulator für die NES-Spielkonsole. Der Emulator ist komplett in JavaScript entwickelt und läuft somit im Browser.

⁶ MAME (Multiple Arcade Machine Emulator) emuliert die Hardware klassischer Videospieleautomaten.

⁷ PearPC emuliert einen Computer mit einem PowerPC-Prozessor, um diejenigen Version von Mac OS X zu betreiben, die auf PowerPC-Prozessoren lauffähig sind.

⁸ QEMU emuliert einen Computer und unterstützt verschiedene Prozessorfamilien wie zum Beispiel x86, AMD64 und PowerPC.

⁹ SheepShaver emuliert Computer mit den Prozessorfamilien PowerPC und 680x0, um Mac OS 7/8/9 zu betreiben.

¹⁰ Hercules emuliert IBM-Großrechner der Serien System/360, System/370, System/390 und System z.

¹¹ Microsoft Virtual PC emuliert in der Version für MacOS X auf der PowerPC-Prozessorarchitektur x86-kompatible Prozessoren.

10.3 Anwendungsvirtualisierung

Bei der *Anwendungsvirtualisierung* werden einzelne Anwendungen in einer virtuellen Umgebung ausgeführt, die alle Komponenten bereitstellt, die die Anwendung benötigt. Die virtuelle Maschine befindet sich zwischen der auszuführenden Anwendung und dem Betriebssystem. Ein Beispiel für dieses Virtualisierungskonzept ist die Java Virtual Machine (JVM). Diese ist der Teil der Java-Laufzeitumgebung (JRE), der für die Ausführung des Java-Bytecodes verantwortlich ist (siehe Abb. 10.3). Der Compiler `javac` übersetzt Quellcode in architekturunabhängige `.class`-Dateien, die Bytecode enthalten, der in der Java VM lauffähig ist. Das `java`-Programm startet eine Java-Anwendung in einer Instanz der Java VM.

Ein Vorteil der Anwendungsvirtualisierung ist die Plattformunabhängigkeit. So laufen in Java geschriebene Programme auf allen Betriebssystemen und Hardwarearchitekturen, für die eine Portierung der JVM existiert. Ein Nachteil ist die geringere Ausführungsgeschwindigkeit gegenüber nativer Programmausführung.

Ein weiteres Beispiel für Anwendungsvirtualisierung ist VMware ThinApp, das bis 2008 unter dem Namen Thinstall vertrieben wurde. Diese Lösung ist in der Lage, Windows-Anwendungen in eine einzelne `exe`-Dateien zu packen. Dadurch ist es möglich, Anwendungen ohne lokale Installation unter Windows-Betriebssystemen auszuführen.

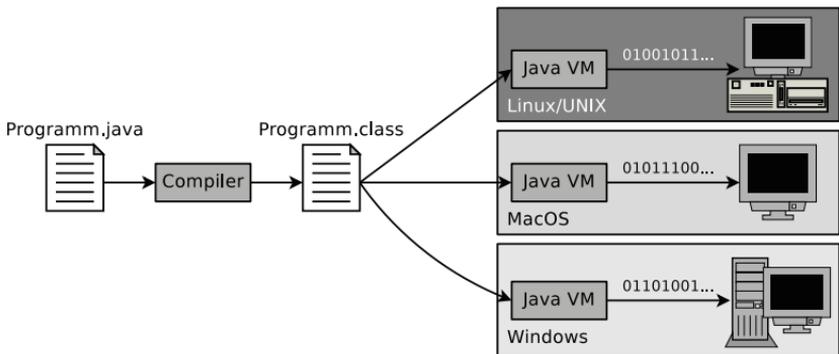
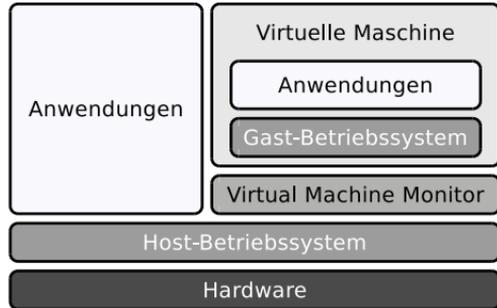


Abb. 10.3 Die Java Virtual Machine ist ein Beispiel für Anwendungsvirtualisierung

Abb. 10.4 Bei vollständiger Virtualisierung organisiert der Typ-2-Hypervisor die Zuweisung der Hardware-ressourcen an die virtuellen Maschinen



Anwendungen können so zum Beispiel direkt von einem USB-Stick ausgeführt werden. Zudem erfolgen keine Einträge in der Windows Registry und es werden keine Umgebungsvariablen und DLL-Dateien auf dem System erstellt. Benutzereinstellungen und erstellte Dokumente speichert diese Lösung in einer eigenen Sandbox.

10.4 Vollständige Virtualisierung

Vollständige Virtualisierungslösungen bieten einer virtuellen Maschine eine vollständige, virtuelle PC-Umgebung inklusive eigenem BIOS. Jedes Gastbetriebssystem erhält eine eigene virtuelle Maschine mit virtuellen Ressourcen wie Prozessor(en), Hauptspeicher, Laufwerke, Netzwerkkarten, etc. Kern der Lösung ist ein sogenannter *Virtueller Maschinen-Monitor* (VMM), der *hosted* als Anwendung im Host-Betriebssystem läuft (siehe Abb. 10.4). Der VMM heißt in der Literatur auch *Typ-2-Hypervisor*.

Die Aufgabe des VMM ist die Zuweisung der Hardwareressourcen an die virtuellen Maschinen. Teilweise emuliert er auch Hardwarekomponenten, die nicht für den gleichzeitigen Zugriff mehrerer Betriebssysteme ausgelegt ist, wie zum Beispiel Netzwerkkarten. Ein sich nebenbei ergebender Vorteil der Emulation populärer Hardware ist die Vermeidung von Treiberproblemen in den Gastbetriebssystemen.

Zum Verständnis der Arbeitsweise des VMM ist eine Auseinandersetzung mit den Virtualisierungsgrundlagen der x86-Architektur sinnvoll. x86-kompatible Prozessoren enthalten traditionell, wie in Abschn. 7.1

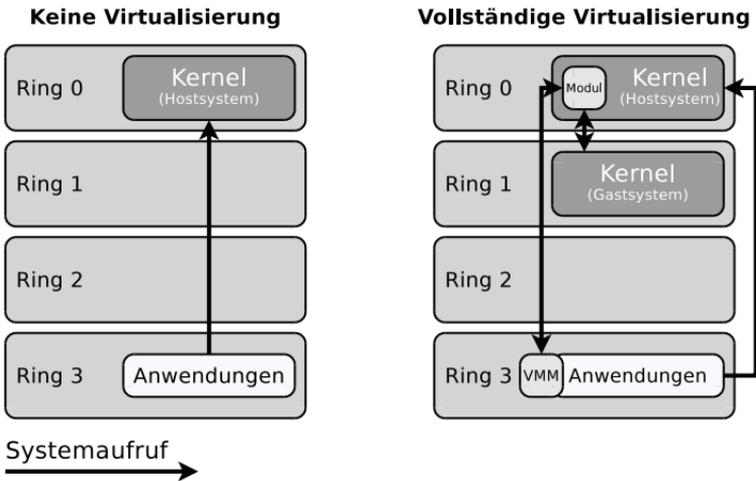


Abb. 10.5 Verwendung der Privilegienstufen auf x86-kompatiblen Prozessoren ohne Virtualisierung und mit vollständiger Virtualisierung

bereits beschrieben, vier Privilegienstufen. Jeder Prozess wird in einem Ring (siehe Abb. 7.1) ausgeführt und kann sich nicht selbstständig aus diesem befreien. Im Ring 0 (*Kernelmodus*) läuft der Betriebssystemkern (siehe Abschn. 3.8) und im Ring 3 (*Benutzermodus*) laufen die übrigen Prozesse (siehe Abb. 10.5). Nur Prozesse im Kernelmodus haben vollen Zugriff auf die Hardware. Will ein Prozess im Benutzermodus eine höher privilegierte Aufgabe, zum Beispiel einen Hardwarezugriff durchführen, kann er das dem Betriebssystemkern durch einen Systemaufruf (siehe Kap. 7) mitteilen. Der Prozess im Benutzermodus erzeugt einen Softwareinterrupt, der in Ring 1 abgefangen und dort behandelt wird.

Vollständige Virtualisierung nutzt die Tatsache, dass Betriebssysteme auf x86-kompatible Prozessoren meist nur zwei Privilegienstufen verwenden. Der VMM läuft wie die Anwendungen in Ring 3 und die virtuellen Maschinen befinden sich im weniger privilegierten Ring 1. Der VMM fängt die Softwareinterrupts der Gastbetriebssystem ab, interpretiert und behandelt sie mit Hilfe seiner Routinen zur Unterbrechungsbehandlung. Virtuelle Maschinen erhalten nur über den VMM Zugriff auf die Hard-

ware. Das garantiert einen kontrollierten Zugriff auf die von mehreren Betriebssystemen gemeinsam genutzten Systemressourcen.

Positive Aspekte des Konzepts der vollständigen Virtualisierung sind, dass nur geringe Änderungen an den Host- und Gastbetriebssystemen erforderlich sind. Da der VMM Zugriffe auf die wichtigsten Hardwareressourcen nur durchreicht und diese Hardware nicht emuliert, können die Gastbetriebssysteme mit einer fast nativen Verarbeitungsgeschwindigkeit ausgeführt werden. Ein weiterer Vorteil dieses Virtualisierungskonzepts ist, dass jedes Gastbetriebssystem seinen eigenen Betriebssystemkern enthält, was flexible Einsatzmöglichkeiten mit sich bringt. So ist es beispielsweise möglich, zu Testzwecken verschiedene Versionen eines Betriebssystemkerns oder verschiedene Betriebssysteme in diversen virtuellen Maschinen auf einer physischen Hardware zu Test- oder Entwicklungszwecken zu betreiben.

Nachteilig sind die häufigen Prozesswechsel, denn jeder Prozesswechsel verbraucht Rechenzeit. Fordert eine Anwendung im Gastbetriebssystem die Ausführung einer privilegierten Aufgabe an, fängt der VMM diese Anforderung ab und weist deren Ausführung beim Betriebssystemkern des Host-Betriebssystems an.

Beispiele für Virtualisierungslösungen, die auf dem Konzept des VMM basieren, sind Kernel-based Virtual Machine (KVM), Mac-on-Linux, Microsoft Virtual PC (in der Version für x86), Oracle VirtualBox, Parallels Desktop, Parallels Workstation, VMware Server, VMware Workstation und VMware Fusion.

10.5 Paravirtualisierung

Bei der *Paravirtualisierung* verwenden die Gastbetriebssysteme eine abstrakte Verwaltungsschicht, den Hypervisor, um auf physische Ressourcen zuzugreifen. Der Hypervisor ist in diesem Fall ein sogenannter *Typ-1-Hypervisor*, der direkt (englisch: *bare metal*) auf der Systemhardware ohne ein dazwischenliegendes Host-Betriebssystem läuft und die Hardwareressourcen unter den Gastsystemen verteilt, so wie ein Betriebssystem dies unter den laufenden Prozessen tut.

Der Hypervisor läuft im privilegierten Ring 0. Ein Host-Betriebssystem ist wegen der Gerätetreiber zwingend nötig. Dieses läuft nicht mehr

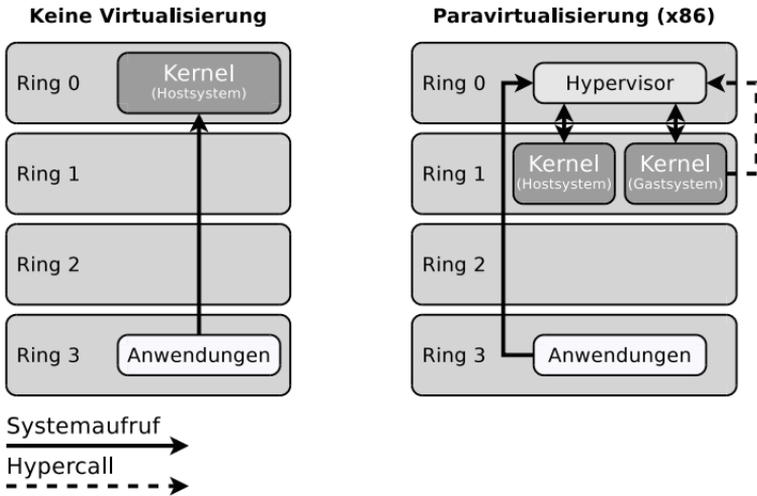


Abb. 10.6 Bei Paravirtualisierung ist ein Host-Betriebssystem wegen der Gerätetreiber zwingend nötig

in Ring 0, sondern im weniger privilegierten Ring 1. Da der Kern des Host-Betriebssystems durch seine Position in Ring 1 keine privilegierten Anweisungen mehr ausführen kann, stellt der Hypervisor sogenannte *Hypercalls* zur Verfügung. Diese sind vergleichbar mit Systemaufrufen, aber die Nummern der Softwareinterrupts sind verschieden. Fordert eine Anwendung die Ausführung eines Systemaufrufs an, wird eine Ersatzfunktion im Hypervisor aufgerufen. Der Hypervisor weist dann die Ausführung des entsprechenden Systemaufrufs beim Kern des Host-Betriebssystems an (siehe Abb. 10.6).

Problematisch ist, dass in den Kernen der Gast-Betriebssysteme alle Systemaufrufe für Hardware-Zugriffe durch die entsprechenden Hypercall-Aufrufe ersetzt werden müssen, was in der Regel nur bei Betriebssystemen möglich ist, die als freie Software vorliegen. Ein Vorteil dieses Virtualisierungskonzepts ist, dass das Abfangen und Prüfen der Systemaufrufe durch den Hypervisor nur zu geringen Geschwindigkeitseinbußen führt.

Beispiele für Virtualisierungslösungen, die auf dem Konzept der Paravirtualisierung basieren, sind Xen, Citrix Xenserver, Virtual Iron und VMware ESX Server.

10.6 Hardware-Virtualisierung

Aktuelle x86-kompatible Prozessoren von Intel und AMD enthalten Erweiterungen, um Hardware-Virtualisierung zu ermöglichen. Ein Vorteil dieser Erweiterungen ist, dass unveränderte Betriebssysteme als Gast-Systeme ausgeführt werden können. Die Lösungen von Intel und AMD sind ähnlich, aber inkompatibel zueinander. Seit 2006 enthalten AMD64-Prozessoren den Secure-Virtual-Machine-Befehlssatz (SVM). Diese Lösung heißt *AMD-V* und war vorher als *Pacifica* bekannt.

Die Lösung von Intel heißt *VT-x* und war zuvor unter dem Stichwort *Vanderpool* bekannt.

Die Erweiterung führte zu einer Überarbeitung der Privilegienstruktur, da ein neuer Ring -1 für den Hypervisor hinzugefügt wurde (siehe Abb. 10.7). Der Hypervisor bzw. VMM läuft im Ring -1 und besitzt jederzeit die volle Kontrolle über den Prozessor und die übrigen Hardwareressourcen, da mit Ring -1 ein höheres Privileg als Ring 0 existiert.

Die virtuellen Maschinen laufen in Ring 0 und heißen in einem solchen Kontext auch Hardware Virtual Machine (HVM).

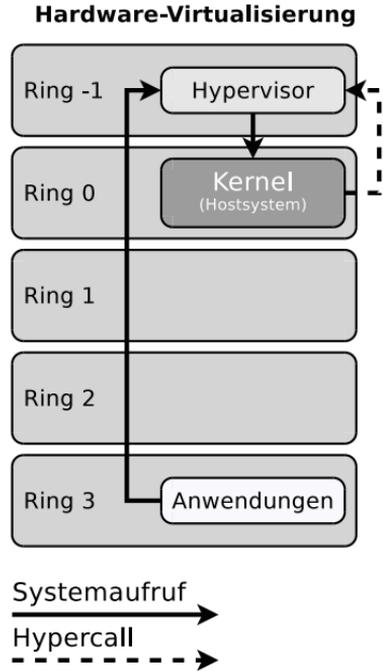
Die Vorteile der Hardware-Virtualisierung sind, dass Gastbetriebssysteme nicht angepasst sein müssen. Dadurch laufen auch proprietäre Betriebssysteme wie zum Beispiel Windows als Gastsysteme.

Beispiele für Virtualisierungslösungen, die Hardware-Virtualisierung unterstützen, sind Xen seit Version 3, Windows Server ab Version 2008 (Hyper-V), VirtualBox und KVM.

10.7 Betriebssystem-Virtualisierung

Bei der *Betriebssystem-Virtualisierung* laufen unter ein und demselben Betriebssystemkern mehrere voneinander abgeschottete identische Systemumgebungen, die von den unterschiedlichen Lösungen in der Regel *Container* und seltener *Jails* genannt werden (siehe Abb. 10.8). Beim

Abb. 10.7 Bei Hardware-Virtualisierung läuft der Hypervisor im neuen Ring -1 und das Host-Betriebssystem wieder in Ring 1



Start einer virtuellen Maschine wird also im Gegensatz zur vollständigen Virtualisierung, Paravirtualisierung und Emulation kein zusätzliches Betriebssystem gestartet, sondern eine isolierte Laufzeitumgebung erzeugt. Aus diesem Grund verwenden alle Container denselben Betriebssystemkern.

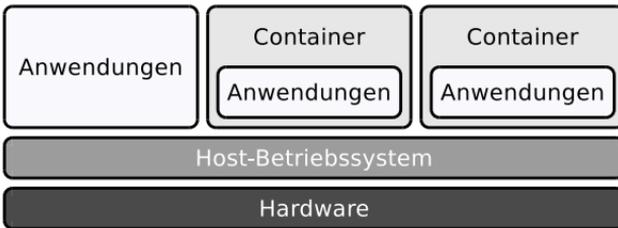


Abb. 10.8 Bei Betriebssystem-Virtualisierung kann das Betriebssystem voneinander abgeschottete identische Systemumgebungen (Container) erzeugen

Anwendungen, die in einem Container laufen, sehen nur Anwendungen im gleichen Container. Ein Vorteil dieses Virtualisierungskonzepts ist der geringe Verwaltungsaufwand, da der Betriebssystemkern in gewohnter Weise die Hardware verwaltet. Je nach konkretem Anwendungsfall ist die Beschränkung auf nur einen Betriebssystemkern eine Einschränkung, da es bei Betriebssystem-Virtualisierung nicht möglich ist, verschiedene Betriebssysteme gleichzeitig auf einer physischen Hardware zu verwenden. Es werden nur unabhängige Instanzen eines Betriebssystems gestartet.

Dieses Virtualisierungskonzept ist besonders da hilfreich, wo Anwendungen in isolierten Umgebungen mit hoher Sicherheit betrieben werden sollen. Ein Anwendungsbeispiel sind Internet-Service-Provider, die (virtuelle) Root-Server oder Webdienste auf Mehrkernprozessorarchitekturen anbieten. Ein weiterer Anwendungsfall ist die automatisierte Installation komplexer Anwendungssoftware wie eines Web-Servers oder einer Datenbank, ohne auf Paketabhängigkeiten auf dem Betriebssystem Rücksicht nehmen zu müssen und ohne dieses zu verändern.

Beispiele für Virtualisierungslösungen, die Betriebssystem-Virtualisierung realisieren, sind Docker, das Betriebssystem Solaris von Oracle (vormals Sun Microsystems), OpenVZ für Linux, Linux-VServer, das Betriebssystem FreeBSD, Virtuozzo¹² und FreeVPS.

¹² Virtuozzo ist die kommerzielle Variante von OpenVZ.

Glossar

Adressbus Speicheradressen und Peripherie-Geräte werden über den Adressbus angesprochen (adressiert).

ASCII American Standard Code for Information Interchange. 7-Bit-Zeichenkodierung.

Auslagerungsspeicher Ein Speicherbereich (Datei oder Partition) auf einer Festplatte oder SSD, in der das Betriebssystem Teile des Hauptprozessors auslagert.

Batchbetrieb Siehe Stapelbetrieb.

Benutzermodus Hier laufen alle Prozesse außer dem Betriebssystemkern. Prozesse im Benutzermodus arbeiten ausschließlich mit virtuellem Speicher.

Betriebssystemkern Zentrale Komponente eines Betriebssystems, dessen Funktionen die Kernfunktionalitäten wie Benutzer-, Hardware-, Prozess- und Datenverwaltung ermöglichen.

Bit Kleinstmögliche Informationseinheit. Zwei mögliche Zustände.

Block Siehe Sektor.

BSS Block Started by Symbol. Der Teil des Heaps eines Prozesses, der die nicht initialisierten Variablen enthält und dynamisch wächst.

Buffer Cache Siehe Page Cache.

Bus Physische Verbindung zwischen Hardwarekomponenten. Computersysteme enthalten zahlreiche unterschiedliche Bussysteme.

Byte Gruppe von 8 Bits.

Cache Ein schneller Puffer-Speicher. Moderne Computersysteme enthalten verschiedene Caches im Prozessor, auf dem Mainboard und in den Speicherlaufwerken. Moderne Betriebssysteme realisieren zudem einen Dateisystem-Cache (Page Cache) im Hauptspeicher.

Cluster Verbünde von Sektoren mit fester Größe. Die kleinste Zuordnungseinheit, die moderne Betriebssysteme auf Speicherlaufwerken ansprechen.

Container Abgeschottete Systemumgebung bei Betriebssystem-Virtualisierung, um Prozesse zu isolieren.

CPU Central Processing Unit. Siehe Prozessor.

Dateisystem Komponente des Betriebssystems, die die strukturierte Ablage der Dateien auf Speicherlaufwerken organisiert.

Datenbus Überträgt Daten zwischen CPU, Arbeitsspeicher und Peripherie.

Datensegment Der Teil des Heaps eines Prozesses, der die initialisierten Variablen und Konstanten enthält. Sein Inhalt wird bei der Prozess-erzeugung aus der Programmdatei gelesen.

Deadlock Zwei oder mehr Prozesse warten auf die von ihnen gesperrten Ressourcen und sperren sich gegenseitig.

Dezimalsystem Stellenwertsystem mit der Basis 10.

Dialogbetrieb Mehrere Benutzer können gleichzeitig über Dialogstationen an einem Großrechner arbeiten.

Dispatcher Siehe Prozessumschalter.

DMA Direct Memory Access. Daten über einen DMA-Controller direkt zwischen Arbeitsspeicher und E/A-Gerät übertragen.

Dualsystem Stellenwertsystem mit der Basis 2.

Echtzeitbetrieb Mehrprogrammbetrieb mit zusätzlichen Echtzeit-Funktionen (z.B. Einhaltung von Zeitschranken).

Einzelbenutzerbetrieb Der Computer steht immer nur einem einzigen Benutzer zur Verfügung.

Einzelprogrammbetrieb Zu jedem Zeitpunkt kann nur ein einziges Programm laufen.

Emulator Bildet die komplette Hardware eines Rechnersystems nach, um ein unverändertes Betriebssystem, das für eine andere Hardwarearchitektur ausgelegt ist, zu betreiben.

FAT File Allocation Table. Datenstruktur, die für jeden Cluster des Dateisystems einen Eintrag enthält, der vermerkt, ob der Cluster frei, das Medium an dieser Stelle beschädigt oder der Cluster von einer Datei belegt ist.

Front-Side-Bus Der Bus zwischen Prozessor und Chipsatz. Er enthält den Adressbus, den Datenbus und den Steuerbus.

GNU GNU's not Unix. Ein seit Mitte der 1980er Jahre maßgeblich von Richard Stallman vorangetriebenes Projekt mit dem Ziel, ein freies, Unix-ähnliches Betriebssysteme zu entwickeln. Seit dieser Zeit ist eine große Anzahl an freien Werkzeugen und Compilern entstanden, ohne die die Entwicklung des Betriebssystems Linux kaum möglich gewesen wäre.

Hauptspeicher Siehe RAM.

Hintergrundspeicher Siehe Swap.

Heap Der dynamische Speicher eines Prozesses, der aus Datensegment und BSS besteht.

Hexadezimalsystem Stellenwertsystem mit der Basis 16.

Hybridkernel Ein Betriebssystemkern, der mehr Funktionen enthält als zwingend nötig, also mehr Funktionen enthält als ein Mikrokern.

Hypervisor Software zur Realisierung virtueller Maschinen. Der Hypervisor weist die Hardwareressourcen den virtuellen Maschinen zu und emuliert Hardwarekomponenten dort, wo es sinnvoll ist und wo ein gleichzeitiger Zugriff durch verschiedene Betriebssysteme nicht möglich ist.

Inode Indexknoten. Eine Datenstruktur im Dateisystem, die für jede Datei erzeugt wird und die alle Verwaltungsdaten (Metadaten) der Datei außer dem Dateinamen enthält.

ISO International Organization for Standardization. Internationale Organisation für Normung.

Interrupt Eine Unterbrechungsanforderung, die den Prozessor anweist, den laufenden Prozess zu unterbrechen.

Journal Datenstruktur, in der in moderne Dateisysteme häufig Schreibzugriffe vor ihrer Durchführung sammeln.

Kachel Siehe Seite.

Kernel siehe Betriebssystemkern.

Kernelmodus Hier läuft der Betriebssystemkern. Prozesse, die im Kernelmodus laufen, haben vollen Zugriff auf die Hardware.

Linux Ein freies, Unix-ähnliches Betriebssystem. Die wichtigsten Komponenten von Linux sind der von Linus Torvalds Anfang der 1990er Jahre initiierte Linux-Betriebssystemkern sowie eine Sammlung freier Werkzeuge und Compiler, die sogenannten GNU-Tools.

Mapping Abbildung des virtuellen Speichers auf den physischen Speicher.

Mehrbenutzerbetrieb Mehrere Benutzer können gleichzeitig mit dem Computer arbeiten.

Mehrprogrammbetrieb Mehrere Programme können gleichzeitig mit dem Computer arbeiten.

Mikrokern Ein minimaler Betriebssystemkern, der nur die nötigsten Funktionen zur Speicher- und Prozessverwaltung sowie zur Synchronisation und Interprozesskommunikation enthält. Gerätetreiber, Treiber für Dateisysteme und alle weiteren Funktionalitäten laufen außerhalb des Kerns im Benutzermodus.

Moduswechsel Sprung vom Benutzermodus in den Kernelmodus.

Multitasking siehe Mehrprogrammbetrieb.

Mutex Ermöglicht wechselseitigen Ausschluss zum Schutz kritischer Abschnitte, auf die zu jedem Zeitpunkt immer nur ein Prozess zugreifen darf. Vereinfachte Version des Semaphoren-Konzepts.

Nachrichtwarteschlange Form der Interprozesskommunikation. Verkettete Liste, in die Prozesse nach dem FIFO-Prinzip Nachrichten ablegen und aus der sie Nachrichten abholen können.

Oktalsystem Stellenwertsystem mit der Basis 8.

Page Cache Ein vom Betriebssystemkern verwalteter Cache im Hauptspeicher, um häufig verwendete Dateien auf lokalen Speicherlaufwerken zwischenzuspeichern.

Paging Organisationskonzept, das den virtuellen Speicher der Prozesse in Form von Seiten gleicher Länge realisiert. Das Betriebssystem verwaltet für jeden Prozess eine Seitentabelle.

Pipe Form der Interprozesskommunikation. Eine Pipe ist ein Kommunikationskanal, die einen gepufferten Datenstrom zwischen zwei Prozessen realisiert.

Programm Folge von Anweisungen in einer Programmiersprache, um Aufgaben mithilfe eines Computers zu bearbeiten.

Protected Mode In diesem Konzept der Speicheradressierung verwenden die Prozesse keine physischen Hauptspeicheradressen, sondern virtuellen Speicher.

Protokoll Vereinbarung von Kommunikationsregeln.

Prozess Eine Instanz eines Programms, das ausgeführt wird.

Prozessor Zentrale Komponente eines Computers. Der Hauptprozessor führt die Maschineninstruktionen des aktuell laufenden Programms Schritt für Schritt aus.

Prozessumschalter Komponente des Betriebssystemkerns, die die Zustandsübergänge der Prozesse durchführt.

RAID Redundant Array of Independent Disks. Verbund mehrerer Speicherlaufwerke, der durch die Benutzer und deren Prozesse wie ein einziges großes Laufwerk wahrgenommen wird und eine bessere Geschwindigkeit und/oder Ausfallsicherheit bietet als ein einzelnes Laufwerk.

RAM Random Access Memory. Der Hauptspeicher (Arbeitsspeicher) eines Computersystems. Ein Speicher mit wahlfreiem Zugriff.

Real Mode In diesem Konzept der Speicheradressierung verwenden die Prozesse physische Hauptspeicheradressen.

Register Speicherbereiche im Prozessor. Der Hauptprozessor enthält unter anderem Datenregister, Adressregister, Stapelregister und diverse Spezialregister.

ROM Read Only Memory. Ein nicht-flüchtiger Lesespeicher.

Sektor Kleinste zugreifbare Einheit auf magnetischen Datenspeichern wie zum Beispiel Festplatten und Disketten. Typischerweise 512 Byte oder bei modernen Laufwerken 4096 Byte groß.

Scheduling Automatische Erstellung eines Ablaufplanes der Prozesse durch das Betriebssystem.

Seite Eine durch die Hardwarearchitektur definierte Menge von Speicherstellen. Der Hauptspeicher wird in gleich große Speicherseiten unterteilt.

Seitentabelle Das Betriebssystem verwaltet für jeden Prozess eine Seitentabelle, mit deren Hilfe es die virtuellen Adressen des Prozesses in physische Speicheradressen umwandelt.

Segmentierung Organisationskonzept, das den virtuellen Speicher der Prozesse in Form von Segmenten unterschiedlicher Länge realisiert. Das Betriebssystem verwaltet für jeden Prozess eine Segmenttabelle.

Semaphore Ganzzahlige, nichtnegative Zählersperre, die mehreren Prozessen das Betreten eines kritischen Abschnitts erlauben kann.

Singletasking siehe Einzelprogrammbetrieb.

Socket Vom Betriebssystem bereitgestellter Kommunikationsendpunkt zur bidirektionalen Interprozesskommunikation über Transportprotokolle.

SSD Solid State Drive. Nichtflüchtiges elektronisches Speichermedium.

Stack Ermöglicht geschachtelte Funktionsaufrufe. Mit jedem Funktionsaufruf werden die Aufrufparameter, Rücksprungadresse und ein Zeiger auf die aufrufende Funktion auf den Stack gelegt. Zudem legen die Funktionen ihre lokalen Variablen auf den Stack.

Stapelbetrieb Betriebsart, bei der das Programm mit allen Eingabedaten vollständig vorliegen muss, bevor die Abarbeitung beginnen kann. Üblicherweise ist Stapelbetrieb interaktionslos.

Steuerbus Dieser überträgt die Kommandos (z.B. Lese- und Schreibweisungen) vom Prozessor und Statusmeldungen von den Peripheriegeräten.

Swap Siehe Auslagerungsspeicher.

Swapping Prozess des Ein- und Auslagern von Daten in den/vom Arbeitsspeicher vom/in den Auslagerungsspeicher (meist eine Datei oder Partition auf einer Festplatte oder SSD).

Systemaufruf Ein Funktionsaufruf im Betriebssystemkern, um eine höher privilegierte Aufgabe, wie zum Beispiel einen Hardwarezugriff, durchführen. Dabei kommt es zum Moduswechsel, also zum Sprung vom Benutzermodus in den Kernelmodus.

System Call Siehe Systemaufruf.

TCP Transmission Control Protocol. Verbindungsorientiertes Transportprotokoll.

Terminal Dialogstationen zur Arbeit an einem Großrechner.

Treiber Eine Sammlung von Funktionen des Betriebssystemkerns, um auf eine Hardware zugreifen zu können.

UID User-ID. Die eindeutige Kennung (Nummer) eines Benutzers im Betriebssystem.

UDP User Datagram Protocol. Verbindungsloses Transportprotokoll.

Unicode Mehrbyte-Zeichenkodierung.

Unix Ein Betriebssystem mit Mehrprogrammbetrieb und Mehrbenutzerbetrieb, das ab Ende der 1960er Jahre von den Bell Labs in der Programmiersprache C entwickelt wurde. Als Erfinder gelten Ken Thompson und Dennis Ritchie. Zahlreiche proprietäre und freie (z.B. Linux) Betriebssysteme bauen auf den Konzepten von UNIX auf.

Virtuelle Maschine Eine abgeschottete Umgebung, die sich wie ein vollwertiger Computer mit eigenen Komponenten verhält.

Zeitscheibe Ein Zeitabschnitt fester Dauer, der periodisch zur Verfügung steht. Während einer Zeitscheibe kann ein Prozess eine Ressource verwenden.

Zeiteilbetrieb Siehe Dialogbetrieb.

Zylinder Alle Spuren auf allen Platten einer Festplatte bei einer Position des Schwungrads.

Literatur

1. Baumgarten U, Siegert H-J (2007) Betriebssysteme, 6. Aufl. Oldenbourg Verlag, München
2. Beazley D, Jones B (2013) Python Cookbook, 3. Aufl. O'Reilly
3. Belady L, Nelson R, Shedler G (1969) An Anomaly in Space-time Characteristics of Certain Programs Running in a Paging Machine. Communications of the ACM. Bnd. 12. Nummer 6
4. Bengel G, Baun C, Kunze M, Stucky K-U (2015) Masterkurs Parallele und Verteilte Systeme. Springer Vieweg, Wiesbaden
5. Bower, T (2009) Operating Systems Study Guide.
<http://faculty.salina.k-state.edu/tim/oss/index.html>. Zugegriffen: 20. Jan. 2017
6. Bräunl T (1993) Parallele Programmierung. Vieweg, Braunschweig/Wiesbaden
7. Brause R (2004) Betriebssysteme, 3. Aufl. Springer, Berlin/Heidelberg
8. Bunting S (2008) EnCase Computer Forensics: The Official EnCE: EnCase Certified Examine, 2. Aufl. Wiley
9. Buyya R, Cortes T, Jin H (2001) Single System Image (SSI). The International Journal of High Performance Computing Applications 15(2)
10. Card R, Ts'o T, Tweedie S (1995) Design and Implementation of the Second Extended Filesystem. Proceedings of the First Dutch International Symposium on Linux. State University of Groningen
11. Chapman B, Curtis T, Pophale S, Poole S, Kuehn J, Koelbel C, Smith L (2010) Introducing OpenSHMEM. Proceedings of the 4th ACM Conference on Partitioned Global Address Space Programming Model. ACM
12. Coffman E, Elphick M, Shoshani A (1971) System Deadlocks. Computing Surveys 3(2):67–78, Juni 1971
13. Contiki: The Open Source OS for the Internet of Things.
<http://www.contiki-os.org>. Zugegriffen: 20. Jan. 2017
14. Dinan J, Balaji P, Lusk E, Sadayappan P, Thakur R (2010) Hybrid Parallel Programming with MPI and Unified Parallel C. Proceedings of the 7th ACM international conference on Computing frontiers. ACM

15. Dijkstra E (1965) Cooperating sequential processes.
<https://www.cs.utexas.edu/~EWD/ewd01xx/EWD123.PDF>. Zugegriffen: 20. Jan. 2017
16. Dorward S, Pike R, Presotto D, Ritchie D, Trickey H, Winterbottom P (1997) The Inferno Operating System. Bell Labs Technical Journal 2(1)
17. Ehses E, Köhler L, Riemer P, Stenzel H, Victor F (2005) Betriebssysteme. Pearson, München
18. Glatz E (2006) Betriebssysteme. dpunkt.verlag, Heidelberg
19. Gropp W, Lusk E, Doss N, Skjellum A (1996) A high-performance, portable implementation of the MPI message passing interface standard. Parallel Computing. 22(6)
20. Grumm H, Sommer M (2011) Einführung in die Informatik. Oldenburg, München
21. Brinch Hansen P (1973) Shared Classes.
<http://brinch-hansen.net/papers/1973b.pdf>. Zugegriffen: 20. Jan. 2017
22. Heiß H.-U (1999) Folienskript Betriebssysteme. Universität Paderborn
<http://www2.cs.uni-paderborn.de/fachbereich/AG/heiss/lehre/bs/>. Zugegriffen: 20. Jan. 2017
23. Herold H (1996) UNIX-Systemprogrammierung, 2. Aufl. Addison-Wesley
24. Herold H (1999) Linux-Unix Kurzreferenz, 2. Aufl. Addison-Wesley
25. Herold H, Lurz B, Wohlrab J (2012) Grundlagen der Informatik, 2. Aufl. Pearson, München
26. Hieronymus A (1993) UNIX-Systemarchitektur und Programmierung. Vieweg, Braunschweig/Wiesbaden
27. Hoare C (1974) Monitors: An Operating System Structuring Concept. Communications of the ACM 17(10):549–557, Oktober 1974
28. Intel 80386 Programmer’s Reference Manual 1986.
<http://css.csail.mit.edu/6.858/2012/readings/i386.pdf>. Zugegriffen: 20. Jan. 2017
29. Jobst F (2015) Programmieren in Java. Hanser, München
30. Kay J, Lauder P (1988) A Fair Share Scheduler. Communications of the ACM 31(1):44–55, Januar 1988
31. Knowlton K (1965) A Fast storage allocator. Communications of the ACM 8(10):623–624, Oktober 1965
32. Knuth D (1968) The Art of Computer Programming – Volume 1, 1. Aufl. Addison-Wesley
33. Leveson N, Turner C (1993) An Investigation of the Therac-25 Accidents. IEEE Computer 26(7):18–41, Juni 1993
34. LINUX System Call Quick Reference.
<http://www.digilife.be/quickreferences/qrc/linux%20system%20call%20quick%20reference.pdf>. Zugegriffen: 20. Jan. 2017
35. Love R (2005) Linux-Kernel-Handbuch, 1. Aufl. Addison-Wesley
36. Mandl P (2014) Grundkurs Betriebssysteme, 4. Aufl. Springer Vieweg, Wiesbaden
37. McDougall R, Mauro J (2007) Solaris Internals: Solaris 10 and OpenSolaris Kernel Architecture, 2. Aufl. Prentice Hall

38. Microsoft Corporation. Default cluster size for NTFS, FAT, and exFAT. <https://support.microsoft.com/en-us/kb/140365>. Zugegriffen: 20. Jan. 2017
39. Microsoft Corporation. File Caching. [https://msdn.microsoft.com/de-de/library/windows/desktop/aa364218\(v=vs.85\).aspx](https://msdn.microsoft.com/de-de/library/windows/desktop/aa364218(v=vs.85).aspx). Zugegriffen: 20. Jan. 2017
40. Microsoft Corporation. How NTFS Works. 2003 [https://technet.microsoft.com/en-us/library/cc781134\(v=ws.10\).aspx](https://technet.microsoft.com/en-us/library/cc781134(v=ws.10).aspx). Zugegriffen: 20. Jan. 2017
41. Microsoft Corporation. MS Windows NT Kernel-mode User and GDI White Paper. <https://technet.microsoft.com/library/cc750820.aspx>. Zugegriffen: 20. Jan. 2017
42. Musumeci G, Loukides M (2002) System Performance Tuning, 2. Aufl. O'Reilly
43. Mordvinova O, Kunkel J, Baun C, Ludwig T, Kunze M (2009) USB Flash Drives as an Energy Efficiency Storage Alternative. IEEE/ACM Grid 2009, Proceedings of the 10th International Conference on Grid Computing. ACM
44. Pancham P, Chaudhary D, Gupta R (2014) Comparison of Cache Page Replacement Techniques to Enhance Cache Memory Performance. International Journal of Computer Applications 98(19)
45. Oracle (2013) System Administration Guide: Oracle Solaris Containers-Resource Management and Oracle Solaris Zones. https://docs.oracle.com/cd/E22645_01/pdf/817-1592.pdf. Zugegriffen: 20. Jan. 2017
46. Ousterhout J, Cherenon R, Douglis F, Nelson N, Welch B (1988) The Sprite Network Operating System. IEEE Computer 21(2)
47. Richter L (1985) Betriebssysteme, 2. Aufl. Teubner, Stuttgart
48. Rhodehamel M (1989) The Bus Interface and Paging Units of the i860 Microprocessor. Proceedings of the IEEE International Conference on Computer Design, S. 380–384. IEEE
49. Rochkind M (1988) UNIX Programmierung für Fortgeschrittene. Hanser, München
50. Russinovich M (1998) Inside Memory Management, Part 2. <http://windowsitpro.com/systems-management/inside-memory-management-part-2>. Zugegriffen: 20. Jan. 2017
51. Silberschatz A, Galvin P, Gagne G (2013) Operating System Concepts, 9. Aufl. Wiley
52. Stuart B (2009) Principles of Operating Systems, 1. Aufl. Course Technology, Boston
53. Tanenbaum A (2002) Moderne Betriebssysteme, 2. Aufl. Pearson, München
54. Tanenbaum A (2009) Moderne Betriebssysteme, 3. Aufl. Pearson, München
55. Tanenbaum A, Goodman J (2001) Computerarchitektur. Pearson, München
56. Tanenbaum A, Sharp G. The Amoeba Distributed Operating System. <http://www.cs.vu.nl/pub/amoeba/Intro.pdf>. Zugegriffen: 20. Jan. 2017
57. Tanenbaum A, Woodhull A (2006) Operating Systems: Design and Implementation, 3. Aufl. Prentice Hall

58. Schmitt T, Kämmer N, Schmidt P, Weggerle A, Gerhold S, Schulthess P (2011) Rainbow OS: A distributed STM for in-memory data clusters. IEEE MIPRO 2011, Proceedings of the 34th International Convention. IEEE
59. Severance C (2015) Guido van Rossum: The Early Years of Python. IEEE Computer. Band 48, Nummer 2
60. Stallings W (2001) Operating Systems – Internals and Design Principles, 4. Aufl. Prentice-Hall, New Jersey
61. Introduction to Computer Architecture. 2011
http://cseweb.ucsd.edu/classes/w11/cse141/Slides/19_VirtualMemory.key.pdf.
Zugegriffen: 20. Jan. 2017
62. Vogt C (2001) Betriebssysteme. Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg
63. Vogt C (2012) Nebenläufige Programmierung. Hanser, München
64. Werner M (2016) Folienskript Betriebssysteme. Technische Universität Chemnitz
<https://osg.informatik.tu-chemnitz.de/lehre/os/>. Zugegriffen: 20. Jan. 2017
65. Wettstein H (1984) Architektur von Betriebssystemen, 2. Aufl. Hanser, München
66. Willemer A (2004) Wie werde ich UNIX-Guru?. Rheinwerk Verlag, Bonn
http://openbook.rheinwerk-verlag.de/unix_guru/. Zugegriffen: 20. Jan. 2017
67. Windows X86 System Call Table (NT/2000/XP/2003/Vista/2008/7/8).
<http://j00ru.vexillum.org/ntapi>. Zugegriffen: 20. Jan. 2017
68. Yodaiken V (1999) The RTLinux Manifesto.
<http://www.yodaiken.com/papers/rtlmanifesto.pdf>. Zugegriffen: 20. Jan. 2017

Sachverzeichnis

2-Zustands-Prozessmodell, 145
3-Zustands-Prozessmodell, 146
5-Zustands-Prozessmodell, 148
6-Zustands-Prozessmodell, 148
7-Zustands-Prozessmodell, 150

A

Access Violation Ausnahme, 98
Adressbus, 42
Adressen
 physische, 91
 virtuelle, 91
Adressregister, 52
AES, 130
Akkumulator, 52, 141, 144
Aktives Warten, 179, 182
ALU, 40, 52, 144
AmigaOS, 26, 35
Amoeba, 30, 35
Anonyme Pipe, 203
Antwortquotient, 170
Anwendungsvirtualisierung, 234
Arbeitsspeicher, 55
Arithmetic Logic Unit, 40, 52, 144
ASCII, 10
Atari DOS, 27
Atto-Kernel, 29
Aufgabe, 25
Auftrag, 25
Auslagerungsspeicher, 84, 88, 101, 148,
 153

Average Rot. Latency Time, 57
Average Seek Time, 57
AVR, 48

B

Band-Bibliothek, 51
Basepointer, 144
Basilisk, 233
Befehlsregister, 41, 52, 144
Befehlswerk, 40
Befehlszähler, 41, 52, 143
Benannte Pipe, 206
Benutzerkontext, 144
Benutzermodus, 33, 102, 136, 151, 236
BeOS, 26, 27, 36
Best Fit, 80
Betriebsmittel-Graphen, 184
Betriebssystem
 Aufbau, 32
 Aufgabenbereiche, 17
 Einordnung, 15
 Kern, 32
 Kernfunktionalitäten, 17
 Positionierung, 16
 Verteilt, 30
Betriebssystemkern, 16, 32, 151
 Architektur, 32
 Hybrid, 35
 Mikrokern, 34
 Monolithisch, 33
Betriebssystem-Virt., 239

Binäre Semaphore, 225

BIOS, 56

Bit, 3

Bitfolge, 4

Bit-Level Striping, 68

Block, 55, 110

 Adressierung, 111

 Gruppe, 114

Block-Bitmap, 116

Block-Level Striping, 69–72

Blue Screen, 98

Bochs, 233

Bootblock, 113, 115

Bootmanager, 115

Bootsektor, 117

BSD, 33

BSS, 152

Btrfs, 128, 131

Bubble Memory, 50

Buddy, 80

 Speicherverwaltung, 80

Buffer Cache, 132

Bus

 parallel, 44

 seriell, 44

Busleitungen, 41

Busy Waiting, 46, 179

C

Cache, 52, 132

 Disable-Bit, 93

 Schreibstrategien, 53

 Write-Back, 132

CD-Laufwerk, 46

CD-R, 50

CD-ROM, 50

CD-RW, 50

Central Processing Unit, 40

CF-Karte, 50

Channel Hot Electron Inj., 60

CHS-Adressierung, 56

Chunk, 70, 71

Clock, 107

Cluster, 56, 110, 111

Bitmap, 114

Größe, 110, 113

Kette, 117, 120

 querverbundene, 119

 verlorene, 119

COBOL, 20

Code Segment, 86

Colossus, 19

Container, 239

Contiki, 27

Control-Gate, 59

Copy-on-Write, 131

CoW, 131

Cylinder, 55

D

Data Segment, 86

Datagram Sockets, 211

Datasette, 50

Datei, 110

Dateigröße, 8

Dateisystem, 109

 Adressierung, 111, 125, 127

 Buffer Cache, 132

 Cache, 132

 Clusterkette, 117

 Copy-on-Write, 131

 CoW, 131

 Dateizuordnungstabelle, 117

 Defragmentierung, 133

 ext2, 114

 ext3, 114

 ext4, 128

 Extent, 127

 FAT, 117

 FAT12, 122

 FAT16, 122

 FAT32, 123

 File Allocation Table, 117

 Fragmentierung, 133

 Hauptdatei, 129

 JFFS, 58

 JFFS2, 58

 Journal, 125

- Linux, 110
 - LogFS, 58
 - Master File Table, 129
 - Minix, 113
 - NTFS, 129
 - Page Cache, 125, 132
 - Snapshot, 128
 - VFAT, 123
 - YAFFS, 58
 - Dateizuordnungstabelle, 117
 - Datenbus, 41
 - Datenregister, 52
 - Datensegment, 152
 - Datenspeicher, 48
 - elektronisch, 48
 - flüchtig, 49, 55
 - magnetisch, 48
 - magnet-optisch, 48
 - mechanisch, 48
 - nichtflüchtig, 49
 - optisch, 48
 - persistent, 49
 - sequentiell, 48
 - wahlfreie, 48, 55
 - Deadlock, 183–185
 - Erkennung, 184, 185
 - Ignorierung, 184
 - Vogel-Strauß, 184
 - Defragmentierung, 77, 133
 - DES, 130
 - Destination Index, 87
 - Dezimalsystem, 5
 - Dialogbetrieb, 24
 - Dienst, 32, 34, 37
 - Direct Memory Access, 24, 46, 47
 - Dirty-Bit, 54, 93, 99
 - Diskette, 50
 - Disketten-Laufwerk, 46
 - Dispatcher, 32, 146, 163
 - DMA, 24, 46
 - DOSBox, 233
 - DragonFly BSD, 36
 - Drain (Elektrode), 59
 - DRAM, 50
 - DR-DOS, 85
 - Drucker, 46
 - Drum Memory, 50
 - Dualsystem, 5
 - DVD-Laufwerk, 46
 - DVD-R, 50
 - DVD-ROM, 50
 - DVD-RW, 50
 - Dynamische Partitionierung, 77
- ## E
- Earliest Deadline First, 171
 - Echtzeitbetriebssysteme, 27, 165
 - eComStation, 27
 - EDF, 171
 - Ein-/Ausgabegeräte, 40, 45
 - Einzelbenutzerbetrieb, 26
 - Einzelprogrammbetrieb, 21, 25
 - Elektrode, 59
 - Elektronischer Datenspeicher, 48
 - Elternprozess, 153
 - Emulation, 233
 - Engpass, 69
 - ENIAC, 19
 - Erweitertes CHS, 57
 - Erzeuger/Verbraucher, 224, 225
 - eSATA, 44
 - Ethernet, 44
 - Exception, 97
 - Exception-Handlers, 97
 - exec, 159
 - exit, 151
 - ext2, 114
 - ext3, 114, 126
 - ext4, 126, 128
 - Extended CHS, 57
 - Extents, 127
 - Extra Segment, 87
- ## F
- Fair-Share, 171
 - FAT, 117
 - FAT12, 122
 - FAT16, 122

- FAT32, 123
- FCFS, 166
- Femto-Kernel, 29
- Festplatte, 46, 50, 55
 - Adressierung, 56
 - Zugriffszeit, 57
- FIFO, 106, 166, 195, 203, 206
- File Allocation Table, 117
- FireWire, 44
- First Come First Served, 166
- First Fit, 79
- First In First Out, 106, 166, 195, 203, 206
- First Level Cache, 52
- Flaschenhals, 69
- Flash-Speicher
 - Arbeitsweise, 60
 - auslesen, 60
 - löschen, 60
 - NAND, 62
 - NOR, 62
 - Schreib-/Löschzyklen, 60
 - schreiben, 60
- Flashspeicher, 50
- Flat Memory-Modell, 101
- Floating-Gate, 59
- Floppy Disk, 50
- Flüchtiger Datenspeicher, 49, 55
- fork, 153
- Forkbombe, 158
- Fortran, 20
- Fowler-Nordheim-Tunnel, 60
- Fragmentierung, 115, 133
 - externe, 77, 80, 91, 99
 - interne, 76, 91, 92, 99, 110, 122
- FreeDOS, 33, 85
- Front-Side-Bus, 44

- G**
- Gate (Elektrode), 59
- Gemeinsamer Speicher, 188
- General Protect. Fault Ausn., 98
- GEOS, 27
- Gerät
 - blockorientiert, 45
 - zeichenorientiert, 45
- GNU, 35
- HURD, 35

- H**
- Haiku, 36
- Hamming-Code, 68
- Hardware
 - Emulation, 233
 - Kontext, 143
 - Virtualisierung, 239
- Harvard-Architektur, 48
- Hauptdatei, 129
- Hauptdatei (NTFS), 130
- Hauptprozessor, 40
- Hauptspeicher, 40, 50, 55, 59
- Heap, 152
- Hercules, 233
- Hexadezimalsystem, 6
- Highest Response Ratio Next, 170
- Hintergrundspeicher, 88
- Hitrate, 103
- HRRN, 170
- Hybrider Kern, 33
- Hypervisor
 - Typ-1, 237
 - Typ-2, 235

- I**
- IDE, 44
- Index Node, 110
- Indexknoten, 110
- Inferno, 30
- Informationsdarstellung, 9
- Inode, 110
- Inode-Bitmap, 114, 116
- Instruction Pointer, 52, 87, 143
- Instruction Register, 41, 52, 144
- Interaktionsformen, 178
- Interprozesskommunikation, 175
- Interrupt, 47
- Interrupt-Leitungen, 47
- ipcrm, 195, 203, 227

ipcs, 194, 202, 227
ISA, 44

J

Jail, 239
JFS, 126, 128
Job-Scheduler, 172
Journal, 125
Journaling
 Metadaten, 125
 Ordered, 126
 Vollständiges, 126
Journaling-Dateisysteme, 125
JSLinux, 233
JSNES, 233

K

Kernel, 17, 32
 Architektur, 32
 Hybrid, 35
 Mikrokern, 34
 Monolithisch, 33
Kernel Address Space, 101
Kernelarchitektur, 32
Kernelmodus, 33, 34, 102, 136, 151, 236
Kernelspace, 101
Kernspeicher, 50
kill, 181
Kindprozess, 154
Kommunikation, 178, 187
Kommunikationskanal, 203
Kooperation, 178, 222
Kritischer Abschnitt, 175

L

Ladungsfalle, 59
Last In First Out, 152
LBA-Adressierung, 57
Least Frequently Used, 105
Least Recently Used, 104
Leitwerk, 40
Leser-/Schreiberproblem, 224
LFU, 105
LIFO, 152

Linux, 26, 27, 35, 164
 Modul, 33
LJF, 169
Lochkarte, 20, 50
Lochstreifen, 50
lock, 181
Logbuch, 125
Longest Job First, 169
Longest Rem. Time First, 170
LRTF, 170
LRU, 104
LSB, 5
lsuf, 210
LynxOS, 28

M

Mac OS, 26, 27, 33, 36, 164
Magnetband, 46, 50
Magnetblasenspeicher, 50
Magnetischer Datenspeicher, 48
Magnetkarte, 50
Magneto Optical Disc, 50
Magnet-opt. Datenspeicher, 48
Magnetstreifen, 50
make, 31
Makrokern, 35
malloc, 152
MAME, 233
Mapping, 89
Mark I, 19, 48
Master File Table, 129, 130
Maus, 46
mdadm, 66
Mechanischer Datenspeicher, 48
Mehrbenutzerbetrieb, 26
Mehrprogrammbetrieb, 21, 25
Memory Management Unit, 91, 94
Message Queue, 195
Metadaten, 110
Metadaten-Journaling, 125
Meta-Scheduler, 172
MFU, 104
Mikrokern, 34
Mikrokern, 34

- MiniDisc, 50
 - Minimaler Kern, 33
 - Minix, 35, 113
 - Mirroring, 67
 - Missrate, 103
 - mknod, 210
 - MLC, 63
 - MMU, 91, 94
 - Modified-Bit, 93
 - MO-Disk, 50
 - Moduswechsel, 136
 - Monitor, 228
 - Monolithischer Kern, 33
 - MorphOS, 35
 - Most Frequently Used, 104
 - MPI, 31
 - MSB, 5
 - MS-DOS, 26, 27, 33, 85
 - msgctl, 196
 - msgget, 196
 - msgrcv, 196
 - msgsnd, 196
 - Multi-Level Cell, 63
 - Multilevel-Feedback-Sched., 173
 - Multitasking, 25
 - Multi-User Mode, 26
 - Mutex, 228
 - Mutual Exclusion, 175, 183
- N**
- Nachrechner, 24
 - Nachrichtenwarteschlange, 195
 - NAND-Speicher, 62
 - Nano-Kernel, 29
 - Nearlinespeicher, 51
 - Next Fit, 80
 - Nibble, 7
 - nice, 146
 - Nichtflüchtiger Datenspeicher, 49
 - NOR-Speicher, 62
 - Northbridge, 42, 45
 - npn-Transistor, 59
 - NTFS, 129
 - Hauptdatei, 130
 - Master File Table, 130
- O**
- Offlinespeicher, 51
 - Offsetregister, 86
 - Oktade, 6
 - Oktalsystem, 6
 - OpenSHMEM, 31
 - OPT, 104
 - Optimale Strategie, 104
 - Optischer Datenspeicher, 48
 - Ordered-Journaling, 126
 - OS/2, 26, 27, 33
 - Ostrich Algorithm, 184
- P**
- PAE, 97
 - Page Cache, 125, 132
 - Page Fault Ausnahme, 94
 - Page Table, 90
 - Base Register, 94, 144
 - Length Register, 94, 144
 - Page-File, 101
 - Paging, 90
 - einstufig, 94
 - Probleme, 94
 - zweistufig, 94
 - Palm OS, 26
 - Paravirtualisierung, 237
 - Parent Process, 153
 - Paritätslaufwerk, 69, 70
 - Partitionierung, 232
 - dynamische, 77
 - statische, 76
 - Passives Warten, 180, 182
 - PATA, 44, 46, 56
 - PC-DOS, 85
 - PCI, 44
 - PCI-Express, 44, 45
 - PCMCIA, 44
 - Persistenter Datenspeicher, 49
 - Petrinetz, 185
 - Philosophenproblem, 224
 - Physical Address Extension, 97

- Physische Adressen, 91
 - Pico-Kernel, 29
 - PIO, 46
 - Pipe, 203
 - anonyme, 203
 - benannte, 206
 - FIFO, 206
 - Plan 9, 36
 - Plankalkül, 20
 - pmake, 31
 - Polling, 179
 - Present-Bit, 93, 97, 99
 - Primärspeicher, 49
 - Prioritätenges. Scheduling, 165
 - Privilegienstufe, 135
 - Program Counter, 41, 52, 143
 - Programmed Input/Output, 46
 - Protected Mode, 85, 88
 - Protokoll, 37
 - Prozess, 25, 143
 - anonyme Pipe, 203
 - Baum, 155
 - benannte Pipe, 206
 - Benutzerkontext, 144
 - Elternprozess, 153
 - Ersetzung, 159
 - Erzeugung, 153, 160
 - Forkbombe, 158
 - Gemeinsamer Speicher, 188
 - Hardwarekontext, 143
 - Hierarchie, 155
 - Interaktionsformen, 178
 - Interprozesskomm., 175
 - Kindprozess, 154
 - Kommunikation, 187
 - Kommunikationskanal, 203
 - Kontext, 143
 - Kooperation, 222
 - Message Queue, 195
 - Monitor, 228
 - Mutex, 228
 - Nachrichtenwarteschl., 195
 - Parent Process, 153
 - Pipe, 203
 - Priorität, 145
 - Scheduling, 163
 - Semaphor, 223
 - Shared Memory, 188
 - Signalisieren, 179
 - Socket, 210
 - Sperren, 181
 - Struktur, 151
 - Synchronisation, 178
 - Systemkontext, 144
 - Vaterprozess, 153
 - Vergabelung, 160
 - Verhungern, 183
 - Verkettung, 160
 - Verklemmung, 183
 - Wartezeit, 164
 - Wettlaufsituation, 177
 - Zombie, 151
 - Zustand, 144
 - Prozesshierarchie, 155
 - Prozesskontext, 143
 - Prozesskontrollblock, 144
 - Prozesstabelle, 144
 - Prozessverwaltung, 143
 - Prozesszustände, 144
 - Prüfbit, 68
 - Pufferspeicher, 52
- Q**
- QEMU, 233
 - QLC, 63
 - QNX, 28
 - Neutrino, 35
 - Quad-Level Cell, 63
 - Quelle (Elektrode), 59
 - Queue, 77
 - Quota, 130, 144
- R**
- Race Condition, 177
 - RAID, 64, 65
 - Hardware, 65
 - Host, 66
 - Kombinationen, 72

- mdadm, 66
- RAID 0, 67
- RAID 1, 67
- RAID 2, 68
- RAID 3, 69
- RAID 4, 70
- RAID 5, 71
- RAID 6, 72
- RAID-Level, 65
- Software, 66
- Rainbow, 31
- Random, 107
- Random Access Memory, 55
- RDP, 27
- ReactOS, 36
- Read/Write-Bit, 93
- Real Address Mode, 84
- Real Mode, 84
 - Adressierung, 86
- Rechenwerk, 40, 41
- Rechnerarchitektur, 39
- Reference-Bit, 93, 107
- reFS, 131
- Register, 40, 52, 143
 - Adressregister, 52
 - Akkumulator, 52, 141, 144
 - Befehlsregister, 52
 - Befehlszähler, 52
 - Datenregister, 52
 - Stack Pointer, 52
 - Stapelregister, 52
- Relokation, 88
- Remote Desktop Protocol, 27
- renice, 146
- Response Ratio, 170
- Risc OS, 26
- Round Robin, 167
- RR, 167
- RTLlinux, 28
- S**
- SATA, 44
- Schadprogramm, 158
- Scheduler, 32, 146, 163
- Scheduling
 - Algorithmus, 146
 - EDF, 171
 - Fair-Share, 171
 - FCFS, 166
 - FIFO, 166
 - HRRN, 170
 - Job-Scheduler, 172
 - kooperativ, 164
 - LJF, 169
 - LRTF, 170
 - Meta-Scheduler, 172
 - nicht-präemptiv, 164
 - nicht-verdrängend, 164
 - präemptiv, 164
 - Prioritäten, 165
 - Round Robin, 167
 - RR, 167
 - SJF, 168
 - SPN, 168
 - SRTF, 169
 - verdrängend, 164
- Schedulingverfahren, 163
- Schichtenmodell, 36
- Schreib-/Lesekopf, 55
- Schutz, 88
- Schutzmodus, 89
- Schutzverletzung, 98
- Schwache Semaphore, 223
- Schwellwert, 60
- SCSI, 44
- SD-Karte, 117
- Second Chance, 107
- Second Level Cache, 52
- Segmentation
 - Fault, 98
 - Violation, 98
- Segmentierung, 98
- Segmentregister, 86
- Segmenttabelle, 98
 - Struktur, 99
- Seitenersetzungsstrategien, 103
 - Clock, 107
 - FIFO, 106

- LFU, 105
- LRU, 104
- MFU, 104
- OPT, 104
- Random, 107
- Second Chance, 107
- Time To Live, 104
- TTL, 104
- Seitenfehler, 94
- Seitentabelle, 90, 144
 - Größe, 92
 - Struktur, 93
- Sektor, 55
- Sekundärspeicher, 51
- Semaphore, 223
 - binäre, 225
 - Linux, 225
 - P-Operation, 223
 - schwache, 223
 - starke, 223
 - V-Operation, 223
- Semaphorengruppe, 225
- Semaphortabelle, 227
- semctl, 227
- semget, 227
- semop, 227
- Senke (Elektrode), 59
- Sequentieller Zugriff, 48
- Server, 32, 34
- Shared Memory, 188
 - Tabelle, 188
- SheepShaver, 233
- Shell, 132, 159
- shmat, 189
- shmctl, 189
- shmdt, 189
- shmget, 189
- Shortest Job First, 168
- Shortest Process Next, 168
- Shortest Rem. Time First, 169
- SIGCONT, 182
- signal, 180
- Signalisieren, 179
- SIGSEGV, 98
- SIGSTOP, 182
- Single System Image, 30
- Single-Level Cell, 63
- Singletasking, 25
- Single-User Mode, 26
- size, 153
- SJF, 168
- SLC, 63
- Smartdrive, 132
- Snapshot, 128
- Socket, 210
 - Datagram, 211
 - Stream, 211
 - Verbindungslos, 211
 - Verbindungsorientierte, 211
- Software-Interrupt, 97
- Solid State Drive, 58
- Source (Elektrode), 59
- Source Index, 87
- Southbridge, 42
- Speicher, 40, 48
 - Auslagern, 90
 - oberer, 85
 - Seitenorientierter, 90
 - unterer, 85
- Speicheradressen
 - Länge, 27
 - physische, 91
 - virtuelle, 91
- Speicheradressierung, 84
 - Paging, 90
 - Protected Mode, 88
 - Real Mode, 84
 - Segmentierung, 98
 - Virtueller Speicher, 88
- Speichergröße, 8
- Speicherhierarchie, 49
- Speicherpyramide, 49
- Speicherschutz, 87
- Speicherverwaltung, 21, 75
 - Buddy, 80
 - Defragmentierung, 77
 - dynamische Partition., 77
 - Konzepte, 75

- statische Partitionierung, 76
 - Zuteilungskonzepte, 77
- Spiegelung, 67
- SPN, 168
- Spooling, 24
- Spoolingprozess, 24
- Sprite, 31
- Spur (Festplatte), 55
- SRTF, 169
- SSD, 46, 50, 58
- Stack, 52, 152
- Stack Pointer, 52, 87
- Stack Segment, 87
- Stackpointer, 144
- Stammverzeichnis, 118
- Stapel, 52
- Stapelregister, 52
- Stapelverarbeitung, 167
- Starke Semaphore, 223
- Starvation, 183
- Statische Partitionierung, 76
- Statisches Multilevel-Sched., 173
- Steuerbus, 42
- Steuerelektrode, 59
- Steuerwerk, 40, 41
- Stream Sockets, 211
- String, 12
- Striping, 67
- Suchzeit, 57
- Superblock, 113, 115
- Swap, 84, 88, 101, 148, 153
- Swapping, 90
- Symbian, 35
- Synchronisation, 178
- System Call, 135
- System Call Table, 141
- Systemaufruf, 135
 - System Call Table, 141
- Systemkontext, 144

T

- Tape-Library, 51
- Task, 25
- Tastatur, 46

- TCP, 211
- Terminal, 46
- Tertiärspeicher, 51
- Tetrade, 7
- Textsegment, 152
- Thin-Kernel, 29
- Third Level Cache, 52
- Threshold, 60
- Time Sharing, 24
- Time Slices, 25
- Time To Live, 104
- TLC, 63
- Tor (Elektrode), 59
- Track, 55
- Triple-DES, 130
- Triple-Level Cell, 63
- Trommelspeicher, 50
- Tru64, 35
- TTL, 104
- Typ-1-Hypervisor, 237
- Typ-2-Hypervisor, 235

U

- UDP, 211
- UEFI, 56
- Ultra-DMA, 48
- Unicode, 12
- Unix-Shell, 132, 159
- Unixzeit, 138
- Unkritischer Abschnitt, 175
- unlock, 181
- Unterbrechung, 47
- Ununterbrechbarkeit, 183
- UPC, 31
- US-ASCII, 10
- USB, 44
- USB-Stick, 50, 116, 117, 122, 123
- User Address Space, 101
- Userspace, 101
- UTF-8, 12

V

- Vaterprozess, 153
- Verhungern, 183

- Verklebung, 183
- Verteilte Betriebssysteme, 30
- Verwaltungsdaten, 110
- Verzeichnis, 111
- VFAT, 123
- Virt. Maschinen-Monitor, 235
- Virtualisierung, 231
 - Anwendungsvirt., 234
 - Betriebssystemvirt., 239
 - Container, 239
 - Emulation, 233
 - Hardware-Virt., 239
 - Jails, 239
 - Paravirt., 237
 - Partitionierung, 232
 - VMM, 235
 - Vollständige, 235
- Virtuelle Adressen, 91
- Virtuelle Maschine, 231
- Virtueller Speicher, 88
 - Paging, 90
 - Segmentierung, 98
- VMM, 235
- Vogel-Strauß-Politik, 184
- Vollst. Virtualisierung, 235
- Vollständiges Journaling, 126
- Von-Neumann
 - Architektur, 39
 - Zyklus, 41
- Vorrechner, 24
- VxWorks, 28

- W**
- Wahlfreier Zugriff, 48
- wait, 151, 180
- Warteschlange, 77
- Warteschleife, 180
- Wartezeit, 164
- Wear Leveling, 58, 115
- Wechsels. Ausschluss, 175
- Wettlaufsituation, 177
- Windows, 26, 164
 - 2.0, 85
 - 2.1, 85
 - 3.0, 85
 - 3.1, 85
 - 3x, 26, 27
 - 7, 26, 27
 - 8, 26, 27
 - 10, 26, 27
 - 95, 26, 27, 33, 35, 164
 - 98, 26, 27, 33, 35
 - 2000, 26
 - ME, 33
 - NT, 26, 27
 - NT 3.1, 36
 - NT 4, 35
 - Vista, 26, 27
 - XP, 26
- Wrapper-Funktion, 139
- Write-Back, 53, 93, 132
- Write-Through, 53, 93
 - Bit, 93
- Wurzelverzeichnis, 118

- X**
- XFS, 126, 128

- Z**
- Zahlen, 4
- Zeichenkette, 12
- Zeitscheiben, 25
- Zeitscheibenverfahren, 167
- Zeitschranken, 27
- Zeitteilbetrieb, 24
- ZETA, 36
- Zombie-Prozess, 151
- Zone, 110
- Zugriff
 - sequentiell, 48
 - wahlfrei, 48
- Zugriffsverzögerung, 57
- Zugriffszeit, 57
- Zuse Z3, 19
- Zyklische Wartebedingung, 183
- Zylinder, 55